Hamburgische
Geschichten
und
Sagen.
2te Auflage.

Hamburgische

Geschichten und Sagen,

erzählt

von

Dr. Otto Wellers

Hamburg.
Perthes-Besser & Mauke.
1851.

31089.

Vorwort.

Die alte Stadt Hamburg iſt faſt arm zu nennen an Sagen und Legenden der Vorzeit; ſie mögen bei früheren häufigen Zerſtörungen mit den vielen Denkmälern des Alterthums, an welche ſie geknüpft waren, untergegangen ſein. Sagenhafte, durch mündliche Ueberlieferung von Thatſachen gebildete Erzählungen, wohin manche Berichte der geſchriebenen Chroniken zu zählen, ſind weniger ſelten. Reich aber ſind wir, durch die bedeutungsvolle Vergangenheit unſrer Stadt, an ſolchen hiſtoriſchen Momenten, welche ſich füglich aus ihrem Zuſammenhange nehmen und in die Form einer Geſchichte bringen laſſen.

Aus einer dieſe drei Geſichtspunkte umfaſſenden Sammlung, theile ich hier in einer Anzahl Geſchichten und Sagen den Verſuch mit: nicht nur verhallende Kunden feſtzuhalten, oder Denkwürdiges aufs Neue zu berichten, ſondern auch durch eine Reihe chronologiſch geordneter Geſchichten einige charakteriſtiſche Zeit- und Sittenbilder zur klaren Anſchauung zu bringen.

Die Vielſeitigkeit des Stoffes möge der Mangelhaftigkeit im Einzelnen zur Entſchuldigung dienen. Für

Vorwort.

Die alte Stadt Hamburg iſt faſt arm zu nennen an Sagen und Legenden der Vorzeit; ſie mögen bei früheren häufigen Zerſtörungen mit den vielen Denkmälern des Alterthums, an welche ſie geknüpft waren, untergegangen ſein. Sagenhafte, durch mündliche Ueberlieferung von Thatſachen gebildete Erzählungen, wohin manche Berichte der geſchriebenen Chroniken zu zählen, ſind weniger ſelten. Reich aber ſind wir, durch die bedeutungsvolle Vergangenheit unſrer Stadt, an ſolchen hiſtoriſchen Momenten, welche ſich füglich aus ihrem Zuſammenhange nehmen und in die Form einer Geſchichte bringen laſſen.

Aus einer dieſe drei Geſichtspunkte umfaſſenden Sammlung, theile ich hier in einer Anzahl Geſchichten und Sagen den Verſuch mit: nicht nur verhallende Kunden feſtzuhalten, oder Denkwürdiges aufs Neue zu berichten, ſondern auch durch eine Reihe chronologiſch geordneter Geſchichten einige charakteriſtiſche Zeit- und Sittenbilder zur klaren Anſchauung zu bringen.

Die Vielſeitigkeit des Stoffes möge der Mangelhaftigkeit im Einzelnen zur Entſchuldigung dienen. Für

die früheſte Geſchichte und die Geſtaltung Hamburgs als freie Stadt, glaube ich ein vorzügliches Intereſſe anſprechen zu dürfen. Verſchiedene Kriegsbilder und Hanſeatiſche Erinnerungen bezeichnen nicht nur das Verhältniß zum Auslande, ſondern auch die Stufe der damaligen Macht und Größe. Bei Darſtellungen der inneren Ereigniſſe iſt ſowohl auf die Topographie der alten Stadt, als auf die Sitten, Gebräuche, Vorſtellungen, Tugenden und Fehler ihrer derzeitigen Bewohner Bedacht genommen. Schon aus dieſer Rückſicht verdienen wohl die mitgetheilten Verbrecher-Geſchichten, ſo wie neben ſolchen Nachtſeiten auch manche gemüthliche Züge aus dem bürgerlichen Privatleben und einige ergötzliche Schwänke der Altvordern, ihre gebührende Stelle.

In Betreff vieler Sagen, ſo wie der volksthümlichen Geſchichten bin ich meiſtentheils den alten handſchriftlichen Chroniken gefolgt, welche ſie am urſprünglichſten bewahrt haben. Nicht ohne Abſicht iſt auch vielfach die Sprache und Erzählungsweiſe derſelben beibehalten, ſo weit es dem Verſtändniß nicht ſchadete.

Gern laſſen wir uns die Vergangenheit unſrer Eltern, ihre Handlungen und Begegniſſe erzählen; ſelbſt unerhebliche Züge aus ihrer Jugendzeit vernehmen wir mit lebhaftem Intereſſe. Vielleicht werden auch die folgenden Bilder aus den verſchollenen Tagen unſrer Vorfahren einige Theilnahme bei den Nachkommen finden.

Hamburg, am 28. November 1853.

Dr. **Otto Beneke.**

1. Sagen von Hamburgs Entſtehung.

Als nach der großen Sündfluth Noah's zweiter Sohn, Ham, mit Weib und Kind in die weite Welt gegangen war, da iſt er auf ſeinen Fahrten auch in dieſe Gegend der Unterelbe gekommen und hat ein feſtes Haus gebaut auf der Höhe der Uferberge, und hat es nach ſeinem Namen Hams Burg oder Hamburg genannt, und einige ſeiner Söhne nebſt ihren Weibern und Kindern darin gelaſſen. Und dieſe haben ſich rund umher angebaut, und eine Stadt gegründet, und das iſt der Urſprung Hamburgs und die Abſtammung der Hamburger, — alſo meinen Einige.

Andere ſagen: Als das Griechiſche Heidenthum im Morgenlande zerſtört worden, da iſt ein Schwarm Heiden, welche den Jupiter Ammen oder Hammon am höchſten verehrt und nicht von ihm haben laſſen wollen, in dieſe Gegend gekommen, allwo ſie ihrem Abgotte ein neues Heiligthum erbauet, ſich rings umher niedergelaſſen und befeſtigt, und dieſe Stätte Hammonsburg genannt haben. Und davon rührt der noch heut zu Tage übliche Name der Stadt Hammonia her, welcher abſonderlich gern von den Poeten gebraucht wird. Als Kaiſer Karl der Große aber gekommen iſt, da hat er

dieſen Götzendienſt gänzlich abgeſchafft, die chriſtliche Lehre eingeführt und einen Dom nebſt feſter Burg dazu gebauet, (etwa um's Jahr 805), den alten Namen aber hat er gelaſſen.

Wieder Andere ſagen: Hier zu Lande haben Deutſche gewohnt aus dem Stamme der Sachſen, die Wald- oder Holt-Saſſen, deren Name in Holſten ſich verkehrt hat, daraus des Landes Name Holſteen oder Holſtein entſtanden iſt. Das möchte nun ſo weit ganz richtig ſein. Dieſe alten Sachſen haben (ſo ſagen Jene) unter den vaterländiſchen Gottheiten hauptſächlich den Ther oder Aſathor verehrt, den ſie Hameyß genannt haben, welcher an der Stätte, wo jetzt Hamburg ſteht, ſein Heiligthum gehabt hat. Daher iſt ſie geheißen Hamoysburg oder Hammenburg. Daß Karl der Große ſolch heidniſches Weſen der Sachſen zerſtört und ſie zum Chriſtenthum geführt, berichtet die Sage auch. Alſo wäre der Name Hammonia von dem Beinamen des Altgermaniſchen Gottes Ther entſtanden.

Noch Andere ſagen: Hier habe ein unmenſchlicher Rieſe und großer Fechter gehauſ't, mit Namen Ham, welcher von dem gewaltigen Nordlandshelden Starkater (Stark-Attr oder Stark-Ottur) im offenen Kampfe iſt erſchlagen worden. Und den Ort, da er gewohnet, den habe man Hamburg genannt.

Auch heißt es, die Bewohner dieſer Stätte hätten neben dem Fiſchfange auch viel Viehzucht getrieben, und es verſtanden, ſonderlich gute Schinken, Rauch- und Pökelfleiſch zu bereiten, ſo daß man ihre Stadt darnach benannt Hammen-

Burg, will ſagen Schinken-Stadt, da man in damaliger Sprache einen Schinken oder Bug oder Schulterknochen eine Hamme geheißen habe. "Was ich aber mehr, auf ſeinen Unwerth, denn auf ſeinen Werth beruhen laſſen will, obwohl es eine gar feine Erklärung ſcheint, wenn man an die ſchönen Stücke Fleiſch gedenket, ſo allerzeit in unſrer guten Stadt geräuchert und von hier in die weite Welt verführet worden ſind."

Wunderlich iſt es, daß einige ſonderbare Bierfreunde den Namen unſrer Stadt, in der vor Zeiten das beſte Bier der Welt gebrauet worden, mit dem fabuloſen Biergötzen Gambrinus in Verbindung bringen, und ſagen, es habe geheißen Gambrins Burg, woraus Gambsburg und daraus Hamburg geworden. Der Name der Marſchlandſchaften (Alten- und Neuen-) Gamme hänge damit zuſammen, denn von daher ſei Hopfen und Malz zum Hamburgiſchen Brauwerk gekommen. So ſinnreich auch dieſe Etymologia iſt und ſo vielen Beifall ſie heut zu Tage in unſeren wieder erſtandenen Bierhallen finden möchte, ſo kann man ihr dennoch mit Fug nicht beifallen.

Uebergehend noch viele andere meiſt unſtatthafte oder unwahrſcheinliche Sagen über Hamburgs Namen und Urſprung, z. B. von dem Stamme der Gambrivier, die aber hiererts niemals gehauſet haben, iſt dagegen noch dieſe anzuführen: In dieſer Gegend habe das edle Geſchlecht derer von Hamme gehauſet, welche in dem jetzigen Dorfe Ham ihren Wohnſitz gehabt; dieſe Herren hätten vor Karls des Großen Zeiten eine Burg näher der Elbe gebauet, und ſie nach ihrem Namen Hamburg genannt, worauf der Kaiſer ihnen Burg und Burgfrieden abgekauft habe.

Gewiß iſt, daß die alten Sachſen eine große Waldung mit dem Namen Hamm oder Hamme bezeichnet haben, wie auch daß die ganze Gegend längs der Bill-, Alſter- und Elb-Niederung eine große Waldung geweſen iſt. Gewiß auch iſt, daß davon die Ortſchaft Hamm ihren Namen trägt, und daß die Herren von Hamme daſelbſt gelebt haben. Nur ſo viel ſpäter, daß man ſie nicht füglich als Gründer der erſten Hammaburg anſehen kann. Dieſe wird von Karl dem Großen gegründet und nach der umliegenden Hamme (Waldung) alſo benannt worden ſein. Denn noch ſpäter hieß man die Holzung, die vor Entſtehung des St. Jacobi- und St. Georgs-Kirchſpiels auf deren Grund und Boden ſtand, "die Hamme," und nur in dem heutigen Dorf Hamm iſt der alte Name für die geſammte große Waldung übrig geblieben.

Es geht hiemit wie mit vielen Dingen menſchlichen Wiſſens, es iſt Stückwerk, davon der alte Spruch gilt:

"Ich weiß davon nichts kundhaft Wahres.
Wer's aber weiß, der offenbar' es."

---

2. Der heilige Anſcharius.

(831—865.)

Karls des Großen Abſicht: das von ihm gegründete Hamburg nicht nur zu einem Bollwerk der Chriſtenheit gegen die Germaniſchen und Slaviſchen Heiden im Norden und Oſten, ſondern auch zu einer Pflanzſtätte chriſtlicher Lehre und Bildung zu erheben, wurde von ſeinem Sohne und Nachfolger gefördert. Und als deshalb im Jahre 831 Kaiſer Ludwig der Fromme Hamburg zum Sitz eines Erzbisthum gemacht hatte, wurde Anſchar, ein junger dreißigjähriger Mönch, erzogen für ſeinen ernſten Beruf in dem berühmten Kloſter zu Corvey,

der bereits als Miſſionar die Länder des Nordens durchzogen hatte, zum Erzbiſchof von Hamburg erkoren. Des Kaiſers Halb-Bruder Drogo, Erzbiſchof von Metz, weihte ihn, und nachdem Pabſt Gregor IV. ihm den erzbiſchöflichen Mantel geſchickt hatte zum Zeichen ſeiner Beſtätigung (834), kam er, ſein hohes Amt anzutreten, nach Hamburg, wohin er, außer vielen Reliquien und werthvollen Heiligthümern, auch eben ſo viel frommen Eifer als Geſchick zur Erfüllung ſeiner Beſtimmung mitbrachte.

Hamburg war damals noch ein kleiner Ort. Ein Caſtell, eine Kirche, einige Wohnungen der Geiſtlichen, einige Gaſſen rings umher, von dem Umfange des heutigen St. Petri-Kirchſpiels. Anſchar vergrößerte ſogleich die Kirche, den Dom, den er herrlich ausſchmückte, errichtete daneben ein Kloſter, das er mit gelehrten Benedictinern aus Corvey beſetzte, und gründete eine von dieſen beſorgte Schule, welcher der Kaiſer eine koſtbare Bibliothek ſchenkte. Dies war die Pflanzſtätte, aus der die Heidenapoſtel des Nordens hervorgingen. Leibeigene Knaben kaufte Anſchar von den Dänen und Slaven der Umgegend, und ließ ſie für denſelben Zweck erziehen und ausbilden. Er baute rings umher im Holſteiniſchen viele Kirchen, z. B. zu Bramſtedt, Kellinghuſen und in dem heutigen Dorfe Willenſcharen an der Stör, deſſen Name aus Villa Anscharii entſtanden iſt. Er ſorgte für Schulen und Armenpflege, ſpendete geiſtliche wie leibliche Wohlthaten, wo er nur konnte, und bereiſ'te unabläſſig ſeinen weiten Kirchenſprengel, um ſeine begonnenen Werke zu fördern. Kaiſer und Pabſt unterſtützten ihn bereitwillig, und er ſelbſt gab gern ſein väterliches Erbe dem Dienſte Gottes hin. Glücklich gedieh ſein Werk, und auch die kleine Stadt Hamburg blühte unter ſeinen Augen immer ſchöner auf.

Als aber (840) Kaiſer Ludwig verſtorben war, da begannen mancherlei Drangſale das Erzſtift Hamburg heimzu-

ſuchen. Die zu Anſchar's frommen Zwecken angewieſenen Einkünfte des reichen Kloſters Turholt in Flandern wurden ihm entzogen; daß er ſelbſt mit ſeinen Prieſtern in Folge deſſen kärglich leben mußte, bekümmerte ihn wenig, aber daß er nun ſeine Wohlthätigkeit verringern, ſeine Fürſorge für Hamburg beſchränken, und den innern Ausbau des Erzſtifts wie das Werk der Heidenbekehrung faſt ganz einſtellen mußte, das ſchmerzte ihn tief. Dazu kam noch größere Noth: der Krieg.

Die Normannen oder Dänen, unter ihrem Könige Erik dem Aelteren, einem Feinde des Chriſtenthums, die bereits die Nordſeeküſten verheert hatten und rheinaufwärts bis Cöln vorgedrungen waren, kühne Barbaren, deren Wildheit ſo erſchreckend war, daß man in der Kirchenlitanei ſang, "vor dem Grimme der Normannen ſchütz' uns lieber Herre Gott," — dieſe erſchienen urplötzlich auf der Elbe und vor Hamburg.

Es war gegen Abend, als die beſtürzten Hamburger die Elbe von den Normanniſchen Schiffen bedeckt ſahen; kein geordneter Widerſtand war vorbereitet, ſelbſt der kaiſerliche Schirmvogt, Graf Bernhard, war abweſend; die kleine Bürgerſchaar der Stadt und die wenig zahlreiche Beſatzung der Burg konnten für den Schutz Anſchar's und der Kirche nichts verſprechen. Dennoch wurde der Kampf verſucht, aber die Schaaren der Feinde, die unaufhörlich landeten, wurden immer zahlloſer. Ihre Schiffe waren zwar nur klein und faßten kaum 30 Männer, aber deshalb hatten ſie durch die ſeichten Elbarme bis dicht an die Stadt kommen können, und die Menge der Schiffe war unabſehbar. Anſchar ſelbſt, ſo verlockend ihm auch der Märtyrertod vorſchweben mochte, gebot den tapfern Hamburgern innezuhalten, und auf Rettung ihres Lebens durch ſchleunige Flucht bedacht zu ſein, da Kampf wie Tod gleich fruchtlos ſei. Nun ſuchte zu entrinnen, wer konnte, die länger Verweilenden, die etwa noch Weiber, Kinder

oder Güter retten wollten, fielen mit dieſen den wilden Feinden in die Hände. Sie ſtürmten heran mit Feuer und Schwert, noch vor Abend hatten ſie das Caſtell und die Stadt erſiegt, die wehrhaften Männer und viele Greiſe, Frauen und Kinder erſchlagen, die Nacht, den folgenden Tag und noch die nächſte Nacht hindurch geplündert, gemordet und geſengt, beim Feuerſcheine der brennenden Stadt gezecht und gejubelt, — dann erſt zogen ſie ab, — die Kirchenſchätze und ſonſtigen großen Raub und gefeſſelte Gefangene führten ſie mit ſich auf die Schiffe, — einen Schutt- und Trümmerhaufen ließen ſie hinter ſich zurück.

Anſchar hatte, alles Irdiſche preisgebend, nur ſein nacktes Leben und die theuerſten ſeiner Reliquien gerettet; auf Umwegen erreichte er an einſamer Stelle das Ufer der Elbe, ein Fiſcherkahn trug ihn unerkannt aufs jenſeitige Land, von wo er nach Bremen ging, um bei dem dortigen Biſchof Leuderich Zuflucht und Hülfe zu ſuchen. Aber dieſer, dem das neue Erzſtift Hamburg ein Dorn im Auge und Anſchar's Unglück eine Freude war, verſagte ihm beides, verbot ihm die Stadt und wies ihn ins Elend.

Durch die öden menſchenleeren Haiden und Moore der heutigen Bremiſchen, Verden'ſchen und Lüneburgiſchen Lande irrte nun der geächtete Mann Gottes lange Zeit umher, ohne Ruheſtätte, ohne Schutz, in ſteter Lebensgefahr. Da erweckte Gott das Herz einer frommen Edelfrau, der Ikia oder Ida, die im Bardengau im Lüneburgiſchen wohnte; ſie erkannte ihn, nahm ihn gaſtlich auf und pflegte ſein; dann ſchenkte ſie ihm eins ihrer Güter Ramſola (das heutige Ramelsloh, an der Seeve unweit Harburg) zum bleibenden Zufluchtsort und Unterhalt. Dort barg nun Anſchar ſeine Reliquien, dort baute und ſtiftete er alſogleich ein Kloſter, in welchem er ſeine Getreuen wieder um ſich ſammelte, um mit ihnen vereint

die Wiederherſtellung des Erzſtifts, die Förderung des unterbrochenen Werkes vorzubereiten.

Dies gelang auch vollſtändig, nachdem bald darauf (847) Biſchof Leuderich geſtorben war. Die Mainzer Kirchen-Verſammlung übertrug das Bisthum Bremen dem frommen Anſchar, und fortan blieben beide Stifter Hamburg und Bremen als ein Erzbisthum vereinigt.

Durch Anſchar's thätige Fürſorge wurde das verödete Hamburg ſchnell wieder aufgebaut; Burg, Dom, Kloſter und Schule erhoben ſich ſchöner aus den Trümmern; eben ſo bald ſah man rings umher eine Stadt voll fleißiger Bürger wieder erſtehen; und ein günſtiger Vertrag mit dem Dänenkönige Erik dem Jüngeren ſicherte für viele Jahre ſowohl eine ungeſtörte Ausbreitung des Chriſtenthums, als ein raſches Aufblühen des innern Verkehrs der verjüngten Stadt Hamburg.

So wirkte der fromme Anſchar weiter bis an ſein Lebensende, und erfüllte ſeinen Beruf im allerweiteſten Umfange. Er ſtarb in Bremen, 64 Jahre alt, Ao. 865, an dem Tage, an welchem ein früherer Traum ihm ſeinen Tod vorher verkündigt hatte, — ſo, wie nur ein frommer gottbegeiſterter Mann zu ſterben vermag. Er wurde daſelbſt unter allgemeiner Trauer mit großer Feierlichkeit beſtattet. Seinen Reliquien wurde große Verehrung gezollt, und er ſelbſt vom Pabſte Nicolaus I. heilig geſprochen, wie denn ſein Todestag, der 3. Februar, in der katholiſchen Kirche noch heute gefeiert wird.

Der heilige Anſchar war ein ſehr edler und ein eben ſo wahrhaft großer, als wahrhaft frommer Mann. An Milde, Demuth, Mäßigkeit und Reinheit übertraf ihn Keiner. Aber unter allen ſeinen vielen Tugenden war die Wohlthätigkeit eine der größten, ſo daß ſein Lebensbeſchreiber und Nachfolger, der heilige Rembert, von ihm ſagen konnte: er war des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Wittwen und Waiſen Vater.

Sein Andenken hat ſich auch in Hamburg Jahrhunderte lang lebendig erhalten. Sein Bild, früher im Dom, iſt bekanntlich ſpäter in die Petrikirche gekommen.

---

3. Erzbiſchof Hoger.

(909—915.)

Nach des Erzbiſchof Adalgar's Tode im Jahre 909 folgte ihm ſein bisheriger Gehülfe Hoger, ein vormaliger Mönch aus dem Kloſter Corvey. Pabſt Sergius ſchickte ihm das Pallium und König Ludwig das Kind, der letzte Karolinger, den Hirtenſtab. Sein Regiment dauerte nicht lange und fiel in eine unglückliche Zeit, in der das arme Sachſenland von den Verheerungen der Dänen und Slaven einerſeits, wie der Ungarn und Böhmen andrerſeits entſetzlich zu leiden hatte, Namentlich wurde der Hamburgiſche Sprengel von den Slaven furchtbar heimgeſucht.

Erzbiſchof Hoger war ein frommer reiner Mann; mit großer Strenge überwachte er die Geiſtlichkeit, zur Aufrechthaltung guter Kirchenzucht. Und wie er deshalb oft die Klöſter und Stifter beſuchte, ſo eilte er auch, wenn er ſich zu Hamburg aufhielt, gar häufig mitten in der Nacht nach Ramſola (Ramelslo), wo er zur Zeit Frühmetten ankam, um zu erforſchen, ob auch die Kloſterbrüder dieſelben nach der Regel feierten. Mit Eifer ſorgte er, ſich ſelbſt und die Seinigen im Glauben wie in der Liebe und in guten Werken ſtark zu erhalten, damit er dereinſt ſprechen könne: "Siehe, Herr, hie bin ich und die Kinder, die du mir gegeben haſt."

Er ſtarb zu Bremen Ao. 915 und wurde daſelbſt in der St. Michaelis-Kirche beſtattet. Und als man 125 Jahre darauf die Begräbnißkapelle abbrach und das Grab öffnete,

fand man außer den Kreuzen des Pallium's und dem Kopfkiſſen, nichts von den ſterblichen Ueberreſten des Erzbiſchofs. Und dies wurde gedeutet, daß mit dem frommen Heger, wie einſt mit Johannes dem Täufer geſchehen ſein ſoll, die Wiederauferſtehung bereits vollführt ſei.

Die Sage aber, von Heger's nächtlichen Fahrten nach Ramelsloh, hat ſich noch lange unter den Hirten und Bauern der dortigen Gegend erhalten; und wenn dort, wo das alte Kloſter des heiligen Anſcharius noch jetzt als proteſtantiſches Herren-Stift beſteht, in ſtiller Nachtzeit ein plötzlicher Windſtoß über die Haide und durch die Bäume fährt, oder ſonſt ein ungewöhnliches Getöſe ſich regt, ſo ſagen die Leute: "de olle Biſchop kumpt, dat Stift to viſiteren."

---

4. Poppo, der Heidenapoſtel

(Um 902.)

Um die Zeit, als Adaldag Erzbiſchof war, da wurde von Hamburg aus wiederum ein Verkündiger des Evangelii an die Dänen abgeordnet, um daſſelbe unter ihnen neu zu beleben. Hierzu war ein frommer, glaubensſtarker und gottvertrauender Prieſter der Hamburgiſchen Kirche auserſehen, Poppo geheißen. Als dieſer vor dem Dänenkönig Harald (andere nennen ihn Erich) erſchien, tadelte er denſelben mit freimüthigen Worten, daß er ſammt ſeinem Volke vom Chriſtenglauben ſeiner Väter abgefallen ſei und ſich dem Dienſte der Götzen und Dämonen wieder zugewendet habe. Durch die Kraft ſeiner Rede zwar betroffen, forderte dennoch der König, daß Poppo vor allem Volke durch wunderbare Zeichen die Göttlichkeit des Chriſtenthums bewähren ſolle, dann wolle er glauben. Und am nächſten Tage, als der König das Volk

an einem ihm heiligen Orte verſammelt hatte, hub Poppo mit Gottes allmächtigem Beiſtande und voll Begeiſterung für das Evangelium, ein ungeheuer ſchweres Stück glühenden Eiſens auf und hielt es vor Aller Augen lange Zeit erhoben, ohne daß es ihm die Hände im Geringſten verletzt hätte. Und obſchon dies jeden Zweifel hätte beſeitigen können, ſo that der heilige Mann noch ein zweites Wunder als Zeugniß für die Göttlichkeit der Lehre, die er predigte, indem er ein mit Wachs beſtrichenes Gewand anzog und daſſelbe, mitten im Kreiſe der Heiden, in Gottes Namen anzuzünden befahl. Augen, Hände und Herz gen Himmel erhebend, ertrug er die loderuden Flammen, die über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen, ſo geduldig, daß er, nachdem ſein Gewand zu Aſche gebrannt war, mit freudigem liebreichen Blick und Wort bezeugte, er habe kaum den Rauch des Brandes geſpürt. Durch ſolche Wunder wurden der König und alle Anweſenden bekehrt, ſie ließen ſich taufen und nahmen willig das Chriſtenthum an. Poppo's Name und Andenken wurden von da an unter dem Volke und in den Kirchen der Dänen hoch gefeiert.

Und dieſe Wunder ſollen ſich nach Einigen zu Ripen zugetragen haben, nach Anderen in Haddeby bei Schleswig.

Der Kaiſer aber, hocherfreut über Poppo's geſegnete Wirkſamkeit, die dem Hamburgiſchen Hochſtifte zu großem Ruhme gereichte, ließ ihn als Biſchof von Schleswig ordiniren; und erſt ums Jahr 1030 ſoll er verſtorben ſein.

5. Pabſt Benedict V. in Hamburg.

(965.)

Als Kaiſer Otto der Große im Jahre Chriſti 965 wiederum einen Römerzug that, da ſetzte er den vom Volke zu

Rom ihm zum Trotz erwählten Gegen-Pabſt Benedict V. ab, und übergab ihn zur Aufſicht dem Hamburgiſchen Erzbiſchofe Adaldag, der ihn begleitet hatte. Adaldag, ein geborner Herr von Mayendorf, welcher im Jahre 936 an des Unno Stelle Erzbiſchof über Bremen und Hamburg geworden war, hatte zuvor dem Kaiſer Otto als Kanzler wohl gedient, darum begehrte derſelbe auch ſchon 962 bei einem Zuge nach Italien ſeinen Beiſtand, und behielt ihn bei ſich, ſo daß Adaldag nur aus der Ferne ſein Erzſtift verwalten konnte, wie er denn z. B. die vom heiligen Anſchar gegründete berühmte Domſchule verbeſſerte und zu ihrem oberſten Lehrer und Rector den gelehrten Diethhelm beſtellte. Aber im Jahre 965 beurlaubte der Kaiſer ſeinen treuen Kanzler, den Erzbiſchof, damit er nach Hamburg heimkehre, und befahl ihm die Obhut über Benedict V., der ſein Vaterland laſſen und ins Exil gehen mußte.

Alſo kam nun der verbannte Pabſt nach Hamburg, wo er vom Erzbiſchof in hohen Ehren gehalten und wohl gepfleget wurde, denn er war ein frommer gelehrter Herr, der des apoſtoliſchen Stuhles wohl würdig geweſen wäre, wenn er dieſe Würde nur in keiner ſo ordnungswidrigen Weiſe, vom Volke zu Rom, erlangt hätte. Der arme geiſtliche Herr konnte wohl unſer rauhes Wetter nicht vertragen, da er's milder gewohnt geweſen war, und manchmal ſoll er fröſtelnd zur Sommerszeit zu ſeinem Caplan, einem Hamburgiſchen Bürgersſohne, geſagt haben, "bei Euch Hyperboräern kann kein Italiſch Herz warm werden." Der arme verbannte Kirchenfürſt mochte aber noch mehr an Gram und Kummer über ſein Unglück leiden, was an ſeinem Italiſchen Herzen noch mehr nagte, als die hyperboräiſche Kälte! Aber fromm und gottesfürchtig war ſein Wandel, ſo lange er noch in Hamburg unter den Lebenden weilte, Allen, Geiſtlichen wie Laien, zu

einem erbaulichen Exempel. Täglich zu mehreren Malen betete er in den Kirchen und Kapellen, beichtete oft und verzieh von Herzen ſeinen Widerſachern, übte auch eine große Mildigkeit gegen Arme und Kranke, wurde aber immer bleicher und ſchwächer.

Und in jenen Tagen hat er viel Nachdenkliches geweiſſagt, nämlich, daß er hieſelbſt bald ſterben und ſein Leib begraben werden würde, daß dann eine ſchreckliche Zerſtörung und Verwüſtung dem Stifte und der Stadt Hamburg bevorſtehe, daß wilde Thiere in deren Trümmern hauſen würden und daß auch das ganze Land, ſo lange ſein Leib darin begraben liege, den Frieden nicht ſehen würde; daß aber dereinſt ſeine Gebeine in ſeine theure Heimath nach Rom verſetzet, und daß alsdann durch die Fürſorge der päbſtlichen Macht die Heiden und ſonſtigen feindlichen Widerſacher Hamburgs völlig beſiegt und vertrieben werden würden, worauf Wohlfahrt und Glück wieder einkehren dürfe.

Und alſo iſt es gekommen. Der fromme Herr Benedict wurde bald ſo krank, daß er nicht mehr die Kirchen beſuchen konnte, und am 4. Juli deſſelben Jahres 965, da er hieher gekommen, entſchlief er in dem Herrn ſanft und ergeben, und ward begraben von allen Kapitels- und Ordens-Geiſtlichen mit ernſter Pracht im Chore der Domkirche, und ward beweint von allen Frommen und von allen Armen. Man ſagt, daß der Kaiſer ihn grade habe auf St. Peters-Stuhl zurückrufen wollen, als ſein früher Tod dazwiſchen getreten ſei.

Darnach aber iſt eine große Verheerung ins Land gekommen, erſt durch die Normannen, oder wie man ſie damals nannte, die Askomannen, d. h. die aiſchen (böſen) Männer; darnach durch die Wenden und Slaven, welche noch ſchrecklicher wütheten mit Feuer und Schwert und barbariſcher Grauſamkeit, Hamburg von Grund aus zerſtörten, Geiſtliche

und Bürger mordeten oder in die Sklaverei ſchleppten, den Dom einäſcherten und entſetzliche Greuel verrichteten.

Inzwiſchen aber waren nach etlichen 30 Jahren die Gebeine des verſtorbenen Pabſtes mit Erlaubniß Kaiſers Otto III. nach Rom gebracht und daſelbſt feierlich beſtatiet. Und da begann auch der letzte Theil von Benedict's Weiſſagung wahr zu werden, denn vom Kaiſer, auf päbſtliches Andringen unterſtützt, führte der Sachſen-Herzog Benno oder Bernhard II. einen glücklichen Krieg gegen die Wenden und Slaven, die er ſiegreich unterjochte. Alsbald wurde Hamburg durch den Herzog und den Erzbiſchof Unwannus wieder aufgebauet und die Stadt erblühte ſchöner als zuvor, Glück und Segen kehrten von neuem ein, wie der fromme Pabſt es vorher verkündigt hatte.

Derſelbe, den man noch jetzt in der katholiſchen Chriſtenheit als einen Märtyrer und Heiligen verehrt, hat ſpäter in Hamburg ein Denkmal erhalten. Da ſein Gedächtniß noch nach Jahrhunderten friſch geblieben, ſo errichtete die dankbare Nachwelt ihm ein Monument in der Domkirche, an der Stelle, wo vordem ſeine Gebeine geruhet hatten, ehe ſie nach Rom gebracht wurden; es ſoll ein ſteinerner Sarcophag mit Bildwerken und Inſchriften geweſen ſein. Gott weiß, wann und wie er verfiel oder zerſtört wurde. Aber darnach wurde er durch ein anderes Denkmal erſetzt, an derſelben Stelle, das beſtand in einem Grabſteinbild, 1 Fuß erhaben aus dem Boden hervorragend, worauf das päbſtliche Bild im Ornat, und rings herum Bilder von Apoſteln, Heiligen, kämpfenden Ritterfiguren nebſt einer Inſchrift in Mönchsbuchſtaben, zu ſehen war. Dies Denkmal hat geſtanden, ſo lange der Dom ſtand. Vor 50 Jahren haben noch Manche unter uns es geſehen. Nun iſt es auch dahin, — als der Dom Ao. 1805 abgetragen wurde, mögen viele Wenden und Slaven, Abkömmlinge jener

alten Zerſtörer des alten Doms, unter den Werkleuten geweſen ſein, — die haben der angeſtammten Zerſtörungsluſt gern nachgegeben und ihren Verfahren darin Ehre gemacht; unſäglich viele Alterthümer und Kunſtwerke, die im Dom bewahrt wurden, ſind ſeitdem verſchwunden, untergegangen, vernichtet. Abbildungen dieſes Denkmals kann man in den älteren Hamburgiſchen Geſchichtswerken finden.

---

6. Glindes-Moor.

(Um 903.)

Damals, zur Zeit des Erzbiſchofs Libentius II., als die Normannen wiederum die Küſten der Nordſee mit Feuer und Schwert heimſuchten, landeten auch große Schaaren dieſer kühnen Räuber, die unſer Volk die Aſkomannen nannte, in der Weſer, von wo aus ſie die ganze Gegend bis an die Elbe, von Leeſum bis zum Lande Hadeln, ausplünderten und Männer, Weiber und Kinder, ſo viel ſie deren nicht erſchlagen hatten, als Sklaven mit ſich fort führten.

Und da ſie nun ihren ferneren Raubzug auf die Stadt Hamburg richteten, unterwegs aber in ein Irrſal von weiten Sümpfen, Mooren und wüſten Haiden geriethen, ſo zwangen ſie einen Edlen dieſer Gegend, den Herward, daß er ihnen als Wegweiſer diene. Der aber haßte die Feinde und ſann auf ihre Vernichtung. Darum gab er insgeheim den erzbiſchöflichen Kriegern in Bremen wie in Hamburg Kunde von ſeinem Vorhaben, und führte dann die Aſkomannen bis auf die Berge, welche ſich bei dem jetzigen Harburg längs der Elbe hinziehen. Und als die Normannen ſich Hamburg gegenüber ſahen, waren ſie froh, und gedachten bald hinüber zu kommen, um die Stadt Hamburg dem Erdboden gleich zu

machen, wie vormals ihre Stammesgenoſſen gethan. Da aber führte ſie Herward hinunter in das tiefe Moor- und Sumpfland an der Elbe, welches damals Glindesmoor hieß, und ſobald die erſten Schaaren dieſen verderblichen Boden betreten hatten und darin verſanken, ſtürmten ſeit- wie hinterwärts aus den waldigen Bergthälern die Bremiſchen und Hamburgiſchen Kriegsleute herbei und begannen zugleich mit den ſich befreienden Gefangenen einen furchtbaren Kampf. Und die Feinde, obſchon an Zahl den Unſrigen weit überlegen, fanden keinen Ausweg, keine Rettung, — wollten ſie dem ſchmählichen Tode in Moor und Sumpf entrinnen, ſo fielen ſie unter den Schwertern und Streitärten der Sächſiſchen. Und ſolchergeſtalt kamen ſie Alle um bis auf den letzten Mann, bei 20,000.

Herward aber wurde hochgeprieſen und viel geehrt, und man nannte ſeinen Namen neben dem des glorreichen Cheruskerfürſten Hermann, der vor alter Zeit in ähnlicher Weiſe im Teutoburger Walde das Deutſche Land von den Römern befreit hatte.

So geht die Sage. Andere freilich meinen, der Ort dieſer Schlacht ſei jenes Glindesmoor geweſen, welches in der Cremper Marſch, diesſeits der Elbe, liegt; aber das iſt irrig, denn dahin kamen die Alemannen nicht. Mit mehr Recht vermuthen Andere, daß die That weiter landeinwärts, im Bremiſchen, zwiſchen den Flüſſen Oſte und Hamme, geſchehen ſei, woſelbſt es auch große Moore und Waldungen giebt, und die heutigen Ortsnamen Glinſtermoor und Glinſtedt darauf hinzudeuten ſcheinen.

Folgen wir aber unſerer Sage, ſo ſehen wir durch ſie auch unſer heutiges Moorburg verherrlicht, welches in alten Urkunden Glindesmoor heißt. Im Jahre 1373 verkauften die damaligen Eigenthümer, die Edlen Barthold und Ludolf von

Hiddesacker an Meineke Schulte, der das Land vier Jahre später dem Hamburgiſchen Rathe abtrat, was hundert Jahre darauf das Geſchlecht derer von Hitzacker auch anerkannt hat. Und ſchon um 1399 bauten die Hamburger hier eine Burg zum Schutze der Elbſchifffahrt und zur Abwehr gegen räuberiſche Ueberfälle. Hernach iſt oft Fehde geweſen wegen der Moorburg; der Biſchof Johann von Verden verheerte das Land Anno 1461, um die Hamburger zu beſtrafen, die ihm bei einem Beſuche ihrer Stadt einen Tort zugefügt hatten. Auch mit den Herzogen von Braunſchweig-Lüneburg gab's viel Streit wegen des Landes und der Burg, die ſiegreich manchen Sturm abgeſchlagen hat, und noch 1573 neu befeſtigt wurde.

Die Burg iſt ſeitdem verſchwunden, das dazu gehörige Ackergut aber, eine Domaine der Stadt, heißt mit ſeinem Pächthofe und ſonſtigen Gebäuden noch jetzt "die Burg." In des Pächters Garten iſt die Stelle des alten Schloſſes zu ſuchen.

Noch in neuerer Zeit ſah der claſſiſche Kriegsboden des alten Glindesmoor Kampf und Sieg der Deutſchen Waffen. Am 1. und 4. April 1814 ſchlug hier das tapfere Hannoverſche Jägerbataillon von Klenke die ungeſtümen Angriffe der in Harburg liegenden Franzoſen unter dem General Pecheur ſiegreich zurück, nachdem 60 kühne Freiwillige durch die tiefen Marſchwieſen gewatet und dem Feinde mit Bayonett und Säbel in die Seite gefallen waren.

---

7. Der Fährkrug in Horn.

(Um 1000.)

Es heißt, daß in jenen grauen Zeiten, da die Marſchgegenden um Hamburg noch nicht eingedeicht waren, die ganze

Niederung des Elbthals zwiſchen den jenſeitigen Hannoverſchen und den diesſeitigen Geeſthöhen, ein großer See geweſen iſt, daraus einzelne höher liegende Landſtriche wie Inſeln hervorgeſehen haben. Und zu allen Fluth- oder Hochwaſſer-Zeiten iſt dann die ganze Fläche überſchwemmt und ein einziger Waſſerſpiegel geweſen.

Und weiter heißt es, daß in dem jetzigen Dorfe Horn, am Bauerberge, hart an der Heerſtraße, ein Fährhaus geweſen iſt, von wo aus man ſich hat überſetzen laſſen, wenn man ins jenſeitige Land reiſen wollen.

Hernach, unter dem Erzbiſchof Friedrich und den erſten Schauenburgiſchen Grafen von Holſtein, kamen Holländiſche und Friesländiſche Anbauer ins Land, die es verſtanden dem Waſſer, wie in ihrer Heimath, Dämme entgegenzuſetzen und Land abzugewinnen. Die deichten die Niederungen gegen Elbe und Bille ein und ſchufen ſo die reichen ſchönen Marſchen der Vierlande, des Bill- und Ochſenwärders und des Hammerbrooks.

Da wurde freilich das Fährhaus überflüſſig, aber es war einmal da, und um den Fährmann, der nun erwerblos geworden war, zu entſchädigen, erhielt er die Schenk- und Krug-Gerechtigkeit, und aus alter Gewohnheit behielt das Haus den Namen Fährkrug oder Fährhuus.

Und länger als das Fährrecht hat ſich das Krugrecht des Hauſes erhalten, denn es exiſtirt noch heute bei dem übrigens ſchon manchmal von Grund aus neu gebauetem Hauſe. Und vor wenigen Jahren, als es eingeäſchert wurde, ſprachen alte Leute in Ham und Horn zu einander: "dat Fährhuus is afbrennt."

8. Blutige Vorzeichen.

(1012.)

Es wird mannigfach erzählt, daß in alten Zeiten das Volk noch unmittelbarer als hernach unter seines Schöpfers Regiment gestanden, und Wohl und Weh, Lohn und Strafe, Warnung und Ermunterung in unzweideutiger Weise aus Gottes Hand empfangen habe. Wenn nun auch noch heut zu Tage des Herrn allmächtiges Walten in der Weltgeschichte einem ungetrübten Auge eben so sichtbar ist, so erfreuen wir uns doch nicht mehr solcher Himmelszeichen zu Nutz und Lehr, wie sie damals, nach alter Chronisten Aufzeichnung, häufig vorgekommen sein sollen.

So ereignete es sich Ao. **1012** zu Hamburg, als Libentius I. Erzbischof war, daß gegen Ende der Fastenzeit eine verheerende Wasserfluth ganze sieben Tage lang die Stadt überschwemmte; am Palm-Sonntage darauf fielen aus hoher Luft plötzlich dicke rothe Blutstropfen herab, in großer Menge, fast wie ein dichter Regen, so daß die rothen Spuren davon auf den Kleidern der Leute zu sehen waren. Und darnach stand zwei Tage lang, am Charfreitag und am Ruhetag, die Sonne am Himmel wie eine Feuerkugel, deren rother, blutiger Schein Alles grausig färbte. Erst am heiligen Ostertage ging die Sonne in ihrer natürlichen Farbe und Gestalt wieder auf.

Damit hatte der Herr Gott erwecklich kund gethan, was folgen werde: ein Strafgericht für die Bösen, die solche Warnung und Ermahnung zur Buße unbefolgt lassen wurden. Und viel Volks bekehrte sich und bereitete sich vor auf das kommende Unglück, durch Fasten und Beten und gute Werke, damit sie die unsterbliche Seele retteten, und der Tag des Gerichts ihnen durch Gottes Gnade das Himmelreich bringen

möge. Andere aber blieben verſteckt und unbußfertig, und aßen und tranken ſich ſelber das Gericht.

Darauf erfolgte denn in demſelben Jahre die erſchreckliche Zerſtörung Hamburgs und der umliegenden Lande durch die Wenden unter ihrem Heerführer Miſtewoi, davon gleich erzählt werden wird.

---

9. Miſtewoi der Wende und Hamburgs Zerſtörung.

(1012.)

Während Herzog Berhard II. die Niederſächſiſchen Lande regierte, und grade ein guter Frieden beſtand mit den Wenden, kam einer ihrer Fürſten, Miſtewoi genannt, aus dem Stamme der Obotriten (im heutigen Mecklenburg), an den herzoglichen Hof, und da er ein zwar etwas ungeſchlachter, aber ſtarker und tapfrer Degen war, der dem Herzoge in manchen Fehden guten Beiſtand leiſtete, auch durch ſeinen Einfluß die unruhigen Wenden im Zaum halten half, ſo erlangte er es, daß der Herzog ihm ſeine Schweſter, die ſchöne Mathilda, eines Flandriſchen Grafen junge Wittwe, zur Ehe verſprach. In Folge dieſer Zuſage begleitete Miſtewoi ſodann mit 1000 Reitern den Herzog, als dieſer den Zug des Kaiſers nach Italien mitmachte. Wie nun aber nach der Rückkehr Miſtewoi auf die Erfüllung des Verſprechens drang, da fand er taube Ohren. Wenden und Deutſche ſtanden ſich doch trotz Miſtewoi's Ergebenheit und Vermittlung noch zu ſcharf entgegen, ſo daß z. B. das Volk den Namen Miſtewoi's, zumal er von gedrungener, dicker Geſtalt war, ſpottweis verdrehte, und ihn nur den Ritter Maſtſchwein oder Junker Miſtferkel zu nennen pflegte. Vorzüglich aber waren es Deutſche Fürſten, die dem Herzoge Bernhard von ſolcher Verbindung abriethen, und der

Markgraf Dietrich von Brandenburg meinte, es ſei eine Sünde und Schande, eine chriſtliche Fürſtin an einen heidniſchen Wendenhund zu verheirathen. Dies unbedachte Wort drang durch, Herzog Bernhard wies den getäuſchten Freiersmann ab, der dann ſtracks mit allen ſeinen Leuten das Hoflager verließ und ſich zu ſeinen Landsleuten begab, aber zuvor dem Herzoge ſagen ließ: "den deine Leute zum Maſtſchwein machen, der wird ihre Felder zerſtören und ihre Wohnſitze umwühlen; und der, den du zum Hunde erniedrigt, der wird auch beißen und zerreißen wie ein Hund."

Miſtewoi faßte einen grimmen Zorn gegen die Deutſchen und Chriſten; und je ergebener er ihnen früher geweſen, deſto völliger wurde nun ſein Abfall. Seine Wenden, die ihn früher hart getadelt, nahmen ihn nun mit Freuden auf, und in einer von ihm nach Mecklenburg berufenen Verſammlung aller Wendiſchen Stämme, denen er ſeine Schmach als die ihrige vorſtellte, wurde ein allgemeiner Aufſtand und Krieg beſchloſſen und Miſtewoi zum Anführer erwählt.

Und die Wenden brachen los, als Herzog Bernhard grade wegen einer Verſchwörung wider den Kaiſer keine Vertheidigung treffen konnte. Eine ganze Sündfluth "Wendiſcher Hunde," wie ſie ſelbſt ſich nannten, führte Miſtewoi, der verſpottete "Ritter Maſtſchwein," ſengend, brennend und mordend in die Lande, und alle Kirchen und Klöſter, Städte und Dörfer, Burgen und Veſten eroberten und zerſtörten ſie; alle Chriſten-Männer, die ihnen in die Hände fielen, erſchlugen ſie; die Weiber und Kinder führten ſie in Sklaverei, die Greiſe marterten ſie zu Tode. Vorzüglich waren es Kirchen und Klöſter, die Pflanzſtätten des ihnen ſo verhaßten Chriſtenthums, die ſie gründlich zu zerſtören trachteten, und deshalb übten ſie gegen Prieſter, Mönche und Nonnen die ſcheußlichſten Grauſamkeiten aus. Alſo wühlten die Wendiſchen Schweine,

alſo biſſen die Wendiſchen Hunde. Und nachdem ſie ſo das Bisthum Oldenburg (in Holſtein) verheert und verödet, zogen ſie auf des Erzſtiftes Hauptſtadt, auf Hamburg, zu. Die arme Stadt, von Vertheidigern faſt entblößt, fiel nach verzweifelter Gegenwehr im wilden Sturme in die Hände der Wenden, die wie eingetenfelte Ungeheuer darin hauſ'ten; der Dom und alle Heiligthümer, alle Häuſer der Bürger ſanken in Schutt und Aſche; nachdem die auserleſenſten Frauen und Mädchen als Sklavinnen in ſchmachvolle Gefangenſchaft weggeführt waren, wurden die noch übrigen Männer geſchlachtet, geſpießt, gebraten in den brennenden Häuſern, die Geiſtlichen aber und Mönche und Nonnen unter unſäglichen Qualen zu Tode gefoltert. Des heiligen Kreuzeszeichens ſpottend ſchnitten die Wenden ihnen z. B. die Haut des Kopfes in Kreuzesform auf und zogen ſie ſo herab oder peitſchten ſie aus der eigenen Haut heraus.

Aber als dieſe Gräuel der Wendiſchen Henker den höchſten Grad erreicht hatten, da hat Gott ein Einſehen gethan, und zum Entſetzen der Heiden hat ſich ob der Stadt am Himmel ein Wahrzeichen des Herrn blicken laſſen, in Geſtalt einer gewaltigen rechten Hand, die hat abwehrend den Heiden gedroht, und hat dann wie ſegnend und verheißend den wenigen noch übrigen Chriſten ſich zugeneigt, und iſt dann verſchwunden. Und die ſterbenden Märtyrer haben, da ſie dies Wunder geſehen, einen heiligen Geſang angeſtimmt, bis ihre Seelen von Engeln des Herrn aus dieſem Jammerthal ins ewige Leben hinübergeführt ſind. Die Wenden aber ſind davon gezogen. Darnach iſt's ſtille geworden in den weiten, rauchenden, blutriefenden Trümmern der Stadt Hammaburg!

Hernach, als Erzbiſchof Libentius II. (1013) geſtorben und Unwann ſein Nachfolger geworden war, der den Kaiſer mit Herzog Bernhard ausſöhnte und mit dieſem gemeinſam

Hamburg wieder erbauete, da begab es ſich auch, daß Miſtewoi in ſich ſchlug, ſeine begangenen Uebelthaten bereute und gut zu machen ſuchte. Er entſagte ſeinem Wendiſchen Fürſtenthume, zog nach Bardowik, allwo er ſtill und erbaulich gelebt hat und um 1025 geſtorben iſt.

---

10. Erzbiſchof Unwannus.

(1013 – 1029.)

Nach des Libentius Tode im Jahre 1013 wurde der Paderborner Oberherr Unwannus, aus dem reichen, angeſehenen Geſchlechte der Immedinger oder derer von Meding, ſein Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle über Hamburg und Bremen. Kaiſer Heinrich II. und Pabſt Benedict VIII. beſtätigten ihn in ſeinem Amte in üblicher Weiſe.

Sein Kirchen-Regiment führte er preiswürdig, indem er von ſeinem Familiengute den dritten Theil der Kirche opferte, Pfarrherren anſtellte, und Cleriker, die bisher halb als Mönche, halb als Weltgeiſtliche lebten, an beſtimmte kanoniſche Regeln band. So wurde er der eigentliche Gründer des Dom-Capitels in Hamburg, indem er für 12 Präbenden 12 Geiſtliche als regulirte Domherren oder Canonici verordnete, denen er den Unterricht und die Erziehung der Jugend, ſo wie die Ausbildung befähigter Perſonen anvertraute, welche von hieraus das heilige Sendamt zur Ausbreitung des Chriſtenthumes antreten ſollten. Hierdurch wurde er ſowohl Hamburgs wie des ganzen Nordens Wohlthäter.

Für die Heidenbekehrung ſorgte er ſelbſt ſehr thätig. Noch waren in den großen Wäldern auf beiden Seiten der Elbe viele Altgermaniſche Opferaltäre; dieſe ließ er zerſtören, und manche heilig geachtete Eichen, ja ganze Haine umhauen.

Und da ſelbſt unter den längſt bekehrten Bewohnern des Nordalbingiſchen Landes noch viele heidniſche Gebräuche herrſchten, ſo ſtrebte er nach deren Abſtellung. Um noch wirkſamer das Miſſionswerk zu fördern, öffnete er die geſammelten Schätze der Kirche und gewann durch wohlthätige Verwendung derſelben und freigebige Geſchenke heidniſche Fürſten und Völker, bei denen der dadurch bewieſene milde Geiſt des Chriſtenthums leichteren Eingang fand.

Hamburg, welches 1012 in entſetzlicher Weiſe von den Wenden zerſtört war, ſuchte der fromme Unwann in Gemeinſchaft mit dem Landesherrn, dem Herzog Bernhard II., wieder herzuſtellen. Die zerſtreuten Bürger wurden wieder verſammelt; Dom, Schule und viele Häuſer ließ er erbauen, wenn auch fürs Erſte nur aus Holz. Und größtentheils wohnten beide in Hamburg, um wirkſamer das Wohl der wieder aufblühenden Stadt zu fördern, deren Gewerbe, Handel und Schifffahrt bald wieder emporkam.

Unwannus wird uns als ein ehrwürdiger Greis geſchildert, voll Liebe und Sanftmuth, vielleicht zu nachſichtig gegen die Fehler der niederen Geiſtlichkeit; aber freibebig gegen Arme und Schwache, und ein beſonders väterlicher Freund der Kinder. Er ſtarb am 27. Januar 1029.

---

11. Von Naturwundern, Waſſersnoth, Leichenknäueln und Grabhügeln.

(1020.)

Im Vorwinter des Jahres 1020 erſchien zu öfteren Malen die Sonne mit einem lichten, breiten Kreiſe umgeben, in welchem viele Kreuze ſichtbar waren. Und allnächtlich war der Schnee, der die Erde bedeckte, wie eine langſam wallende, rothe Feuers-

gluth anzuſehen. Solche Abirrungen der Natur von ihren ſonſt ſo unwandelbaren Geſetzen konnten nichts Gutes bedeuten, und da obendrein die Winterkälte ſo entſetzlich hart war, daß viele arme Leute todt froren, ſo ermahnte der fromme Erzbiſchof Unwannus Geiſtliche wie Laien zu außerordentlichen Gebeten, zur Buße und Beſſerung, dieweil ein Gericht Gottes im Anzuge ſei.

Bald darnach ſchwellen nun auch Elbe und Weſer furchtbar an, und ergeſſen ihre Fluthen mit Sturm und Ungewitter über die Uferlande, ſo daß die meiſten Menſchen auf der ſchnellen Flucht nur das nackte Leben retteten und unzählig viele jammervoll umkamen. Und während der drei Tage und drei Nächte, daß die Ueberſchwemmung dauerte, haben die Fluthen der Elbe und Weſer ziſchend gebrodelt und gewallt, als wenn ſie kochten und ſiedeten, und die Wellen haben wie Feuerésflammen empor geleckt, ſo daß Feuer und Waſſer, ſonſt einander ſo feindliche Elemente, Eins geworden waren.

Nachdem nun ſolche Empörung in der Natur ſich gelegt und die Fluthen allgemach ſich verlaufen, hat man an vielen Stellen todte Menſchen gefunden, die lagen in großen Haufen beiſammen und waren durch todte Schlangen, welche ſich um ſie gewickelt, dergeſtalt mit den Gliedern verſchlungen, daß man ſie ſelbſt mit Gewalt nicht von einander trennen konnte. Alſo, weil man ſie einzeln nicht beſtatten konnte, hat man da wo ſie lagen, Erde auf die Haufen geworfen und nach Art unſrer älteſten Verfahren mächtige Hügel darüber geformt, und rieſige Steine darauf gewälzt.

Dieſe Hügel ſind nach und nach eingeſunken und niedriger geworden; und ſpäter, als ſich immer mehr Menſchen anſiedelten in den flachen, von ihnen eingedeichten Marſchen, da errichteten die erſten Anbauer ihre Wohnungen

gern auf dieſen Erhöhungen, deren Steine ſie gut benutzen konnten. Daher finden wir mitten in den Elb- und Weſer-Marſchen manche Häuſer auf kleinen Anhöhen gelegen, und die darin wohnen, wiſſen nicht, was unter ihren Füßen begraben liegt.

Gleich jenſeits Grevenhof und dem Grieſenwärder gegenüber liegt eine Elbinſel, deren Hamburgiſcher Theil "Roß," der Hannoverſche aber "Renhof" heißt. Den Renhof nannte man noch vor 150 Jahren "den Kirchhof." Denſelben meinte der fromme Mann Radecke te der Monnicke, als er Ao. 1416 die Seelmeſſengelder zu St. Jacobi um 10 ℔ Jahres-Renten vermehrte, um dafür unter Anderem "das Gedächtniß der armen Seelen zu begehen, deren Leiber auf dem wüſten Kirchhof beim Grieſenwärder ruhen." Es liegt nahe, einen der Begräbnißplätze von 1020 mit dieſem "wüſten Kirchhof" von 1416 in Verbindung zu bringen.

Ja, wenn man nur immer wüßte, was Alles auf der Stelle paſſirt iſt, wo man jetzt in behaglicher Länge und Breite ſich ſtreckt und dehnt, dann würde manch' wunderbares Ding, was wir jetzt, obſchon unerträthſelt, doch für eitel Täuſchung der Sinne halten, ganz wohl gedenkbar ſein.

Solch ein alter Leichenhügel kann nämlich einſt auch dort geweſen ſein, wo jetzt die Straße "der Holländiſche Brook" ſich befindet. Bevor dieſer Platz innerhalb der Stadt und Feſtungswerke zu liegen kam, war er ein Theil des Graabrooks. Dann mag der Wall die Erde des Grabhügels, und das Fundament des älteſten der jetzigen Häuſer die Steine in ſich aufgenommen haben. In dieſem alten Hauſe aber iſt von jeher viel Seltſames gehört und auch wohl geſehen, manch' geiſterhaft' Weſen, im Vorüberſchweben rauſchend und wehend, bald ſtumm und ſtill, bald ſeufzend und ächzend, — aus des Kellers Gründen durch alle Geſchoſſe wandelnd bis zu des

höchſten Bodens Firſt, dann wieder verhallend in die Tiefe hinab ſchwebend. Der dies ſchreibt, der iſt in jenem Hauſe geboren und groß geworden.

12. Adalbert, Erzbiſchof von Hamburg.

(1043—1072.)

Nachdem um Oſtern 1043 zu Bücken im Hoya'ſchen Herr Alebrand, der vielgeliebte Erzbiſchof von Hamburg und Bremen, "das irdiſche Paſcha mit den himmliſchen ungeſäuerten Bredten" vertauſcht hatte, wurde in demſelben Jahre Herr Adalbert, geborener Graf von Wettin, zuvor Domprobſt von Halberſtadt, ſein Nachfolger. Das erzbiſchöfliche Pallium empfing er durch Geſandte des Pabſtes Benedict IX., worauf ſeine Ordination zu Aachen Statt hatte, in Beiſein Kaiſers Heinrich III. und vieler Reichsfürſten, mittelſt Einſegnung durch zwölf Biſchöfe. Nachdem er ſodann Bremen beſucht hatte, wandte er ſich und ſeine Thätigkeit der Hamburgiſchen Kirche zu.

Erzbiſchof Adalbert hegte für ſeine Metropolis Hamburg eine große Liebe, und allemal reſidirte er hier, ſo oft ſeine vielen Kirchen- und Staats-Geſchäfte und ſeine dem Kaiſer und Reiche gewidmeten Dienſte, die ihn zu unaufhörlichen Reiſen zwangen, dies geſtatteten. Und da von der Hamburgiſchen Kirche aus ſeit deren Gründung das Chriſtenthum im ganzen Norden verbreitet worden war, ob zwar unter unſäglichen Kämpfen und dem Märtyrerthum ſo vieler heiliger Sendboten, ſo nannte Adalbert Hamburg "die geſegnete Mutter aller Völker des Nordens," welcher er um ſo freudiger Liebe und Ehrerbietung zolle, und um ſo eifriger hülfreiches Sorgen darbringe, je näher der Feind ſtehe, der ihre Herrſchaft ſeit

Jahrhunderten gleichſam wie ein Sieb durchlöchert habe. Und um deswillen bauete er ſpäter das Caſtell auf dem Sullenberge.

So lange diesſeits der Elbe Friede war, pflegte der Erzbiſchof alle Oſtern- und Pfingſt-, auch wohl Mutter-Gottes-Feſte in Hamburg zu feiern, wo er in der Burg ſeiner Vorgänger, der Wiedenburg, Hof hielt und in der Domkirche das Hochamt ſelbſt verwaltete. Zur Verherrlichung dieſer hohen Feſte zog er aus allen Stiftern ſeiner beiden Diöceſen eine Menge von Geiſtlichen, zumal ſolche, die durch eine ſchöne Stimme in Predigt und Geſang die Gemeine erwecklich zu erbauen verſtanden. Und da er die Dienerſchaft der Hamburgiſchen Kirche in großer Vollſtändigkeit erhielt, auch Nichts ſparte, um die gottesdienſtlichen Handlungen ſowohl mit innerer Würdigkeit als mit äußerem Glanze ausführen zu laſſen, ſo mag wohl zu keiner Zeit der Kirchendienſt in Hamburg in einer ſo herrlichen Weiſe verſehen ſein, als unter Adalbert. Und beſonders viel hielt er auf den Chorgeſang, den er in nie gekannter Weiſe einführte, und oft ließ er während dreier Meſſen, denen er beiwohnte, zwölf Litaneien abſingen. Er mochte Alles, in geiſtlichen wie weltlichen Dingen, groß ſehen, erhaben, bewundernswerth. Darum erfreute ſich ſein Gemüth an dem wallenden Weihrauch der Specereien, an der Pracht der heiligen Gefäße und Gewänder, an dem blitzenden Glanze der tauſend Kerzen, an dem mächtigen Eindrucke des volltönenden Chorgeſanges. Und dieſe äußerliche Pracht, deren heilſamen Einfluß auf die Gemeinde er wohl kannte, begründete er überdies durch die Herrlichkeit des Herrn und Seines Tempels, wie ſie im alten Teſtamente geoffenbart iſt; wie er denn auch ſonſt Vieles, was den Leuten fremd erſchien, nicht anders als in Uebereinſtimmung mit der heiligen Schrift gethan hat.

Erzbiſchof Adalbert war ein Mann von ungewöhnlich großen Gaben und Gnaden. Bei einer vollkommenen Körper-Schönheit und Kraft vereinigte er in ſich ſo viele Tugenden und Vorzüge des Geiſtes wie des Gemüthes, daß es nur dem unglücklichen Gange der Weltbegebenheiten, wie einem einzigen Fehler ſeines Charakters, zuzuſchreiben iſt, wenn er ſein hohes Ziel: — die Erhebung der Hamburgiſchen Kirche zum Patriarchat über Nord-Europa als Gegengewicht des Pabſtthums in Rom, nicht erreicht hat, was für ganz Deutſchland vielleicht die wichtigſten, ſegensreichſten Folgen gehabt haben würde. Er war verſtändig, gelehrt, weiſe, beſaß eine wunderbare Gedächtnißkraft und hinreißende Beredtſamkeit; er war mäßig und keuſch; großmüthig und freigebig, wie es einem Fürſten ſo wohl anſteht, über alle Maaßen; ein Freund des Gebens, ein Feind des Empfangens; kraftvoll im Ausführen der hochſtrebenden Entwürfe ſeines großartigen Geiſtes; demüthig vor Gott, mildfreundlich gegen Geringe, Arme und Pilger, denen er oftmals knieend Abends die Füße wuſch in demüthiger Nachfolge unſres Heilandes; aber ſtolz und gebieteriſch gegen die Großen und Mächtigen dieſer Welt. Und mit dieſer letzten Eigenſchaft hängt auch der einzige Fehler zuſammen, den er anfangs hatte, ein Fehler, aus dem ſpäter ſo viele andere zum Unheil ſeiner ſelbſt entſprangen: die ruhmſüchtige Eitelkeit, dieſe "vertraute Hausmagd der Großen und Reichen," wie ſein Bremiſcher Dom-Scholaſter, Magiſter Adam, ſie nennt. Und dennoch opferte er Eitelkeit und Ruhmſucht ſeinem hohen Ziele willig auf, als er im Jahre 1046 zum Pabſte erwählt werden ſollte; er lehnte nämlich dieſe höchſte Würde ab und veranlaßte es, daß Suidger (als Clemens II.) den Römiſchen Stuhl beſtieg. Der Hamburgiſche Erzbiſchof war aber damals ſo mächtig, daß er den Dänenkönig Swend Eſtridſen, der ſeine nahe Blutsverwandte

Gunhilde von Schweden geheirathet hatte, wirkſam in den Bann thun konnte,

Adalbert's bitterſter Feind war Herzog Bernhard von Sachſen, der Billunger, welcher, wenn er zu Hamburg weilte, in der von ihm auf den Trümmern des alten Caſtells Karls des Großen erbauten Alſterburg reſidirte. Nicht allein die Eiferſucht des Landesherrn war die Urſache ſolcher Feindſchaft, auch des Herzogs perſönlicher Haß traf, wiewohl mit Unrecht, den Erzbiſchof. Denn als Bernhard's Bruder, Graf Dietmar, dem Kaiſer Heinrich III. bei Liſmona (Leeſum bei Bremen) einen hinterliſtigen Ueberfall zu bereiten trachtete, wurde dieſer durch Adalbert's Treue geſchützt und des Empörers Verrath vereitelt; und als Dietmar, vor den Kaiſer geladen, zum gerichtlichen Zweikampfe verurtheilt wurde, erlag er in demſelben nach Gottes Fügung ſeinem Gegner, dem kaiſerlichen Hauptmann Arnold, am 3. October 1048. Deſſ' zur Rache und Sühne ließen Dietmar's Söhne den Arnold fangen und mit heidniſcher Schimpflichkeit ihn bei den Beinen zwiſchen zweien Hunden aufhängen, für welchen Frevel der Kaiſer ſie mit ewiger Verbannung ſtrafte. Und wegen dieſer traurigen Begebenheiten, die doch nicht unverſchuldet das herzogliche Haus trafen, verfolgten Bernhard und ſeine Söhne den Erzbiſchof, deſſen Angehörige, ja ſelbſt die Kirche, mit nie endender Feindſchaft.

Auch außer den hohen Feſten weilte Adalbert zur Sommerszeit oft mondenlang in Hamburg, der ihm ſo theuren Stadt. Hierher beſchied er die Geſandten der nordiſchen Völker, hier empfing er die Beſuche der Fürſten und Dynaſten der Germaniſchen wie der Slaviſchen Stämme. Er that in Hamburg Allen wohl, die ihm naheten; die Bürger ehrte er und förderte neben dem geiſtigen auch ihr irdiſches Wohl, wo und wie er nur konnte; zum Ausbau der Stadt gab er willig

Vorſchub; den wachſenden Verkehr erleichternd legte er eine eigene Münzſtätte an; und was er Gutes und Löbliches in fremden Landen geſehen, das trachtete ſein thätiger Geiſt, dem noch halb barbariſchen Vaterlande anzueignen. Sogar Gärten und Weinpflanzungen ließ er auf dürrem Haideboden in Hamburgs und Bremens Umgegend anlegen. Aber dies, wie manch' anderes viel Bedeutſameres, was der Natur des Landes und der damaligen Bewohner widerſtritt, blieb ein vergebliches Beſtreben des großen Mannes, deſſen guter Wille ſo oft dem böſen Geſchicke unterlag.

Kummer und Widerwärtigkeit, Undank der Welt, ſogar ſeiner Freunde Abfall, Feindſchaft aller Orten, Kränkungen ſeines unſeligen Stolzes, — dies alles machte ihn mißgeſtimmt, hart, zornmüthig. Wo ſonſt ſein Edelſinn verzieh, da waltete nun ſein Eifer mit verderbender Strenge. Und doch blieben im Grunde ſeines Herzens Mitleiden gegen Arme und Bedrängte, und Freigebigkeit gegen alle Bedürftige, ſo mächtig in ihm, daß derſelbe Mann, der im Zorne wie ein Löwe geſtohen wurde, in guten Stunden ſanft war wie ein Lamm und zu jedem Opfer bereit.

Aber während er von Schmeichlern und Schmarotzern umringt, nur Lobpreiſungen ſeiner Größe und Würdigkeit vernahm, während Wahrſager, Traum- und Zeichendeuter (die ſein hoher Geiſt hätte verachten müſſen) ſeinen ſchrankenloſen Wünſchen die eitlen Trugbilder nahender Erfüllung vorſpiegelten, ſank mit ſtets wachſendem Verfalle der irdiſchen, auch ſeine geiſtige Hoheit und Tugendherrlichkeit immer tiefer. Zwar ließ er noch immer den zehnten Theil ſeines ganzen Einkommens den Armen und Kranken zuweiſen, zwar hielt er noch täglich offene Tafel für Jedermann, aber ſchon war Wohlthun und Gaſtfreiheit bei ihm mehr Sache der Eitelkeit als des Herzens. Beim reichen Mahle, das er ſelbſt kaum

berührte, zeigte die Bitterkeit der Witzworte, die er der geiſtreichen Unterhaltung einmiſchte, den trüben, kranken Zuſtand des einſt ſo klaren, frommen Gemüthes und ſeines Geiſtes zunehmende Verfinſterung, die nur zuweilen ein heiteres Saitenſpiel auf Augenblicke zerſtreuen durfte, während er die den gemeinen Haufen ergötzenden Gaukeleien der Mimen verabſcheute.

Doch zuletzt brach wohl ſein ſtarrer Stolz, wozu nach ſeiner eigenen Erzählung ein wunderbares Geſicht beigetragen hat, das er erlebte. Er ſah ſich nämlich um Mitternacht in der Domkirche zu Hamburg in Gemeinſchaft mit ſeinen vierzehn Vorgängern im Bisthum feierlich die Meſſe begehen. Erzbiſchof Alebrand, der die Myſterien vollzog, wandte ſich nach Verleſung des Evangelii den Anweſenden zu, um deren Opfer zu empfangen, und als er an Adalbert kam, wies er mit ſtrengem Blicke und dieſen Worten deſſen Gabe zurück: Du hochgeborner, vornehmer Herr kannſt mit uns geringen Leuten nichts gemein haben. Worauf das Geſicht endete. Und als er mit tiefſtem Schmerze der Heiden Siegesgewalt, der Chriſten Verfolgung und Abfall, ja ſelbſt der Geiſtlichen Entartung wahrnahm, als er vergebens gegen der Laien wie der Prieſter Verderbtheit eiferte, da weinte Adalbert der Große heiße Thränen, die wohl theils dem Verfall der eigenen Macht, den kommenden Strafgerichten und der Gefährdung der heiligen Kirche, theils aber auch ſeinen begangenen Fehlern, die dazu mitgewirkt hatten, gegolten haben mögen.

Aus ſeiner Hamburgiſchen Diöceſe, wo er geliebt und verehrt wurde, durch blutdürſtige Heiden vertrieben, die das mühſame Werk ſo vieler heiliger Männer und eins der wichtigſten Bollwerke der Chriſtenheit zertrümmerten, war der Abend ſeines Lebens düſter umwölkt Eine vom Germaniſchen Drudengeiſte beſeelte Wahrſagerin verkündete allem Volke und

ihm ſelbſt ſein nahes Ende, aber noch hörte er lieber auf die Lügenpropheten ſeines Hofes. Daß in Bremen und anderen Orten die heiligen Kreuze Thränen ſchwitzten, daß Hunde und Schweine die Altäre entweihten, daß das Geheul der Wölfe mit dem der Uhu's bis in die geängſtete Stadt Hamburg drang: es verkündete des Erzbiſchofs Ende und unſägliche Trübſal für ſeine Diöceſe; und Hamburgs zweimalige Zerſtörung im Sterbejahre des Metropoliten hat es wahr erwieſen.

Er aber erkrankte ſchwer zu Goslar am Harze, wo er dennoch thätig wirkte für den Kaiſer Heinrich IV., den einzigen Menſchen, an dem ſeine Seele mit väterlichſter Liebe und treueſter Hingebung hing, den er erzogen hatte, der ſein Glück war wie ſein Schmerz! Dieſer allein durfte den Sterbenden beſuchen, deſſen großer Geiſt den ſchwachen Körper ſo ſtandhaft aufrecht erhielt, daß kein Klagelaut, kein Seufzer ſeinen Lippen entflohen iſt. In den letzten Stunden hat er viel gelitten, viel gebüßt, viel göttliche Gnade empfangen. Gott mißt mit anderem Maaßſtabe als wir Menſchen. Er ſtarb am 16. März 1072 und hinterließ außer Büchern und Reliquien nichts als allein bei den Armen und Kranken untröſtliche Trauer über ſeinen Verluſt. Seine Leiche ward nach Bremen gebracht und im Chore der von ihm erbauten Domkirche beſtattet. Denn ſein Wunſch, in der Mutterkirche zu Hamburg beerdigt zu werden, konnte nicht erfüllt werden; Hamburg war eine Beute der Heiden.

---

13. Drei Burgen in Hamburg.

(Um 1060.)

Um das Jahr 1060 waren drei große Burgen in Hamburg, worüber ſich wohl etwas ſagen läßt.

Bezelin Alebrand, ein Canonicus von Cöln am Rhein, war um Weihnacht 1035 von ſieben Sächſiſchen Biſchöfen mit groſſer Pracht als Erzbiſchof von Hamburg geweiht und vom Kaiſer beſtätigt, worauf ihm der Pabſt den Mantel ſeiner Würde ſandte. Er war ein guter, frommer Herr, der die Stadt Hamburg lieb hatte und ihr gern nach den erlittenen ſchweren Kriegesnöthen wieder aufhelfen wollte. Er erbaute vor allen Dingen Ao. 1037 ſtatt des zeitherigen, vom Erzbiſchofe Unwannus vorläufig aus Holz erbauten, einen neuen prächtigen Dom, völlig aus Quaderſteinen gemauert. Daneben aber errichtete er ſüdlich vom Dom, wo damals ein Arm der Elbe vorbeifloß (der bei nachmaliger Vergrößerung der Stadt als Fleth benutzt wurde), eine feſte, wo verwahrte Burg, ihrer Pracht wegen auch Palatium oder Palaſt, zu Deutſch Pfalz genannt. Hier war ſeine erzbiſchöfliche Reſidenz. Man nannte ſie auch die Wiedenburg, von den vielen Weiden, die damals an den ſumpfigen Ufern der Elbarme wuchſen. Es war mit ſeinen Höfen und Thürmen ein groſſes, weitläufiges Gebäude, welches die ganze Gegend der heutigen Straßen Schopenſtehl und kleine Reichenſtraße einnahm, vom Domſtegel an bis zur Kattrepelsbrücke und Hopfenſack; und die letztere Gegend wurde noch vor 100 Jahren vom Volke die Wiedenburg genannt, wie hie und da noch jetzt. Das war die eine Burg. Und Bezelin Alebrand umgab auch die inzwiſchen von Neuem aufgeblühte und bei lebhaftem Handel ſtets zunehmende Stadt Hamburg mit guten Wehr-Anſtalten gegen die Raubzüge und Heerfahrten der Normannen und anderer See- und Land-Räuber, nämlich mit einer ſtarken Mauer, darin drei Thore waren mit drei feſten Thürmen darüber oder daneben. Hernach baute er noch neun ſolcher Zwingthürme, ſo daß zuſammen ihrer zwölf zur Vertheidigung der Stadt dienten. Von dieſen ſollten inne haben, beſetzen, bewachen und ver

theidigen: den erſten der Biſchof und ſeine Leute, den zweiten der Advocatus oder Vogt des herzoglichen Landesherrn, den dritten der Dom-Probſt, den vierten der Dom-Dechant, den fünften der Dom-Scholaſter, den ſechsten die übrigen Domherren und Vicarien (woraus man ſieht, daß dazumal die Geiſtlichen auch ſtarke Kriegsleute waren und das Schwert nicht minder als das Räucherfaß zu ſchwingen verſtanden). Die ſechs übrigen Thürme waren aber in den Händen der Bürger und denſelben anvertraut, deren Zahl und Wehrhaftigkeit alſo damals nicht größer geweſen ſein muß als die der geſammten Geiſtlichen und der Vogtsleute.

Die zweite Burg erbaute der Sachſen-Herzog Bernhard II. an der andern Seite des Doms, mehr dem Alſter-Fluſſe zu, nach Einigen da, wo hernach der Schauenburger Hof an der Steinſtraße geweſen, nach Anderen etwa da, wo vor dem Feuer von 1842 das alte Zuchthaus geſtanden hat und jetzt die Hermanns- und Ferdinands-Straße zuſammentreffen. Einige ſagen, dies ſei auch ungefähr die Stelle geweſen, wo Karl der Große ſeine Hammaburg gebaut habe, Andere aber glauben, daß ſolche etwa auf dem Platze der Wiedenburg geſtanden. Dieſe Burg wurde des Herzogs Pfalz und Reſidenz, wenn er nach Hamburg kam, was oft geſchah, da er die fleißigen und tapferen Hamburger gern hatte. Als das Haus Schauenburg das Holſtein'ſche Land bekam, da hat Adolf's I. Gemahlin dieſe inzwiſchen verfallene Burg neu erbaut und befeſtigt, und als Wittwenſitz bewohnt mit ihrer Schwiegertochter, des Grafen Hartung Wittwe. Darauf aber im zwölften Jahrhundert iſt die Burg von Heinrich, Grafen von Badewide, wiederum zerſtört worden. Dann iſt die Stadt an dieſer Seite mit einem ſtarken Wall befeſtigt, darin ein Thor war, um die Alſterſchiffer einzulaſſen. Der Wall hieß der Heidenwall, und bis 1842 wurde im Stadt-Erbebuch

dieſe Gegend beim Zucht- und Spinnhauſe, wo auch der Marſtall E. H. Raths lag, "beim Heidenwall" genannt, das Thor aber hieß das Alſterthor, wie noch jetzt die in der Gegend befindliche Straße. "Heidenwall" aber hieß jene Befeſtigung, weil der Sage nach an dieſer Stelle bei Erbauung der Stadt ein Götzenbild oder ſonſtiges Heiligthum unſrer im Altgermaniſchen Heidenweſen befangenen Vorfahren, und zwar inmitten eines großen bis zur Alſter gehenden Haines, geſtanden haben ſoll.

Die dritte Burg baute Bernhards Nachfolger, der Herzog Ordulf, aus Vorſicht, weil er dem Erzbiſchof Adalbert, welcher damals in der Wiedenburg ſaß und mit großen Erweiterungen ſeiner weltlichen Macht umging, dadurch im Zaum zu halten gedachte. Er baute ſie ſüdweſtlich außerhalb der Stadt, an einem Elbarme, und nannte ſie die neue Burg. Und was dort umher angebaut wurde, nannte man die Neuſtadt, darin alſo der Herzog reſidirte, wie der Erzbiſchof in der Altſtadt; denn wie ihre Herzen, ſo waren auch ihre Wohnſitze getrennt von einander. Die hat faſt 100 Jahre dort geſtanden, und darnach, als der dritte Adolf aus dem Hauſe Schauenburg über Holſtein und Hamburg regierte, hat er die Burg dem Bürgermeiſter Wirad gegeben, damit ſie löblichem Commercio zum Beſten abgebrochen und den Kaufleuten zu Wohnungen und Speichern verliehen würde, wie auch geſchehen. Und der Name dieſer Gaſſe "bei der Neuen Burg" pflanzte ihr Andenken fort, und auch das Feuer von 1842 hat weder die nach jener Burg benannte Straße noch ihre krumme Geſtalt, daran ſich die Form des Caſtells erkennen läßt, vernichten können.

14. Das Caſtell auf dem Süllenberge.

(1063.)

Auf dem bekannten Süll- oder Süllenberge zu Blankeneſe bei Hamburg ſoll in grauer Urzeit, noch ehe Karl der Große die Veſte und Kirche zu Hammaburg gründete, eine Opferſtätte oder ſonſt ein bedeutendes Heiligthum der alten Heiden geweſen ſein. Einige ſagen, die heidniſchen Sachſen hätten hier den Donnergott Thor oder Aſathor verehrt, und daher rührten die vielen ſpitzen kegelförmigen Donnerkeile her, die man vordem in den Blankeneſer Bergen finden konnte: es wäre alſo ein Deutſches Heiligthum geweſen. — Andere erzählen, die heidniſchen Wenden hätten dort gehauſet und einer ihrer Götter habe Wedel geheißen, der Sonnengott, woher auch der benachbarte Flecken Wedel ſeinen Namen habe; und ein Zweig des alten Dynaſten-Geſchlechtes derer von Wedel, die noch einen Sonnengötzen im Wappen führen, habe hier geſeſſen. Wieder Andere meinen, daß die Römer, als ſie unter Julius Cäſar oder Druſus bis an die Nieder-Elbe gekommen, auf dieſem Berge ihrem Römiſchen Sonnengotte, den ſie "Sol" nannten, einen Tempel errichtet hätten, davon der Name des Sol- oder Süllenberges entſtanden ſei. Den Tempel aber habe Kaiſer Karl der Große völlig zerſtört. Dem ſei nun wie ihm wolle, genug, bis zum Jahre 1063 war der Süllenberg, wie die meiſten Blankeneſer Berge, mit dichter Waldung bedeckt, darin allerlei heidniſches Raubgeſindel hauſ'te, das die chriſtlichen Hamburger und Holſten plagte und drangſalte zu Waſſer wie zu Lande. In jenem Jahre aber ließ Adalbert der Große, Erzbiſchof über Hamburg und Bremen, den Wald umhauen, dann den Süllenberg befeſtigen und oben darauf ein ſtarkes Caſtell erbauen, wohinein er viel Kriegsvolk legte. Wer weiß, ob nicht mit der Zeit

eine mächtige Stadt dort in Blankenese entstanden wäre, wenn alles nach des Erzbischofs großen Planen sich gefügt und geschickt hätte; denn er dachte: ist aus Karls Veste und Kirche ein Hamburg geworden, so kann aus meinem Castell ein Gleiches werden; er hatte im Sinn, ein Kloster in der Veste zu gründen und stiftete bereits eine Probstei daselbst, welcher er das Haupt des heiligen Secundinus, eines der Heerführer der Legion der Thebaner, schenkte, dessen Reliquien der Erzbischof vordem in Italien vom Bischofe von Turin erhalten hatte. Es ist aber doch nichts daraus geworden, denn des Erzbischofs Leute hatten auf dem Süllenberge Langeweile, und als sie die heidnischen Räuber vertrieben hatten, plagten sie die christlichen Beraubten; und statt das Land zu schützen, trieben sie Wegelagerung und allerlei Muthwillen.

Und unter den Reichsfürsten hatte der Erzbischof Adalbert auch keine Freunde, weil sie fürchteten, er möchte Patriarch oder gar Pabst von Hamburg und ganz Norddeutschland und allen Ostseeländern werden, was er auch gewollt haben soll; er wäre wohl der Mann dazu gewesen und der Kaiser war ihm sehr Freund; das deutsche Reich wäre vielleicht dabei so schlecht nicht gefahren, wenn es statt des Römischen einen heimischen Pabst gehabt hätte. Genug, als nun ein Aufruhr unter dem Volke entstand wegen der unruhigen Burgleute auf dem Sullenberge, da haben der Herzog Ordulf von Sachsen und die andern Fürsten und Herren stille gesessen und gern zugesehen, wie das Castell belagert, genommen und bis auf den Grund zerstört worden ist. Und das hat dem Erzbischof wehe gethan, und die Gedanken an sein Pabstthum verleidet.

Nachmals, im Jahre 1258, haben die Grafen von Holstein aus dem Schauenburger Hause, auf dem Süllenberge ein neues Castell zu bauen beabsichtigt, bevorstehender Kriegshändel wegen mit dem Erzbischofe von Bremen. Die Ham-

burger aber wandten dagegen ihr kaiſerlich und gräflich Privilegium ein, daß nämlich auf zwei Meilen Entfernung von der Stadt keine Burg oder Feſtung angelegt werden dürfe. Und da ſie kräftig auf ihrem Stücke beſtanden (ob auch der Biſchof von Paderborn verſprach, es ſolle ihnen kein Schade dadurch geſchehen), ſo mußte der Bau unterbleiben, und der Süllenberg blieb, wie er geweſen.

Wie's jetzt auf dem Süllenberge ausſieht, weiß Jeder. Wo einſt der Heiden Altar und Heiligthum, dann ein Caſtell des Erzbiſchofs ſtand, da iſt jetzt ein Wirthshaus gebaut, wo's ſich gut weilen läßt; früher war's großartiger, mächtiger, erhabener dort, jetzt iſt's friedlicher, bedeutungsloſer, kleiner: das iſt der Unterſchied der Zeiten.

Ehe dies Wirthshaus dort gebaut wurde, war der Süllenberg Jahrhunderte lang ein kahler Haidberg. So hab' ich als Knabe ihn noch gekannt und habe oft mit andern Jungen den ſteilen Kegel erklettert. Oben waren allerlei Vertiefungen und Löcher, da mochten vormals Schatzgräber zu Werke gegangen ſein, die bei Nacht und Nebel nach des Erzbiſchofs Schätzen gegraben. Die wird er aber wohl anderswo verwahrt gehabt, und was da geweſen, das werden die Zerſtörer des Caſtells wohl zu finden gewußt haben. Wir fanden dort nur Donnerkeile, alte verroſtete Nägel u. dergl., und meinten jedesmal einen großen Fund zu thun. Aber Peter Supp aus Blankeneſe (er iſt nun todt), der als Junge dort Vieh gehütet und ſich dabei wohl einmal Abends verſpätet hatte, der wußte allerlei Geſchichten vom Süllenberg zu erzählen, die er von ſeinem Ohm gehört, von den Hünen, die dort mit Nebelkappen und großen Keulen zur Nachtzeit umherliefen, und vom Klopfen und Hammern in der Tiefe der Erde, als ſei dort etwas verſunken, was wieder herauf wolle und dergleichen mehr, was wir verlachten, aber innerlich doch nicht unmöglich fanden.

Nun aber glaube ich feſt, ſeit die Wirthſchaft ſammt Theelauben, Billard und Kegelbahn dort oben ihr Weſen hat, nun liegen die Hünen gebannt in ihren Gräbern, und die verſunkene Pracht verlangt gar nicht mehr zu Tage. Und höchſtens der ſeltſame Luftzug, der zuweilen auch beim heiterſten Wetter gleichſam von unten die behaglich plaudernden Gäſte anweht, der ſoll was zu bedeuten haben, nämlich wie Peter Supp meinte: "de Hün', de dreyt ſik üm und ſtöhnt!"

15. Das große Blutbad in Hamburg.

(1072.)

Um die Zeit, als Hamburg von den heidniſchen Wenden erobert war und unter ihrer Zwingherrſchaft litt, da hielt einer ihrer Fürſten auf der kaiſerlichen Burg ſein Heflager, der hieß Baruth. Er war ein Feind der Chriſten, aber ſeine Frau haßte das Evangelium noch mehr, und verfolgte mit teufliſcher Bosheit und Grauſamkeit das Chriſtenthum; und ſonderlich trieb ſie ein ruchloſes Geſpötte über die Jungfrau Maria, die reine Mutter unſres Heilandes, von der ſie nur in den läſterlichſten Ausdrücken geſprochen.

Und zur gerechten Strafe für ſolche Frevel hat es ſich begeben, daß dieſe Wendiſche Tyrannin, nachdem ſie zwei Jahre lang ihre nahe Entbindung vergebens erwartet, eine abſcheuliche Mißgeburt mit zwei Köpfen, Eſelsohren und Bärentatzen zur Welt gebracht hat, und während der Geburt Todes verfahren iſt. Das erſchreckliche Kind aber hat zu Aller Entſetzen zu reden begonnen, und, gleichſam als Leichen-Sermon für die Mutter geſchrieen: meine Mutter iſt todt, dem Teufel iſt ſie übergeben, in der Hölle begraben, der ewigen Verdammniß verfallen. Darnach iſt der gräuliche Wechſelbalg auch

verſchieden. Und das iſt geweſen am Tage vor der heiligen Weihenacht.

Und als der Wendenfürſt Baruth dies wahrgenommen, iſt er in unbändigen Zorn wider die Chriſten entbrannt, vermeinend, daß ſie ſolch Unheil über ſein Haus durch Zauberkunſt hervorgebracht, und hat alſogleich mit ſeinen Leuten die wehrloſen Chriſten meuchlings überfallen und Alles, Männer und Weiber, Alte und Junge niedermetzeln, oder in ſo grauſamer Art, wie gar nicht zu ſagen, zu Tode martern laſſen. Und das Blutbad, das er angerichtet, iſt ſo furchtbar groß in und um Hamburg geweſen, daß die Wenden mit ihren Pferden in dem Blute der Chriſten geſtrauchelt ſind, und das Chriſtenblut durch alle Gaſſen und Winkel in Strömen gefloſſen iſt, mit einziger Ausnahme eines kleinen engen Weges in der Vorſtadt, in der Gegend der Neuen-Burg, da, wo nachmals die St. Nicolai-Kirche gebaut worden, — ſelbiger Weg iſt ohne Blut geblieben.

Wie nun die Chriſten alſo gemartert ſind, ſiehe da hat ſich eine Stimme vom Himmel vernehmen laſſen, die ſprach: "Leidet getroſt und fürchtet Euch nicht vor der Heiden Tyrannei, denn Eure Namen ſind geſchrieben in dem Buche des Lebens und die Krone des Paradieſes wartet auf Euch." Durch dieſe göttliche Stimme ſind alſobald viele der heidniſchen Wenden in ſich gegangen und haben ſich zu Chriſtum bekehret, und haben mit den noch übrigen Chriſten die Märtyrerkrone erwählet, denn der Wendenfürſt und ſeine Kriegsleute ruhten nicht eher, als bis der letzte Chriſt Gott preiſend in ſein Blut geſunken war.

Und als es nun Abend geworden und die heilige Weihenacht angebrochen war, und tiefes Schweigen und Finſterniß das entſetzliche Blutbad und die zerſtörte Stadt voller verſtümmelter Leichen umhüllte, und die Heiden von ihrer Mord-

arbeit ruheten, da iſt hoch am Himmel ein hellklarer Glanz erſchienen und die Stimmen vieler Engel haben ſich hören laſſen wie damals auf dem Felde bei Bethlehem: "Ehre ſei Gott in der Höhe."

Der kleine Weg aber, der blutlos geblieben war, hat nachmals, als die Chriſten die Heiden wieder verjagt und Hamburg wieder neu erbauten, zum Andenken an dies Märtyrerthum der Vorfahren, den Namen "bloetloſer Weg" erhalten. Und wie das Nicolai-Kirchſpiel entſtand und Häuſer dahin kamen, blieb die Benennung "bloetloſe Twiete." Darnach wohnten viele Korbmacher dort, die ſich einander die Nahrung wegnahmen, ſo daß keiner ſein Brodt genügend fand; die nannten drum ihr Gäßlein "die bredtloſe Twiete." Und lange Zeit hieß ſie ſo, denn die Nachkommen hatten die Geſchichten und Sagen der Vorfahren längſt vergeſſen, und nach der Reformation gab man wenig auf Erinnerungen aus der katholiſchen Zeit. So hieß ſie bredtloſe oder Korbmacher-Twiete, bis E. H. Rath ein Einſehen that, und den alten rechten Namen mit großen Buchſtaben an die Ecken der Twiete anſchreiben hieß. Ao. 1842 aber iſt ſie abgebraunt und nicht wieder aufgebaut, alſo für immer verſchwunden. Drum wollen wir ihr Gedächniß und das Andenken der Geſchichte, die ihr den Namen gab, auf unſere Nachkommen zu bringen ſuchen.

16. Hamburgs zweiter Gründer und getreueſter Wohlthäter.

(1106—1130.)

Graf Adolf I. von Holſtein, der erſte Regent aus dem Schauenburger Hauſe, iſt der Erneuerer des Hamburgiſchen

Doms geweſen, welcher ſeit 1082 in Trümmern gelegen hatte. Der Graf war erſt kürzlich (1106) vom Herzog Lothar von Sachſen, dem nachmaligen Kaiſer, mit den Nordalbingiſchen Herrſchaften belehnt worden, und ließ es ſeine hauptſächliche Sorge ſein, in Hamburg die Spuren der letzten Verwüſtungen völlig zu vertilgen. Er hat den Dom ſo feſt gebaut, daß er ſeitdem geſtanden hat, bis vor etwa 50 Jahren dies ſchöne Denkmal der alten frommen Kunſt, daran ſich ſo große und heilige Erinnerungen der Vorzeit knüpften, hinweggeräumt worden iſt.

Graf Adolf hat viel Gutes für Hamburg und ſein Land gethan, und hat gebaut und gegründet und geſäet, wo vor ihm nur Trümmer und Wüſteneien waren. Wie der Erzbiſchof Friedrich ſchon angefangen, ſo berief auch er Niederländiſche Anſiedler unter Zuſicherung großer Freiheiten ins Land, die deichten die Elbniederungen ein, und ſchufen ſo die fruchtbaren Marſchen, darin ihre Nachkommen, durch eigenthümliche Sitte, Tracht und Sprache ausgezeichnet, noch jetzt wohnen. Und von ihm (oder von ſeinem Sohne) ſind auch die Niederländiſchen Vorfahren unſrer Landleute in den Vierlanden, in Bill- und Ochſenwärder und auf den Elbinſeln als freie Bauern daſelbſt angeſiedelt worden.

Seine Gemahlin nahm Theil an ſeinen Herſtellungswerken, ſie baute die verfallene Burg an der Alſter wieder auf und befeſtigte dieſe Seite der Stadt. Und der Graf erhob Hamburg zu ſeiner Hauptſtadt und Reſidenz, und regierte darin als ein redlicher frommer Fürſt zum Glück und Heil der Bürger. Darum haben ſie auch keinen ihrer früheren Oberherren ſo geliebt, wie Adolf I., und als er 1130 verſtarb, da war viel Wehklagens bei den Bürgern und Einwohnern unſrer Stadt, und ſie legten ihm einen Ehrennamen bei, und nannten ihn: "den zweiten Gründer und getreueſten Wohlthäter Hamburgs."

17. Die Rüſtung des Fürſten Primislav.

(1138.)

Zur Zeit als Graf Adolf II. in ſchweren Kriegesnöthen wegen ſeiner dem Sachſen-Herzoge Heinrich bewieſenen Lehnstreue von dem Brandenburgiſchen Markgrafen Albrecht dem Bären ſeiner Holſteiniſchen Lande beraubt war, herrſchte des Letzteren Vaſall, Graf Heinrich von Badewide, in Hamburg und Holſtein. Damals glaubten die Wenden und Slaven, es ſei wieder gut Fiſchen im Trüben. Sie kamen in großen Haufen und fielen ins Segebergiſche und hauſten wie ihre Vorfahren. Und alsbald zog der Graf von Badewide ihnen entgegen und in ſeinem Zuge zählten die wohlgerüſteten Hamburger zu ſeinen beſten Kriegsleuten. Als ſie nun vor Plön kamen, der Haupt-Veſte der Wenden, da ließ der Graf zum Sturm blaſen, und die Hamburger ſtürmten unter den Vorderſten, und ließen ſich den Wendiſchen Hagel von Steingeſchoſſen, Bolzen und Pfeilen nicht verdrießen, denn ſie erſtiegen die Veſte und kämpften, das Schwert in der Fauſt, Mann gegen Mann, bis alle ihre Kampfgenoſſen nachkamen und den glorreichſten Sieg erfechten halfen. Und eine Schaar kühner Hamburger erkannte unter den Feinden den Anführer derſelben, den berühmten Fürſten Primislav, auf den drangen ſie ein und fingen ihn, und erbeuteten ſeine ganze Rüſtung. Und als Graf Heinrich die Wenden überall beſiegt und aus dem Lande gejagt, da entließ er die Hamburger ihres Kriegsdienſtes. Und ſie zogen mit ehrlicher Beute reich beladen heim in ihre Stadt, und die eben ſo ſeltſame als prächtige Wendiſche Rüſtung des Fürſten Primislav hingen ſie im Dome auf (hernach ſoll ſie im Zeughauſe aufbewahrt geweſen ſein); da hat ſie lange Zeit als ruhmwürdiges Siegeszeichen der Hamburgiſchen Tapferkeit geprangt.

Graf Adolf II. aber, der rechtmäßige Oberherr, kam im Jahre 1139 wieder mit dem Herzoge ins Land, dem alsbald ſein Sohn Heinrich der Löwe folgte. Und Adolf hat fortan als ein eben ſo tapferer als weiſer und trefflicher Fürſt regiert, mit gleicher Kraft wie Milde. Er war auch ein gelehrter Herr, der das Lateiniſche und Wendiſche eben ſo gut verſtand, als das Deutſche. Für Hamburgs Wohlfahrt war er eifrig beſorgt und förderte Handel und ſtädtiſche Gewerbe. Und im Jahre 1152 verſchaffte er's den Gewandſchneidern und Kramern, daß Heinrich der Löwe ſie als privilegirte Gilden und Zünfte anerkannte, imgleichen, daß der Kaiſer dieſelben beſtätigte. Darnach, 1164, hat er auf einem Kriegszuge Heinrichs gegen die Wenden, in der Schlacht bei Demmin, ſein thatenreiches Leben geendet, worauf ſein Körper nach Minden gebracht und im dortigen Dom beſtattet worden iſt.

---

18. Der Bardowiker und Zippelweiber Gerechtſame.

(1189.)

Als Ao. 1189 Heinrich der Löwe, Herzog von ganz Sachſen, die alte und große Stadt Bardowik lange Zeit erfolglos belagert und eben zwei Tage lang vergeblich geſtürmt hatte, da verirrte ſich ein Stier ins Lager, von dem erkundet wurde, daß es der Stadt-Bulle von Bardowik ſei. Hierauf wurde nun ein Anſchlag, in die wohlverwahrte Stadt zu kommen, gegründet; man ließ den Bullen frei gehen und folgte ſeiner Spur. Er ſah ſich auch kaum ungehindert, als er der Heimath zutrabte, die Wälle und Gräben umging, bis zu einer ihm wohlbekannten ſeichten Stelle, die er durchwatete, und dann durch zerbröckeltes Mauergeſtein einen ſchmalen Weg

in die Stadt fand. Da dies erkundſchaftet war, ließ Herzog Heinrich zum Sturm blaſen, erſtieg an jener Stelle den Wall und eroberte alſo Bardewik; und da er einen grimmen Zorn gegen die ſo lange aufſätzige Stadt hatte, ſo zerſtörte er ſie völlig und ließ kaum einen Stein auf dem andern. Denn bis auf den Dom wurden die übrigen neun Kirchen der Stadt und alle Häuſer niedergebrannt, und auf den Trümmerhaufen ſchrieb der Herzog die Worte "vestigia Leonis," des Löwen Spuren!

Es heißt aber, Herzog Heinrich wäre deshalb ſo ergrimmt auf die Stadt geweſen, weil die Bardewikerinnen ihm höchſt deſpectirlich begegnet ſeien, als er vor den Thoren geſtanden. Da ſollen ſie ihm nämlich nicht ihre beſte Seite gezeigt haben, ſondern den Rücken und was darunter ſitzt, über welche unmanierliche und unehrbare Verſpottung der Herzog ſich denn ſo ſehr entrüſtet habe. Dies bezeugt ein alter Niederſächſiſcher Chroniſt, der auch Ehrbare Rathsherren an jener häßlichen Verunglimpfung theilnehmen läßt, und hinzufügt: "da dat de Hertog ſach, da word he erſt grimmig als en Leu."

Die Bardewiker haben ſich von dieſem Unglück und einer nochmaligen Einäſcherung 200 Jahre ſpäter nie wieder zur Höhe einer Stadt erheben können, und ſind beim Dorf oder Flecken ſtehen geblieben; einen Dom und ein Stift giebt's noch da und viele alte Erinnerungen, z. B. ſtädtiſche Straßennamen da, wo's jetzt nur Feldwege zwiſchen den Aeckern und Gemüſegärten giebt u. dergl. Und gleich nach der Zerſtörung haben ſie ſich in die Zeit geſchickt, Handel und ſtädtiſche Nahrung aus dem Sinn geſchlagen, und ſich ſtark auf den Gemüſebau verlegt, Zwiebeln (Zippollen oder Zippeln, wie ſie ſagen), und "junge gehle Wörteln, grône Peterſilje und Kopp-Salat" u. dergl., und dabei haben ſie ihr Abſehen auf das emporblühende Hamburg gehabt.

Und vererſt haben ſie die vielen großen Granit-Quaderſteine ihrer Mauern und Häuſer, die ihnen nun nichts mehr nützten, an die Hamburger verkauft, die ihrer bedurften, und damit ihre Felſen-Verſetzen längs des Elbarmes oder Flethes vom Oberbaum, am Winſerthor, Dovenfleth, bei St. Catharinen vorbei, längs der Stadtmauer (bei den Mühren), Kayen, bis zum Niederbaum am Scharthor aufgebaut haben, wie man noch jetzt deutlich wahrnehmen kann, wenn man darnach ſuchen will.

Die Bardewiker haben dafür erhalten 300 ℔ Silbers und ein Haus unweit der St. Catharinen-Kirche, zur Lagerung ihrer Gemüſe, und das Recht, daß ſolches Haus zu ewigen Tagen ihnen gegen mäßige Miethe überlaſſen und von Hamburg in gutem Stande unterhalten werden müſſe. Und das Haus bekam von den Zwiebeln und anderen Gemüſen bald den natürlichen Namen Zippelhaus, und die ganze Gaſſe nannte ſich wieder darnach, und die ſchönen Bardewikerinnen, ſchlanke ſchüchterne Geſchöpfe, mit rothen Tüchern um den Kopf, die ihr Gemüſe ſo zierlich auf demſelben zu tragen verſtehen und dabei in gar melancholiſcher Melodei (als klänge eine Klage über Ilion's Untergang darin nach) ihre Waaren ausrufen, die wurden natürlich Zippelweiber genannt.

Ao. 1604 ſchickte der Rath zu Bardewik Geſandte hieher um wegen des Hauſes einen neuen Vertrag mit der Kammer zu machen, wonach dieſe dafür 110 ℔ Crt. jährlich Miethzins bekommt; und ſchon 1535 war das älteſte Zippelhaus durch ein anderes erſetzt, und 1674 baute man wieder ein neues, und vor etwa 30 Jahren iſt es ſtark reparirt. Aber die Kämmerei baut den armen Bardewikern jedesmal nur ein ganz ſchlechtes, ſcheunenartiges Haus, und das ſteht doch (am Fleth) auf den mächtigen Quaderſteinen ihrer eigenen vormaligen Mauern, ſo daß ſie daſelbſt auf ihren Trümmern

ſitzen und immer der alten Herrlichkeit gedenken müſſen. Nächſtes Mal, wenn wieder ein neues Zippelhaus gebaut wird, dann möge die Kammer ein Uebriges thun und ein ſtattliches Gebäu hinſetzen, deſſen Bauart an die Geſchichte erinnert, mit allerhand Symbolen und Emblemen.

Aber einen Bullenkopf dürfte man dabei nicht anbringen, ſonſt ginge kein Zippelweib oder -Mädchen in das Haus. Denn dem Stadtbullen von 1189, der durch ſeine grenzenloſe Dummheit die Stadt verrathen und alles Unheil ſeitdem verurſacht hat, dem haben's Enkel und Urenkel und alle Nachkommen bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen und tragen's ihm nach, und wenn man ſie an die alte Geſchichte erinnert und neckweiſe ſich nach des Bullen Befinden erkundigt, ſo werden die ſonſt ſo ſanften ſtillen Frauen zornig und boshaft und ihr weißes Antlitz wird krebsroth und ihr gutmüthiger Mund ſchleudert arge Scheltworte.

Was wußten wir zehnjährigen Schuljungen von dieſer Geſchichte und ihrer Bewandtniß? Uns war nur zufällig zu Ohren gekommen das übliche Stichwort des Volkswitzes gegen die guten Bardowikerinnen; das mußten wir natürlich probiren! Ohne Ahnung von dem, was folgen würde, ganz freundlich und harmlos ſtellten wir uns vor die Frauen, die bei ihrer alten Scheuer ſaßen und fleißig das Suppenkraut pflückten und Sonſtiges vorbereiteten zum morgigen Verkauf, und ſagten leiſe: "Wat makt de Bull von Bardewik?" Entweder hörten ſie's nicht, oder, weil wir guter Leute Kinder und nicht übel gekleidet ſchienen, ſo wollten ſie's nicht hören. Als wir dann aber, ganz dreiſt und keck, laut ausgerufen hatten den zündenden Spruch: "Wat makt de Bull von Bardewik?" ach, welch einen Regen und Hagel von Krautſtengeln, ſchlechten Zwiebeln, Kohlblättern und Salatköpfen warfen die erboſten zornrothen Frauen und Mädchen unter

einer Fluth von gerechten Schmähungen auf uns arme Jungen, die wir vor Schrecken wie erſtarrt und verſteinert vor ihnen ſtanden, bis es uns in die Beine fuhr, daß wir ausriſſen aus dem Bereich ihrer Wurfgeſchoſſe.

Uebrigens geht noch immer die Sage: ſobald im Zippelhauſe ein Kind geboren werde, das keinen Vater habe, dann falle das Haus an die Stadt zurück, und mit der ganzen Bardewiker Gerechtſame ſei's rein aus. Solch ein Unglück iſt aber noch niemals vorgefallen.

---

19. Des Hamburgiſchen Welthandels Begründung; Graf Adolf III. und Kaiſer Friedrich I.

(1164—1203.)

Graf Adolf III. war noch ein Kind, als ſein Vater, der zweite Adolf, ſtarb. Als er zu ſeinen mündigen Jahren gekommen war, offenbarte er ſich als ſeiner guten Vorfahren würdiger Sohn. Auch ihm verdankt Hamburg große Dinge. Denn er erkannte früh, daß die Stadt einmal groß und mächtig werden könne und müſſe durch Welthandel und Schifffahrt. Deswegen opferte er ſein Caſtell, die neue Burg, für Hamburgs künftiges Wohl. Unter der Aufſicht des Bürgermeiſters Wirad ließ er die Burg gänzlich ſchleifen, und die Plätze daſelbſt mit großen Handelshäuſern und Speichern bebauen, eine Kapelle, dem Heiligen Nicolaus, dem Patron der Schiffer, geweiht, ſtiften, und den angrenzenden Elbarm zu einem Hafen einrichten. So entſtand das St. Nicolai-Kirchſpiel, die damalige Neuſtadt, mit einem eigenen Rathhauſe.

Zu dieſen Zeiten gab es noch mehr Kriegsunruhe als zuvor; und Graf Adolf, der ſich als ein tapferer Fürſt und Ritter dabei bewährte, hat mehr Unglück als Glück erfahren,

und mußte vor Heinrichs des Löwen Uebermacht von Land und Leuten weichen, bis deſſen Stern ſank (1180). Dann erwirkte Adolf bei dem Kaiſer Friedrich Rothbart ein wichtiges Privilegium für ſeine gute Stadt Hamburg, welches von jeher hochthener und werth iſt gehalten worden und annoch auf dem Stadt-Archiv aufbewahrt wird. In dieſem Gnadenbriefe, datirt Neuenburg an der Donau, den 7. Mai 1189, wird den Hamburgiſchen Bürgern und ihren Schiffen, Waaren und Leuten die Befreiung von allem Zoll, Umgeld und anderen Beläſtigungen auf der Elbe, von ihrer Stadt bis ans Meer, und umgekehrt, zugeſichert (worin der Urſprung der noch jetzt anerkannten Freiheit vom Stader Zoll zu ſuchen iſt); ferner werden ihnen wichtige Fiſcherei-Rechte, Verkehrs-Erleichterungen, Befugniſſe zum Geldwechſel und andere damals bedeutſame Vergünſtigungen verliehen. Als beſonders wichtig erſcheint noch das Recht, daß auf zwei Meilen Entfernung rings um Hamburg kein feſtes Schloß gebaut werden durfte, und daß die Hamburger fortan zur landesherrlichen Heeresfolge nicht mehr verpflichtet ſein und zu keinem Kriegszuge gezwungen werden ſollten. Graf Adolf beſtätigte ſeinerſeits als Landesherr den ganzen Inhalt dieſes Privilegs (wie ſeine Nachfolger es ſpäter ebenfalls gethan haben), und unter den dieſe Urkunde mit unterſchreibenden Zeugen befinden ſich außer einigen Holſteiniſchen Edeln auch fünf Hamburgiſche Rathsherren, Fromold, Eſich, Wirad, Standard und ſein Bruder Siegfried.

Man erkennt leicht, daß dieſe Rechte den hauptſächlichen Zweck hatten, Hamburgs Handel und Schifffahrt von hemmenden Laſten zu befreien, und zu dem großartigen Aufſchwunge des Weltverkehrs zu erheben. Graf Adolf III. wie Kaiſer Friedrich I. ſind alſo hoch zu preiſen, daß ſie Hamburgs Beruf und Zukunft mit klarem Auge ſo zeitig und ſo

richtig erkannt und begründet haben. Und deshalb auch iſt Kaiſer Friedrich in Hamburg ſtets hoch verehrt geweſen, und in Betrachtung ſeiner Verdienſte um die Stadt hat unſer Senat vor etwa zwölf Jahren, in Gemeinſchaft mit dem zu Lübeck, das ihm eben ſo viel verdankt, des großen Kaiſers Bild von der Meiſterhand Karl Friedrich Leſſing's malen und im Kaiſerſaal des Römers zu Frankfurt a. M. aufhängen laſſen.

Die Hamburger erwieſen ſich für ſo viele Wohlthaten auch erkenntlich. Und als er in demſelben Jahre 1189 den Kaiſer auf dem Kriegszuge ins gelobte Land begleitete, gaben die Hamburger willig Silbers und Goldes zur Genüge her, um ihren edeln Grafen und ſein ganzes Gefolge ſo herrlich auszurüſten, daß er an Pracht und Tüchtigkeit der Waffen wie der Roſſe keinem der übrigen 67 Fürſten, die den Kaiſer begleiteten, nachgeſtanden hat. Dabei gelobten die Hamburger ihm, ſeine Lande gegen die feindlichen Einfälle der Wenden mit Gut und Blut zu beſchützen, ſo lange er abweſend ſei. Er mußte aber ſchon 1191 aus Paläſtina heimkehren, als er erfuhr, wie's daheim ausſah. Der Kaiſer aber fügte zu ſeinem Wappenbilde, dem Neſſelblatt (das ſein Geſchlecht wegen des Neſſelberges an der Weſer führte, auf dem die Stammburg Schauenburg liegt), noch drei Nägel, weil der Graf im gelobten Lande drei Nägel des Kreuzes Chriſti erkämpft haben ſoll. Zwar eroberte er nun ſeine Länder wieder, aber in dem darauf folgenden Kriege, den die übermächtigen Dänen unter dem Könige Knut und ſeinem Bruder Waldemar (1200) gegen ihn führten, erging es ihm unglücklich; die Feinde beſetzten ſein Land wie Hamburg. Wohl gelang es ihm, dieſe Stadt, mit Hulfe der ihm ergebenen Bürger, noch einmal wieder zu gewinnen; aber der Verſuch, ſich hier zu halten, ſchlug fehl. Denn am Weihnachtsabend 1201, als bei hartem Froſt Elbe wie Alſter

gefroren waren, rückte Waldemar's zahlreiches Heer von allen Seiten über das Eis, und erstürmte solchergestalt die von dem Grafen und seinen Reisigen, wie von den Bürgern zwar heldenmüthig, aber unglücklich vertheidigte Stadt, wobei Adolf selbst in Gefangenschaft gerieth. Waldemar entließ ihn auf Ritterwort, sich wieder zu stellen, wenn es ihm nicht gelänge, die von seinen Freunden besetzte Stadt Lauenburg zur Uebergabe zu bewegen. Es gelang ihm nicht, und, treu seinem Worte, stellte er sich wieder zur Haft, worauf er nach Dänemark abgeführt wurde. Endlich 1203, als Waldemar König geworden war, ergab sich Lauenburg unter der Bedingung, daß Graf Adolf freigelassen werde, was auch geschah, nachdem er eidlich auf seine Holsteinischen Lande hatte verzichten und geloben müssen, nicht wieder gegen Dänemark die Waffen zu tragen. Er begab sich dann auf seinen Stammsitz Schauenburg, von wo aus er niemals wieder nach Hamburg oder Holstein gekommen, sondern bis an sein Lebensende, seinem Gelöbniß treu, verblieben ist.

---

20. Aus des Grafen Adolf IV. Jugendzeit und von Hamburgs Geschicken.

(1203—1225.)

Nach Adolf's III. Verzicht herrschten die Dänen und ihre gewaltthätigen Amtleute im Lande. König Waldemar hatte über ganz Nordalbingien den Grafen Albrecht von Orlamünde als Statthalter gesetzt. Und die Holsteiner, die zuvor wohl hätten treuer zu ihrem rechtmäßigen Herrn halten können, wünschten sich jetzt sein Regiment zurück. Die Edlen des Landes kamen insgeheim zusammen, und schickten Botschaft nach der Schauenburg, der Graf möge nur wieder kommen,

ganz Holſtein harre ſeines rettenden Armes mit Verlangen. Aber der edle Graf Adolf blieb ſeinem Eide treu, und ſchlug ihre verleckende Ladung aus. Da, als die allgemeine Noth immer höher ſtieg, ſandten die Holſteiner die edle Frau von Deeſt, Herrin auf Kellingdorf bei Wilſter, mit demſelben Anliegen an Adolf. So beredt ſie auch die Bitte vorbrachte, dennoch war's vergeblich. Aber der Sohn des Grafen, wie ſein Vater Adolf geheißen, ein ſchöner Knabe von 12 bis 14 Jahren, der wurde lebendig ergriffen von den Worten der edlen Frau, als ſie das Unglück des Landes ſchilderte. Und ein Heldenfunken entzündete in ihm das Verlangen: dem Lande ſeiner Väter dereinſt ein Retter zu werden. Die kluge Geſandtin fachte das Feuer an, und ſo geſchah es, daß der Vater einwilligte, den Sohn mit ihr nach Holſtein ziehen zu laſſen, damit er dort an Ort und Stelle ſeiner künftigen Thaten, ſeiner hohen Beſtimmung gemäß erzogen werde. Alſo lebte der junge Graf fortan heimlich und verborgen auf Kellingdorf bei der Frau von Deeſt, unter der Leitung der Edelſten des Landes zu allen ritterlichen und fürſtlichen Tugenden wie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht trefflich erzogen und herangebildet. Die Dänen ließen ſich's freilich nicht träumen, daß der rechtmäßige Erbe des von ihnen geraubten Landes ſo nahe bei ihnen weile. Aber die Holſteiner wußten es, und da ſie in dem herrlich aufblühenden Jünglinge den künftigen Retter und Fürſten freudig erkannten und begrüßten, ſo getröſteten ſie ſich deſſen in traurigen Zeitläuften mit Hoffnung und Zuverſicht.

Inzwiſchen waren neue Kriegsunruhen über Stadt und Land gekommen. Heinrichs des Löwen Sohn, Otto IV., bekriegte den König Waldemar und nahm Hamburg, welches dann wieder von dieſem belagert wurde (1216). Waldemar baute eine Burg dicht vor der Stadt auf der Höhe des Eich-

holzes, von wo aus er nicht nur Wurfgeſchoſſe hinein warf, ſondern auch alle Zufuhr land- wie elbwärts abſchnitt. Zu gleichem Zweck hatte Waldemar's Statthalter und Marſchall, der Graf von Orlamünde, hinter Schiffbeck auf der Uferhöhe der Bille, ein Caſtell gebaut. Alſo eingeengt und halb ausgehungert, ohne Ausſicht auf Entſatz, ergab ſich endlich die arme Stadt, in der dann die Feinde nach Kriegsgebrauch übel hauſ'ten. Dann verkaufte Waldemar die Stadt Hamburg mit allen kraft der Eroberung daran gewonnenen Hoheitsrechten an den Grafen von Orlamünde (1216) für 700 Mark Silbers. Dieſer bezeigte ſich gegen die Stadt als ein milder guter Regent, beförderte ihre Wohlfahrt, ſo gut er konnte, wie er denn überhaupt oftmals der Dänen Uebermuth im Lande zügelte, und eben ſo tapfer als bieder war. Schade, daß er ſeine Lehnstreue dem Dänenkönige, und nicht der Deutſchen Sache beweiſen mußte.

Der Friedensverſuche unerachtet, mehrten ſich nun die Kriegsunruhen, zumal nachdem (1223) der Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar auf einer Däniſchen Inſel gefangen genommen und auf Schloß Dannenberg in Haft gebracht hatte. Der Graf von Orlamünde, zum Däniſchen Reichsverweſer erkoren, hatte ſchweren Stand, denn Alles rüſtete ſich in Holſtein und Mecklenburg, die Dänenherrſchaft abzuwerfen, und des jungen Grafen Adolf Anweſenheit begann ruchtbar zu werden. Da gedachte der Graf von Orlamünde ſeine Rechte auf Hamburg bei Zeiten zu verwerthen, ehe ſie ihm wieder genommen würden, zugleich auch durch Wohlthaten die Bürger zu gewinnen, daß ſie in dem drohenden Kriege mindeſtens nicht gegen die Däniſche Parthei auftreten möchten. Darum beſtätigte er ihnen alle vom Grafen Adolf III. verliehenen Rechte und Freiheiten; ja, als die Hamburger den günſtigen Augenblick weiſe benutzten, willigte er gern in ihr

Begehr, und verkaufte ihnen ſeine eigenen Hoheitsrechte über ihre Stadt um 1500 Mark Silbers (etwa 35,000 ℳ nach einer Berechnung im ſechszehnten Jahrhundert), ſo daß die Stadt durch dieſen Kaufvertrag ihrer Unterthänigkeit los und ledig wurde (1224). Das war denn der erſte, freilich noch auf ſchwachem Fundamente, auf dem Loskauf von eroberten Rechten, ſtehende Anfang der Unabhängigkeit der freien Stadt Hamburg.

Der Graf Orlamünde zog dann zu Felde, bei Mölln (1225) verlor er eine Schlacht und kam als Gefangener zu ſeinem königlichen Herrn nach Dannenberg; der junge Erbe Holſteins trat als Graf Adolf IV. aus der Verborgenheit auf den Kriegsſchauplatz, das ganze Land fiel huldigend ihm zu.

21. Vom Spökelberg.

(1225.)

Eine kleine Meile von Hamburg, an der Straße zwiſchen Schiffbeck und Steinbeck, da, wo ſich das hohe Geeſtufer nach dem Bach bei Nieder-Schlems ſenkt, iſt noch heutigen Tages ein kleiner buſchiger Hügel zu ſehen, der zu dem daran liegenden Hauſe gehört. Das iſt der ſogenannte Spökelberg. Vor 50 Jahren noch hatte er eine andere Geſtalt, daran man leichtlich ſeine Beſtimmung in alten Zeiten erkennen konnte.

Auf dieſem Hügel hat nämlich die Veſte geſtanden, die Graf Albrecht von Orlamünde, des Dänenkönigs Waldemar Statthalter und Marſchall in Holſtein, um 1216 gebaut hatte, um Hamburg zu bezwingen, wie oben erzählt iſt.

Als nun König Waldemar und der Graf von Orlamünde gefangen waren, die Holſteiner ſich unter ihrem rechtmäßigen Herrn, dem jungen Grafen Adolf IV., erhoben, und ſchon den

größten Theil des Landes von der Dänenherrſchaft befreit hatten, da wollte Adolf auch dieſe Gegend und die beſte Stadt ſeines Erbes, Hamburg, wieder gewinnen.

Hamburg (wie eben erzählt iſt) hatte ſich nun zwar eigentlich ſchon durch Vertrag mit dem Grafen von Orlamünde von der Dänen Herrſchaft befreit und war einigermaaßen ſelbſtſtändig geworden, aber in den Veſten am Eichholz und bei Schiffbeck lagen noch Däniſche Beſatzungen, die mußten beſiegt werden.

Zuerſt kam die Reihe an Schiffbeck. Graf Adolf und ſeine Holſten belagerten und beſtürmten es, die Dänen wehrten ſich kräftig, aber endlich ergaben ſie ſich auf Gnade und Ungnade, nachdem ſie in blutigen Gefechten die Kühnheit des Grafen und die Tapferkeit ſeiner Holſten erfahren hatten.

Und einige Zeit darnach, als Adolf ſich an dieſer Stelle mit den Hamburgern friedlich geeinigt, und mit ihrer Hulfe auch die Dänenburg am Eichholz erobert und zerſtört hatte, ließ er auch die Schiffbecks-Veſte ſchleifen und abtragen, weil die Hamburger das Privilegium hatten, daß auf zwei Meilen rund um die Stadt keine feſte Burg beſtehen durfte.

Und der Hügel, darauf die Veſte geſtanden, blieb mit einigen Steinhaufen noch lange Jahre ſo wüſt liegen. Nach und nach trugen die benachbarten Leute die Steine fort, wenn ſie deren etwa benöthigt waren. Und die Sage ging, daß der Graf von Orlamünde große Schätze, darunter die 1500 Mark Silbers, welche die Hamburger ihm für die Freiheit ihrer Stadt gegeben hatten, im Innern des Berges vergraben habe, die noch nicht gehoben ſeien; es hieß auch, daß es dort ſpukte oder ſpökelte, wie man's auch nennt, nämlich, daß nächtlicher Weile allerlei geſpenſtiſche Geſtalten

auf dem Berge ſäßen, etwa die Hüter des Schatzes oder die Geiſter der hier bei Erſtürmung der Burg erſchlagenen räuberiſchen Dänen, die das umliegende Land gedrangſalt hatten und nun keine Ruhe im ungeweihten Grabe haben mochten. Vielleicht waren es auch nur Schatzgräber, die mit Wünſchelruthe und anderem Zaubergeräth ihr Glück verſuchen wollten, und ſich gern, wie ſolche nächtige Geſellen lieben, mit ſpukhaftem, geſpenſtiſchem Weſen umhüllten. Genug, der wüſte Berg bekam daher den Namen "Spökelberg," den er noch jetzt trägt. — Der uralte Kaufſchilling für Hamburgs Befreiung von der Fremdherrſchaft mag noch darin vergraben liegen.

---

22. Graf Adolf IV. begründet Hamburgs Freiheit.

(1225.)

Als Graf Adolf die Schiffbecker Veſte eingenommen hatte, ſandte er Botſchaft nach Hamburg, um Rath und Bürgerſchaft aufzufordern, nunmehr ihm, ihrem rechtmäßigen Fürſten, die Thore zu öffnen und die Huldigung zu leiſten. Da war guter Rath theuer in der Stadt; denn jetzt mußte es ſich entſcheiden, ob ihr Kaufvertrag mit dem Grafen von Orlamünde ihnen bleibend nützen werde, oder ob ſie mit dem umſonſt gezahlten Kaufſchilling auch zugleich das noch viel werthere Gut der kaum genoſſenen Freiheit verlieren ſollten. So willkommen den Bürgern der Graf Adolf als Landesherr in Holſtein war, ſo ungern ſahen ſie wiederum einen Fürſten und Regenten ihrer Stadt. Aber ſo völlig ſonder Argliſt und Unrecht ſie dazu gelangt waren, ſich frei zu machen, und ſo billig ihr Wunſch war, ſich frei zu erhalten, ſo fühlten ſie doch wohl, daß Graf Adolf, der angeſtammte Erbe des

Landes, folglich auch ihrer Stadt, ein Recht auf ihre Unterwerfung hatte, das ungleich beſſer war, als das des ehrlichen Käufers eines geraubten Gutes.

Nach langen Berathungen, wobei die Verzagteren zu unbedingter Unterwerfung, die Uebermüthigen aber zu trotziger Abwehr riethen, kam man endlich zu dem Entſchluß, einen friedlichen Austrag der Sache zu verſuchen, mittlerweile aber für den Fall des Mißlingens alle Vertheidigungs-Anſtalten zuzurüſten.

Es gingen alſo kurz vor Weihnachten Abgeordnete der Stadt ins gräfliche Lager vor der Schiffbecker Veſte; ſie wurden von Adolf im Kreiſe ſeiner Räthe, Ritter und Krieger unter freiem Himmel freundlich empfangen, und aufgefordert, ihre Meldung anzubringen. Die Abgeordneten redeten alſo, laut einer alten Ueberlieferung, etwa folgende ebenſo beſcheidene als feſte Worte: "Gnädiger Graf und Herr! Wir ſind geſandt, Euch willkommen zu heißen und Euch Glück zu wünſchen. Wenn wir daneben auch mit einer freimüthigen Anſprache Euch kränken ſollten, ſo thun wir es zwar ungern, aber die Liebe zur Vaterſtadt und das Geheiß unſrer Mitbürger zwingt uns dazu. Das Unglück, das Euren Vater traf, und uns der Herrſchaft Dänemarks unterwarf, war uns ſchmerzlich; Euer Vater hatte allen ſeinen Anſprüchen auf unſre Stadt eidlich entſagt, und während mehr denn 20 Jahren war von den Schauenburgern nichts zu unſerer Befreiung geſchehen. Mit Herzeleid ertrugen wir der Dänen Herrſchaft, wie darnach die Oberhoheit des Grafen Albrecht von Orlamünde, den wir als unſern Herrn betrachten mußten, bis uns das Glück zu Theil ward, von ihm die Löſung unſrer Unterthänigkeit mit großen Opfern zu erkaufen und Freiheit zu erlangen. Argliſt oder Verrath gegen Euch und Euer Recht kann uns nicht vorgeworfen werden; man müßte denn

die Natur der Geſchöpfe Gottes anklagen, die ſchon den Vogel treibt, dem Käfig zu entfliehen, wenn er es vermag."

"Noch Vieles könnten wir anführen, was uns vor den Schranken des Gerichts rechtfertigend zur Seite ſtünde, was hier aber im Lager des Krieges verhallen würde. Darum wenden wir uns vertrauensvoll an Eure Großmuth und Milde, denn wir wiſſen, unſer Glück liegt Euch am Herzen. Erwägt unſere frühere wie jetzige Lage, ſetzet Euch an unſere Stelle, und prüfet darnach unſere Bitte: entſagt Eurem ſtrengen Rechte zu Gunſten unſrer von Euren ruhmwürdigen Vorfahren geliebten Stadt, beſtätigt uns in unſern wohlerworbenen Rechten und Freiheiten, ſo werden wir Euch freudig unſre Thore öffnen, Euch als unſern Schirmherrn annehmen, lieben und ehren; ſolltet Ihr aber wider Verhoffen ein Mehreres verlangen, ſo müſſen wir offen erklären, daß wir insgeſammt entſchloſſen ſind, keine Schmälerung unſrer Rechte zu leiden, ſondern für das theure Gut unſrer Freiheit lieber zu ſterben."

Und als die Hamburgiſchen Geſandten dieſe Worte geredet, ließ der Graf ſie in ein Gezelt führen und gut bewirthen, während er ging, ſeinen Entſchluß zu faſſen. Und ſeine Holſteiniſchen Räthe und Ritter, die Hamburg ungern aus dem Verbande ihres Landes ſcheiden ſahen, wollten dem Grafen zureden, daß er das Begehr abſchlüge und ſich mit den Waffen erſiege, was ſeines Rechtes ſei. Aber Graf Adolf's Herz war getroffen von den Worten der Hamburger, und auch ſein Geiſt erwog, daß ſeines Vaters, Adolf's III., Liebe für die Stadt ihr ſchon den Weg der Unabhängigkeit, den ſie inzwiſchen gegangen, vorgezeichnet habe, zu wachſender Bedeutſamkeit und Größe. Und alſo zurückblickend in die Vergangenheit und vorwärtsſchauend in die ferne Zukunft, und die Beſtimmung der Stadt nach dem Willen Gottes erkennend, wurde

es dem großherzigen edlen Jüngling leicht, den eignen Vortheil, ſeine Rechte über Hamburg aufzuopfern. Und er berief die Geſandten wieder vor ſich und gewährte ihnen in freundlichen Worten ihr Anſuchen, und ſicherte der Stadt ihre Freiheit feierlich zu.

Und als er bald darauf in die Stadt zog, da iſt er von Rath und Bürgerſchaft mit Freude und Jubel empfangen und willkommen geheißen, und nachdem ſie vereint die Dänen-Veſte am Eichholz erobert und zerſtört, hat der Graf der Stadt eine Urkunde ausgefertigt, darin er ihr Kaiſer Friedrichs Privilegium und alle ſonſt erworbenen Rechte und Freiheiten, auch die Zollfreiheit durch ganz Holſtein, zugeſichert hat. Und dies iſt der rechte wahre Grundſtein der Hamburgiſchen Freiheit geworden.

Darnach haben die Hamburger den Grafen als ihren Schirmherrn und Bundesfreund angenommen und anerkannt, und haben darauf den Deutſchen Handſchlag mit ihm gewechſelt und unter Anrufung des Segens Gottes einen feierlichen Weintrunk mit ihm gehalten. Dann iſt der edle Graf weiter gezogen in ſein wieder gewonnenes Land.

Und als vor beinah 40 Jahren Hamburg von Franzöſiſcher Gewaltherrſchaft wieder erlöſ't und im Genuſſe der alten neuerrungenen Freiheit der unſchätzbare Werth dieſes höchſten Erdenguts in allen Bürgern ſo recht lebendig geworden war, da gedachte man auch dankbar des trefflichen Fürſten, der vor 600 Jahren ſo großherzig den Grund zu ſolchem Glücke gelegt hatte. Und in Folge eines gemeinſamen Beſchluſſes des Rathes und der Oberalten (vom 9. October 1820) wurde im Namen der "dankbaren Republik" dem Grafen Adolf IV. ein Denkmal geſetzt auf dem Platze vor dem von ihm gebauten Marien-Magdalenen-Kloſter, welcher fortan den Namen "Adolfs-Platz" bekam. Und als der neuen Börſe das alte

Kloſter weichen mußte, da wurde das Denkmal vor dem neuen Gebäude des letzteren am Glockengieſſer-Wall wieder aufgerichtet, wo es unter Blumen und Büſchen, zuweilen von frommer Hand mit Kränzen geſchmückt, hoffentlich noch recht lange mahnend und erinnernd ſtehen wird, denn, wie die Inſchrift der dritten Erztafel im Grundſteine des Denkmals ſagt: "Wer über ſeine Zeit hinaus, kommenden Geſchlechtern liebend vorſorgt, den vergeſſen auch dieſe nicht, wenn gleich Jahrhunderte vergangen."

---

23. Der Tag von Bornhövede, Adolf's Gelöbniß und Sieg.

(1227.)

Der Dänenkönig Waldemar, der um dieſe Zeit gegen ſchwere Bedingungen ſeiner Haft entlaſſen war, wußte ſich anders mit ſeinem Eide und Gewiſſen abzufinden, als Adolf III. Er überzog aufs Neue das Land mit Krieg, die Schmach zu tilgen, das Verlorene wieder zu gewinnen. Mit ihm war ſein Neffe, Herzog Otto von Braunſchweig, zubenannt das Kind, Heinrich des Löwen Enkel. Es war ein verzweifelter Krieg, und Nordalbingien ſtand in Gefahr, dauernd unter die Dänenherrſchaft zu kommen. Zum Kampfe gab Hamburg dem Grafen Adolf an 20,000 Mark Silbers und daneben ſtellte ſich ihm freiwillig eine Schaar junger Bürger. Lübeck ſchüttelte grade damals (1226) ſo klug wie muthig das Dänenjoch ab und verband ſich mit dem Grafen, dem auch der Herzog Albert von Sachſen zu Hülfe zog. Es war dennoch ein kleines Heer gegen die Däniſche Uebermacht.

Auf der weiten Ebene an der alten Grenze zwiſchen dem eigentlichen Holſtein und Wagrien, unweit der Landſtraße nach

Neumünſter, da, wo ein kleiner Bach als Dorn entſpringt und ſich bald darauf in die Swentine ergießt, liegen einige Höfe, die man als Dorf Bornhövede nennt. Hier kam es am Tage der heiligen Maria Magdalena, dem 22. Juli 1227, zur großen Entſcheidungs-Schlacht. Der Dänen Heer war dreifach aufgeſtellt, rechts ſtand Otto mit ſeinen Truppen, links Herzog Abel von Schleswig, des Königs Bruder, das Mitteltreffen befehligte der ſtolze König Waldemar ſelbſt. Hinterwärts ſtanden die zu dieſem Kriegszuge halb gedungenen, halb gezwungenen Dithmarſen. Adolf's Heer war ähnlich geſtellt: Herzog Albert ſtand dem Herzog Otto gegenüber, wie Heinrich von Schwerin und die Lübecker unter ihrem tapfern Bürgermeiſter Alexander von Seltwedel, dem Herzog Abel. Im Mitteltreffen hielt Adolf mit ſeinen Holſteinern und Hamburgern, ſo wie mit 300 erleſenen Reitern, die Kaiſer Friedrich II. ihm geſchickt hatte. Hinterwärts hielten noch die Völker des Bremiſchen Erzbiſchof Gerhard und des Wendenfürſten Burwin. Nachdem zum Angriff geblaſen war, ſtürzten beide Heere auf einander, und fochten ſo unerſchrocken und ungeſtüm, daß trotz des entſetzlichen Blutbades ſtundenlang mit gleicher Beharrlichkeit Stand gehalten wurde. Es wurde Mittag, und die heißen Sonnenſtrahlen fielen Adolf's Kriegern brennend und blendend ins Geſicht, zugleich trieb ein heftiger Wind mächtige Staubwirbel ihnen entgegen, ſo daß ihnen der Kampf unſäglich erſchwert wurde. Trotz Adolf's Anfeuerungen und ſeines heldenmüthigen Beiſpiels begannen ſeine Krieger zu ermüden, während die Dänen immer friſche Mannſchaft ins Handgemenge ſchickten.

Seine Reihen lichteten ſich, viele Ritter, Knappen und Kriegsknechte lagen bereits erſchlagen auf der Wahlſtatt, ein Fähnlein nach dem andern wankte, ganze Schaaren wichen vor dem ungeſtümen Andrang der Feinde zurück, zum Wider-

ſtande nicht mehr fähig. Unerſchrocken aber ſtellte Adolf noch einmal die Schlachtordnung wieder her, dann, ehe er das Zeichen zum erneuten Angriff gab, fiel er Angeſichts des ganzen Heeres auf die Knie und flehte im inbrünſtigen Gebet zu Gott um Hülfe. Und je klarer er das unermeßliche Gewicht dieſer Schlacht erkannte, deren Verluſt das ganze Deutſche Land an der Nord- und Oſtſee vielleicht für immer dem Dänenthum überliefert hätte, je ſicherer er fühlte, daß die Hülfe allein noch bei Gott zu ſuchen ſei, deſto bereitwilliger war ſein edles Herz zu den größten eignen Opfern. Und im frommen Glauben und Vertrauen auf Erhörung gelobte er auf dem Schlachtfelde, wenn ihm Gott den Sieg verleihen würde, der heiligen Maria Magdalena Kirche und Kloſter in Hamburg zu erbauen, ja, er gelobte: aller weltlichen Herrlichkeit zu entſagen und als Mönch ſich gänzlich dem Dienſte des Herrn zu weihen. — Während deſſen ſollen auch Alexander von Soltwedel und andere Heerführer und manche Ritter und Knechte fromme Gelübde gethan und ſich durch das Gebet zum letzten Entſcheidungskampfe geſtärkt haben. Und als das Heer, — ſo heißt es, — ſich vom Gebete erhub, da ſahen manche die heilige Maria Magdalena hoch am Himmel ſchweben, wie ſie als Botin Gottes ſegnend und verheißend auf den Grafen herabwinkte, und vorüberziehende Wölkchen wie in einen dichten Vorhang oder eine Schürze zuſammenfaßte, womit ſie die Sonne verhüllte. Zugleich auch drehte ſich urplötzlich der ſtarke Wind völlig um, und blies nun den Feinden die Staubwirbel ins Geſicht. Und mit freudiger Zuverſicht ob ſolcher Gnadenzeichen Gottes ſtürzte ſich nun Adolf mit ſeinem Heere wieder auf die Dänen, die dem gewaltigen Andrange und der begeiſterten Tapferkeit nicht zu widerſtehen vermochten. Zugleich auch fielen die Dithmarſen von ihrem verhaßten Kriegsherrn ab und vereinigten ſich mit

den Holſteinern zu ſeiner Beſiegung. Bald wankten die Dänen auf allen Seiten, und in kurzer Zeit war ihre vollſtändige Niederlage, ſo wie ein glorreicher Sieg Adolf's und ſeiner guten Sache entſchieden. Unzählige Feinde blieben auf dem Schlachtfelde. Viele retteten mühſam Leben und Freiheit durch ſchleunigſte Flucht, Herzog Otto und drei Däniſche Biſchöfe wurden gefangen. König Waldemar, durch den Pfeil eines Holſteiners des Auges beraubt und bewußtlos zu Boden geſunken, wurde nur durch die Lehnstreue eines Deutſchen Reiters gerettet, der ihn vor ſich aufs Pferd nahm und nach Kiel mit ihm entkam.

Darnach hielt der ritterliche fromme Sieger Adolf einen feierlichen Einzug in Hamburg, in deſſen Domkirche er öffentlich Gott die Ehre gab und ſeine Gelübde erneuerte. Nicht nur das Marien-Magdalenen-Kloſter hat er geſtiftet, gebaut und begabt, ſondern auch das Johannis-Kloſter und den Convent und noch viele andere Klöſter, Kirchen und Kapellen im Lande Holſtein. Aber wegen ſeiner Jugend (noch nicht lange war er vermählt) und ſpäter wegen der Kindheit ſeiner Söhne, der Erben ſeiner Lande, konnte er den zweiten Theil ſeines Gelübdes nicht ſogleich erfüllen. Er hatte noch viel zu wirken, um den Frieden dauernd zu befeſtigen und das Glück ſeiner Unterthanen zu ſichern, ehe er daran denken durfte, ſich aller weltlicher Regimentsſorgen zu entſchlagen und das Kloſterleben zu wählen.

Sein Bild, wie er als gebietender Herr im Fürſtenmantel mit Ritterſpornen, Schwert und Wappenſchild ausgeſehen, hängt noch, von alter Meiſterhand gemalt, im großen Saale ſeines Marien-Magdalenen-Kloſters in Hamburg.

24. Vom Bau des St. Johannis-Kloſters.

(1220—1235.)

Um das Jahr 1220 lebte in Hamburg ein guter Bürger, mit Namen Hans Reder, der beſaß ein Haus nebſt großem Garten, in dem höheren Theile der Stadt, unweit des Alſter-Fluſſes und der Stadt-Mühlen an demſelben. Der hat zu ſeiner nicht geringen Verwunderung wahrgenommen, daß vom Himmel eine ganz ſeltſame Erde auf ſeinen Gartenplatz gefallen iſt; die war durchgängig tief dunkelſchwarz und von ſchneeweißen Streifen durchzogen, hie und da aber erglänzten dazwiſchen güldene Punkte und Striche, faſt wie Buchſtaben und Zeichen einer fremden heiligen Sprache. Und Hans Reder hat mehr denn einmal dies Wunder geſehen, und hat es nicht auszulegen verſtanden; obſchon er ſich wohl bewußt geweſen, daß etwas Abſonderliches damit angedeutet ſei.

Und als ſieben Jahre darnach der Graf Adolf IV., in Folge ſeiner Gelübde bei Bornhövede, den Bau zweier Klöſter in Hamburg beginnen und deshalb für jedes einen ſchicklichen Platz ausſuchen wollte, da trieb es den edlen Herrn unwillkürlich nach Hans Reder's Garten, und da er ihn in Augenſchein genommen, beſtimmte er ihn alſogleich zum Platz des einen der Klöſter; und Hans Reder, der eigentlich gar nicht gemeint war, ſein Grundſtück zu veräußern, fühlte ſich getrieben (er wußte ſelbſt nicht warum), alſogleich in des Grafen Kaufhandel zu willigen.

Alſo iſt auf dieſer Stelle das St. Johannis-Kloſter erbauet worden, und da es fertig war mit Kirche, Kreuzgängen, Reventer und Zellen, ſtand es einige Jahre leer, denn es waren keine Mönche da, die es bewohnen konnten; das Dom-Capitel bezeigte ſich auch der Anherokunft von

Ordens-Geiſtlichen wenig förderlich. Der Graf Adolf gab ſich wohl Mühe, fromme Patres für ſein Kloſter zu gewinnen, konnte aber keine auftreiben.

Da ereignete es ſich im Jahre 1235, daß drei fremde Prediger-Mönche vom Orden der Dominicaner nach Hamburg kamen, nämlich Bernhard Hiddinga, ein Frieſe, Otto von Meding, aus dem Bremiſchen, und der Pater Jordanus. Die zogen noch etliche ihrer Brüder nach ſich, und hielten darum an, das leere Kloſter bewohnen zu dürfen.

Ob nun gleich weder der Graf noch der Rath etwas dawider hatte, ſo ſahe das Dom-Capitel die Sache doch ungern, weil es fürchtete, dadurch in ſeinen Einkünften geſchmälert zu werden, während es der geiſtlichen Nothdurft der Stadt zur Genüge vorſtehen zu können vermeinte. Pater Bernhard aber entgegnete, daß die Brüder gekommen ſeien, der Menſchen Seelenheil zu fördern, nicht aber irdiſchen Gewinn zu ſuchen; und ſo gelang es ihm, auch des Capitels Einwilligung zu erhalten. Darauf wurde das Kloſter geweihet und von den Mönchen bezogen, welche dann auch ihr Verheißen wahr machten und durch Lehre und Beiſpiel des Volkes geiſtliche Wohlfahrt förderten.

Und als zum erſten Male die Dominicaner in ihrer ſchwarzen Ordenstracht mit weißem kreuzförmigen Streifen darüber, in der Kloſterkirche ſangen, beteten und das goldene Wort des Evangelii predigten, da ſind dem guten Hans Reder die Schuppen von den Augen gefallen, und er hat erkannt, was die auf ſeinen vormaligen Garten vom Himmel herabgeregnete ſchwarze Erde mit weißen Streifen und goldenen Zeichen weiſſagend zu bedeuten gehabt habe!

25. Die blauen Süſtern.

(1233.)

Ferner hat der fromme Graf Adolf IV. eine neue Stiftung in Hamburg gemacht, den Convent für zwanzig Nonnen vom Orden der Beguinen. Dazu ſchenkte er ein Haus und Grundſtück in der heutigen Steinſtraße, und wies die nöthigen Einkünfte in Ländereien vor dem Steinthore bis gen Horn zum Unterhalte derſelben an. Seine Söhne, die Grafen Johann I. zu Kiel und Gerhard I. zu Itzehoe, ſchenkten dem Convente 1255 einen ſchönen Apfel-Garten, den ſie ihrem eigenen angrenzenden Hofe (dem ſpäter ſogenannten Schauenburger Hofe) abnahmen, worauf nach dem Willen der Schenker Freiwohnungen für zehn arme Wittwen der Stiftung beigefügt wurden.

Die Kloſterſchweſtern des Convents nannte das Volk von der Farbe ihrer Ordenstracht die blauen Süſtern. Um 1360 müſſen ſie ſich's zur Nachzeit etwas bequem gemacht haben, auch nicht ohne einiges Geräuſch und einzeln ſchlafen gegangen ſein, denn in einer Haus-Ordnung von dieſem Jahre ſchrieb ihr Oberherr, der Erzbiſchof Gottfried von Bremen, ausdrücklich vor: daß ſie ihr Ordenskleid beim Schlafengehen nicht ablegen, auch ſich einander durch Lärmen nicht beunruhigen, und alle zu gleicher Zeit das Lager ſuchen ſollten. Seitdem lebten ſie unter ihrer Oberin oder Meiſterin ſtill und fromm, und als die Reformation kam, widerſetzten ſie ſich nicht, weshalb ihre Stiftung nach Annahme der evangeliſchen Confeſſion auch beſtehen geblieben iſt bis auf den heutigen Tag, obſchon, beim Verluſte vieler Güter, in verringerter Wirkſamkeit; denn nur ſieben Conventualinnen giebt es noch, außer der Meſterin, welche ähnliche Rechte genießt, wie die Domina zu St. Johannis-Kloſter, nämlich im Leben den Titel: "Ehr-

würdige Jungfer," und als Leiche: einen Sammet-Sarg mit ſilbernen Füßen.

Wenn ein armer Sünder zur Hinrichtung hinausgeführt wird und durch die Steinſtraße kommt, ſo erhält er nach altem Gebrauch allemal beim Convent von den blauen Süſtern den letzten Labetrunk, den ihm ſonſt die Ehrwürdige Meſterin an der Spitze ihrer Jungfrauen-Schaar mit einem aufrichtigen "helf Gott" überreichte.

26. Graf Adolf IV. als Mönch.

(1239—1261.)

Als nun Alles vollbracht war, was Graf Adolf noch zur Erfüllung ſeines weltlichen Berufes nothwendig fand, da that er noch zum Beſchluß, ehe er ins Kloſter ging, einen ritterlichen Kriegszug nach den Ufern der Duna, um den Deutſchen Schwert-Rittern in ihrer Bedrängniß beizuſtehen (1238). Dann aber, heimgekehrt, nahm er Abſchied von aller irdiſchen Pracht und Herrlichkeit, von Fürſtenthum und Ritterehre, von Macht und Anſehen, ſogar von Haus und Hof, von Weib und Kind. Manch großer Herr in damaliger Zeit, dem das Gelübde einer bangen Stunde zu erfüllen läſtig wurde, ließ ſich vor dem päbſtlichen Schlüſſel, der auch König Waldemar's Eid gelöſet, der Laſt entbinden, und glaubte durch ſonſtige gute Werke ſein Verſprechen zu erfüllen. Aber das Schauenburger Geſchlecht hielt von jeher unverbrüchlich am Wort und Gelöbniß. Und ſeine Gemahlin folgte ſeinem Beiſpiel und wählte das Kloſterleben.

Seinen Söhnen Johann I. und Gerhard I. (den Grafen Hans und Gerd, wie die Holſteiniſchen Volksſagen ſie nennen) übergab er im Sommer 1239 ſeine Lande zur gerechten und

ſegensreichen Regierung. Dann, am 13. Auguſt deſſelben Jahres, trat er mit zweien getreuen Rittern, Herren von Ghikow, in das von ihm geſtiftete Marien-Magdalenen-Kloſter zu Hamburg (in derſelben Stadt, vor deren Thoren er als Fürſt und gebietender Herr geſtanden, bei deren Domſtift ſein Bruder Bruno die höchſte geiſtliche Würde als Probſt bekleidete), als Laie, als dienender Bruder ein; denn ſeine Demuth verſchmähete es, durch die Vorzüge ſeiner hohen Geburt gleich die höheren Grade eines Prieſters zu erlangen. Als armer dienender Bruder der armen Minoriten-Mönche ging er täglich vor die Häuſer der Hamburger, um Pfennige und Brodt von ihnen zu erbitten. Und als er einſtmals auf ſolchem Wege vom Millernthore (damals am heutigen Grabkeller belegen) über den Münchendamm (Mönkedamm) heim gehen will, da begegnet er ſeinen Söhnen, die in voller fürſtlicher Herrlichkeit mit Rittergefolge beim Schmettern der Trompeten in die Stadt reiten, und natürlich des armen Kloſterbruders keine Acht haben, der doch ihr Vater iſt. Und es heißt, da habe er von einer verzeihlichen Anwandlung weltlicher Schaam überraſcht, den Topf mit Milch, den er grade getragen, unter ſeinem Rocke verſteckt, bis ſeine Söhne vorüber geritten, alsbald aber, um ſich ſelbſt wegen der eiteln Regung zu ſtrafen, über ſein Haupt ausgeſchüttet.

So hat er ſein Gelübde treulich erfüllt, hat Almoſen erbettelt, um davon neue Klöſter und Kirchen zu bauen, — er hatte ja nichts mehr zu verſchenken, — iſt (1244) zu Fuße nach Rom gepilgert, dann heimgekehrt, vom Biſchofe von Lübeck zum Prieſter geweiht; und ſeine erſte Meſſe hat er in der Kapelle geleſen, die auf ſeinem vormaligen Siegesfelde bei Bornhövede von den Franziskanern erbaut worden war; die zweite aber in der Hamburgiſchen Marien-Magdalenen-Kloſterkirche. Geſtorben iſt der hochgeborene

Mönch am 8. Juli 1261 zu Kiel, und in dortiger Kloſterkirche iſt er beſtattet vor dem Altare.

Ein altes Bild in unſerm Kloſter ſtellt ihn als Leiche, von Engeln umſchwebt, im offnen Sarge liegend, dar; das härene Mönchsgewand, von dem Strick umgürtet, deutet, mit dem Ritterhelm und fürſtlichen Wappenſchilde im Hintergrunde, den Umfang ſeiner Größe an.

---

37. Das alte Harveſtehude

(1245—1295.)

Zu Graf Adolf IV. Zeiten lag mitten auf dem damals theils unbebauten, theils waldigen Landſtriche, der heut zu Tage den Grund und Boden des St. Michaelis-Kirchſpiels, des Hamburger Berges (St. Pauli) und Altona's ausmacht, ein kleines Dorf, das hieß, etwa nach einem der erſten Anbauer Herward, der dort eine Hude (Hütte oder Hutung, Weidetrift) beſeſſen haben mogte, — vielleicht auch nach einem Hamburgiſchen Rathmann dieſes Namens, — Herwardshude, oder, weil die Hamburger wohl ſchon damals gern das a—r wie e—r ausſprachen (und umgekehrt), Herwerdeshude. Ein Bach gleiches Namens floß daneben in die Elbe.

Daſelbſt ſtiftete Adolf's Gemahlin, die fromme Gräfin Heilwig (aus dem edeln Hauſe von der Lippe), ein Ciſterzienſer Nonnenkloſter, welches von ihr, manchen Vornehmen und den benachbarten Grundbeſitzern reich begabt wurde, ſo z. B. von den Markgrafen Otto und Johannes von Brandenburg, und von dem gräflichen Vogte Georg und ſeiner Frau Margaretha, welche ihre dort belegenen Höfe, Mühlen und ſonſtigen Beſitzungen dem neuen Stifte ſchenkten. Und da der Gräfin Gemahl bekanntlich als Mineriten-Bruder ins

St. Marien-Magdalenen-Kloſter getreten war, ſo folgte ſie auch hierin ſeinem Beiſpiel und blieb bis an ihr ſelig Ende als Kloſterſchweſter im Stifte Herwerdeshude. Das Dom-Capitel zu Hamburg genehmigte "auf Anſuchen des Bruders Adolf, vormals Grafen zu Holſtein, und der Schweſter Heilwig, einſt ſeiner Gemahlin," dieſe Stiftung, welche 1247 auch Pabſt Innocenz IV. beſtätigte und in ſeinen Schutz nahm.

Weil ſich nun aber ſpäter zeigte, daß die Lage dieſes Kloſters an der Elbe nicht nur feindlichen Angriffen ſehr ausgeſetzt, ſondern auch wegen der Nähe des ſtädtiſchen und Hafen-Verkehrs wenig erbaulich und beſchaulich war, wodurch den frommen Nonnen manch weltlich Aergerniß bereitet wurde, ſo brach man Ao. 1295 dies Gebäude ganz ab, und baute das Kloſter in dem ſchönen friedlichen Thal an der Alſter vor Eppendorf wieder auf, wo es den Namen Frauenthal oder Jungfrauenthal erhielt. Ein altes Siegel des Kloſters, von großer ovaler Form, zeigt den auf dem Himmelsthron ſitzenden Heiland, die Umſchrift lautet: "Sigillum Ancillarum Christi in Valle Virginum," d. h. Siegel der Mägde Chriſti im Jungfrauenthal. Ein kleineres auch ovales, erſichtlich noch viel älteres "Sigillum Abbatissae Vallis Virginum" zeigt die heilige Jungfrau Maria mit dem Chriſtuskinde, darunter, ſehr klein, eine knieende betende Nonnengeſtalt zu ſehen iſt, vermuthlich die Stifterin und erſte Aebtiſſin des Kloſters, die Gräfin Heilwig.

In der Zeiten Lauf verſchwand das alte Dorf Herwerdeshude an der Elbe, oder mindeſtens dieſer Name deſſelben ging unter, der dafür von den Leuten aus alter Gewohnheit dem Kloſter Frauenthal an der Alſter übertragen wurde, das man zuletzt gar nicht anders als Herwerdeshude nannte, woraus endlich unſer Harveſtehude entſtanden iſt, was manche gute

Hamburger, da ein Winterhude gegenüber liegt, auch wohl Herbſtehude nennen.

Das Kloſter Frauenthal aber wurde ſehr reich und angeſehen, und viele Hamburger Bürgerstöchter aus den vornehmſten Familien erfüllten dort als Nonnen ihre oder ihrer Eltern fromme Gelübde. Es heißt, daß ſpäter ihre Kloſterzucht nicht ſonderlich erbaulich, und daß ſie gegen alle Verſuche des geiſtlichen Oberherrn, eine beſſere Ordnung bei ihnen einzuführen, äußerſt widerſpenſtig geweſen ſeien, worin die Hamburgiſchen Bürger ihnen ſogar beigeſtanden haben ſollen. Als nach der Reformation die Kloſtergebäude zu Herwerdeshude zerſtört waren, brachte man die weltlich gewordenen Nonnen in das von Adolf IV. geſtiftete Johannes-Kloſter in der Stadt, aus dem man die Mönche vertrieben hatte, und legte dieſem das reiche Vermögen des aufgehobenen Stiftes bei. So ſind alſo unſere Conventualinnen im Stifte am Schützenwall die Erbinnen nicht nur der Ciſterzienſerinnen von Herwerdeshude, ſondern auch der Ehrw. Dominicaner-Mönche von St. Johannis, und Adolf wie Heilwig ſind ihre Wohlthäter. Noch zu unſeren Zeiten gehörte auf dem Hamburger Berge ein ganzes Viereck von Häuſern zwiſchen der Kirchen- und Langenſtraße, dem Tatergange und dem Pinnasberge, zu den Gütern des St. Johannis-Kloſters aus der Erbſchaft der Nonnen im Frauenthal. Dort mag deren altes Kloſter Herwerdeshude geſtanden haben.

Wie hat ſich dort ſo Vieles verändert! Der anmuthige Bach, auf deſſen grüne Ufer Heilwig's Ciſterzienſerinnen blickten, den wir ſpäter noch als einen nützlichen Pepermöhlenbeek, auch als alte Aue kennen, er iſt als Bach längſt verſumpft und vertrocknet, und hat einem unlieblichen Rinnſal, dem Grenzgraben zwiſchen St. Pauli und Altona, Platz gemacht, welches (beiläufig geſagt) ſeinen Namen gewiß richtiger von

der Alten Au als von All tho nah herleitet. Das alte Dorf Herwerdeshude war längſt verſchollen, als der Name und Begriff Hamburgerberg, und mit ihm Spektakel, Thierbuden, Trutz-Altona, Mord und Todſchlag und manche andere Nachtſeite aufkam. Ja, ſeit vor 600 Jahren am heutigen Pinnasberge das Kyrie eleison frommer Kloſterſchweſtern ertönte, wie gar Manches hat ſich doch in der innern wie äußern Geſtaltung Hamburgs ſo gründlich geändert.

28. Von Abſchaffung der Feuerprobe.

(1237.)

Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war zu Hamburg noch die Feuerprobe im Schwange, ein uralter überall verbreiteter Gerichtsbrauch, um die Wahrheit zu erkunden. Wer einer Miſſethat oder Falſchheit ſtark verdächtig war, der mußte, um ſeine behauptete Unſchuld zu beweiſen, unter Anrufung Gottes, des Allwiſſenden und Allmächtigen, glühendes Eiſen anfaſſen, oder auf rothgeglühtes Eiſen treten, oder durch ein loderndes Feuer ſchreiten. Kam er dann unverletzt davon, ſo nahm man an, daß Gott ſelbſt die Wahrheit ſeiner Behauptung durch dies Wunder erwieſen habe, und ſprach ihn frei. Es gab bekanntlich auch andere ähnliche Gottesgerichte z. B. die Waſſerprobe und den Zweikampf. Uebrigens konnte gemeiniglich ein als ehrenhaft bekannter Mann ſich ſchon durch ſeinen Eid vom Verdachte reinigen, und nur dem übelberüchtigten, deſſen Eid kein Glauben verdiente, wurde die gefährliche Feuerprobe zuerkannt.

Schon längſt waren von Rom aus dieſe Gottesgerichte namentlich die Feuerproben, verboten, aber da das Volk nun einmal an ihre Untrüglichkeit glaubte, ſo waren ſie ſchwer

abzuſchaffen. Pabſt Heinrich III. (um 1216) und Kaiſer Friedrich II. (um 1221) erließen ſcharfe Edicte dawider, und retteten ſie damit auch an vielen Orten aus. Aber in Hamburg blieben ſie dennoch im Gebrauch, weil manche Dompröbſte ihre Beibehaltung für nützlich erachteten.

Im Jahre 1257 aber that der Rath zu Hamburg ein Einſehen, und ſchickte einige Geſandte nach Viterbo in Italien an den Pabſt Alexander IV., dem dieſe vorſtellten, daß doch endlich möchte die gefährliche Probe des glühenden Eiſens gänzlich abgeſchafft werden. Der Pabſt nahm die Hamburgiſchen Legaten freundlich auf, verſprach Gewährung, und gab ihnen ein Breve vom 1. Juni 1257, darin er erklärte, daß er dem Rathe, der Bürger-Gemeine und dem Volke zu Hamburg, ſeinen geliebten Söhnen, in Allem zu willfahren geſonnen ſei, was der geſunden Vernunft nicht zuwider laufe, und deshalb erfülle er gern ihre Bitte, und caſſire hiemit gänzlich die Feuerprobe, ſo daß kein Menſch gezwungen werden ſolle, ſich ihr zu unterwerfen, und wer dawider handle, der ſolle dem Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apoſtel Petri und Pauli verfallen ſein.

Damit kehrten die Hamburger Herren zurück, und da fortan kein Angeklagter Luſt bezeigte, freiwillig die Feuerprobe zu beſtehen, ſo iſt ſie ſeitdem in Hamburg nicht mehr vorgekommen.

29. Herrn Dirk Wrak's Großmuth.

(1270.)

Es geht die Sage von Herrn Dirk oder Ditrich Wrak, dem Aelteſten dieſes Namens, der Ao. 1268 in den Rath gekoren iſt, daß er ein ſehr edler, großmüthiger Mann geweſen ſei, der ſelbſt ſeinen Feinden Böſes mit Gutem vergolten habe.

Wie's ſich nun ereignet, daß große Männer ihre Widerſächer haben, ſo traf es ſich, Gott weiß, aus welchen Urſachen, daß der Herzog von Sachſen dem Herrn Wrak abgünſtig wurde. Er aber fürchtete wohl Gott, aber keinen Menſchen, that Recht und ſcheuete Niemand. Darum focht ihn ſeines fürſtlichen Feindes Groll auch gar nicht an. Der aber ergrimmte deshalb nur noch mehr, und ſchrieb ihm nach damaliger Weiſe einen Abſagebrief, darin ſtand's ehrlich und Deutſch: "Sei auf deiner Hut, zumal wenn du reiſeſt und durch mein Land zieheſt, denn ich laſſ' dir aufpaſſen, und wenn ich dich ertappe, ſo mußt du ohne Gnade hängen, den hänfenen Strick dazu führe ich allerwegen mit mir. Wornach ſich zu achten." Das war keine frohe Kunde, und manchen guten Rathmann ſpäterer Zeit hätt's die Luſtfahrten in den Sachſenwald und alles Reiſen bitter verleidet, wenn ſolche Botſchaft an ihn gelangt wäre. Aber Herr Dirk Wrak lachte darob, meinte nur, er müſſe wohl ein Abwehrmittel gebrauchen, das ſollte aber glimpflicher ſein, als die Drohungen. Ließ alſo eine ſtarke ſilberne Kette ſchmieden, etliche Ellen lang, die trug er mehrfach um Hals und Bruſt geſchlungen, als ſei's zum Zierrath. Und ſchrieb darauf an den Herzog etwa ſo: "Ew. Durchläuchtigkeit gnädigen guten Willen habe vernommen, und vermelde dagegen zur ſchuldigen Dankſagung in aller Devotion, daß ich allemal, wenn ich gen Lübeck zur Tagfahrt reite, zwar keinen gemeinen hänfenen Strick, ſondern ein ſilbern Kettlein bei mir führe, daran ich Ew. Durchläuchtigkeit henken will, wo ich Derſelben mächtig werde. Wornach ſich zu achten."

Ob nun der Herzog aus dieſer kühnen Antwort des beherzten Mannes ſich wenig Erſprießliches für ſeinen Handel verſah, oder ob ihm deſſen Großmuth, die ſeinen Strick mit dem Silbergeſchmeide vergalt, das Herz rührete, worauf denn

Beide ihre Erbietungen für gute harmloſe Schwänke paſſiren ließen: genug, weder Strick noch Kettlein ſind gebraucht, ſie haben ſich Beide ungehängt gelaſſen, bis an ihr natürlich und will's Gott ſelig Ende, das bei Herrn Dirk Wrak Ao. 1301 erfolgte, worauf er zu St. Petri im Leichenhauſe begraben worden unter dem ſogenannten blauen Stein. Und die armen Leute, zumal die im heiligen Geiſt-Spital, ſind über ſeinen Tod ſehr betrübt geweſen, denn er hat die löbliche Gewohnheit gehabt, an allen Abenden vor Sonn- und Feſttagen (und damals gab's der letzteren noch dreimal mehr als jetzt) jedem Armen ein Brodt und ein Licht, oder deſſen Werth, nämlich einen Pfenning, zu verehren.

Im Wappenſchilde hat aber Herr Wrak einen Arm geführt, in deſſen bloßer Hand ein lodernd Feuer zu ſehen iſt, was den kühnen Muth des tapfern Mannes, deſſen Hand wohl manch' heißes Ding angefaßt hat, ohne ſich zu verbrennen, genugſam bezeichnet. Man muß brennende Fragen nur keck und feſt angreifen, dann thun ſie kein Weh, das iſt eine alte Wahrheit.

---

30. Das helle Haus und das heiße Haus.

(1281.)

Im Jahre 1281, am St. Thomas-Tage, ereignete ſich zu Hamburg eine ganz erſchreckliche Feuersbrunſt, welche faſt die ganze Stadt, ſo groß ſie damals war, einäſcherte, wobei viele Menſchen, ſowohl Männer als Weiber und Kinder, elendiglich umkamen. Sie ſagen, daß alle Kirchen mit dem St. Johannis-Kloſter dabei abgebrannt ſeien. Ja, Einige ſagen ſogar, daß die ganze Stadt bis auf ein einziges Haus in Schutt und Trümmer geſunken wäre; dieſes habe auch

ſchen in hellen lichten Flammen geſtanden, nachdem aber die Nachbargebäude heruntergefallen, ſei es durch ein Wunder Gottes dennoch vom Feuer nicht verzehret, ſondern beſtehen geblieben, und habe von der Zeit an das helle Haus gehießen, unter welchem Namen es noch manche Jahrhunderte lang bekannt geweſen. Und in der That gab's noch bis 1590 ein altes Haus am Fiſchmarkt, welches das Hell- oder Hehl-Haus hieß, in welchem man gefundenes herrenloſes Gut zu bergen pflegte, was man damals "Hehlen" nannte.

Als in genanntem Jahre der neue Krahn gebaut wurde, kam dieſe Hehl-Einrichtung in die daneben ſtehende Waage, in einen Raum, der "Archely-Kammer" hieß. Andere aber ſagen, dies einzig ſtehengebliebene helle Haus habe in der Bohnenſtraße geſtanden und ſpäter einem Bürger Namens Kahle zugehört.

Wieder Andere wiſſen Nichts von dem hellen Hauſe, wohl aber von einem heißen Hauſe. Es ſei dies ein ſtattliches Gebäude geweſen, welches in der großen Feuersbrunſt einzig unverſehrt geblieben. Aber ſo ungeheuer ſei der Brand und die Gluth geweſen, daß noch nach Jahren, als längſt die Stadt rings umher wieder aufgebauet, die Mauern, Steine und Ziegel dieſes alten Hauſes ſich ganz heiß hätten anfühlen laſſen, weshalb man daſſelbe nie anders als das heiße Haus genannt habe.

Die Hamburger aber, wie ſie's ſelbſt bei den verderblichſten Feuerbrünſten noch jetzt im Brauch haben, verloren keinen Augenblick den Kopf oder Muth, und begannen alsbald den Neubau. Anfangs wollten die Vögte der Holſteiniſchen Grafen, vermuthlich aus freundnachbarlicher Geſinnung, den Hamburgern kein Holz zum Bauen verkaufen oder wegführen laſſen, aber als ihre Herren, die Grafen Adolf, Johann und Albrecht, ſich den Hamburgern freund-

willig bezeigten und ihnen ihre Anerkennung der koſtbaren Privilegien Kaiſers Friedrichs I. glorreichen Angedenkens, verbrieften, auch ihnen Beiſtand gegen etwanige Uebergriffe des Bremiſchen Erzbiſchofs verhießen, — da mußten gedachte Vögte das Bauholz unſern Bürgern wohl verabfolgen laſſen. Und vom Grafen Helwig von Schwerin und von andern großen Waldherren kam Bauholz in Menge, ſo daß Hamburg dennoch bald wiederum, wie die Poeten ſagen, "phönixartig aus der Aſche" wieder erſtand.

31. Vom Schuljungen-Kriege.

(Um 1290.)

Als die damalige Neuſtadt, nämlich das St. Nicolai-Kirchſpiel, um 1281 herangewachſen war, ſo daß die Domſchule, die St. Auſcharius geſtiftet und Erzbiſchof Unwannus wieder hergeſtellt hatte, dem heftigen Drange lernbegieriger und wiſſensdurſtiger Schüler keinen Raum mehr bot; da dachten die Neuſtädter mit Ernſt daran, ſelber eine Schule für ihre Kinder zu erlangen. Das war damals ſchwerer als jetzt. Denn erſt mußten ſie vom Erzbiſchofe Giſelbert in Bremen die Erlaubniß, eine ſolche Schule für ihr eigen Geld ſtiften zu dürfen, als eine Vergünſtigung erbitten, und ſodann noch des heiligen Vaters Beſtätigung nachſuchen. Und um letztere zu erlangen, ſchickten ſie Herrn Johann von Lüneburg (der ſeit 1271 im Rathe ſaß) nebſt etlichen guten Bürgern nach Rom an den Pabſt Martin IV. Der war ein beleſener Herr und wußte aus alten Schriften, wie gaſtlich die ehrlichen Hamburger ſeinen Vorweſer auf St. Peters Stuhle, den abgeſetzten Pabſt Benedict V. (965) in ihrer Stadt aufgenommen hatten, darum bewilligte er gern das Anſuchen am

7. Julii 1281. So wurde denn die noch heute blühende St. Nicolai-Schule gegründet, und Kirchherren und Juraten der Neuſtadt ordinirten den Schulmeiſter und befahlen, was gelehrt werden ſollte.

Nachmals, etwa um 1289, entſtand nun viel Irrung und Unluſt wegen dieſer Schule mit dem Dom-Capitel, deſſen Scholaſticus (Ober-Vorſteher der Domſchule) gleiche Rechte auch in Bezug auf die St. Nicolai-Schule in Anſpruch nahm, da er über alle Schulen der Stadt der Scholaſticus zu ſein behauptete. Der Rath, der dem Capitel oftmals entgegentreten mußte, nahm ſich auch hier der Nicolaiten an. Etliche Herren aber und viele Altſtädter waren auf Seiten des Capitels, da es ſie faſt verdroß, daß die Vor- und Neuſtädter ſchon ſo flügge wurden, daß ſie eine eigene Schule und ein eigen Schulregiment begehrten; kurz es gab Zwiſt und Aerger hüben und drüben. Wie's nun immer ſo geht: "was die Alten ſungen, das zwitſchern die Jungen," das geſchah auch hier. Die liebe Schuljugend, die bis dahin einige Jahre ganz friedlich entweder die Dom- oder die Nicolai-Schule beſucht hatte, vernahm nicht ſobald den Zwiſt der Großen und Alten, als ſie auch Parthei ergriff. Natürlich ſchwor jeder Junge zur Fahne ſeines Vaters oder Schulmeiſters. Und den Geſang der Alten zwitſcherten ſie nicht nur, ſondern ſie verkörperten ihn rührig in Prügel, mit denen ſie ſich bewirtheten wo ſie auf einander ſtießen. Von einzelnen Scharmützeln und Streifzügen kam's allmählig zu ordentlichen Gefechten, zu denen ſie mit Stecken, Keulen und Schleudern gerüſtet auszogen, und mit Schlachtruf und Feldgeſchrei einander anfielen. Wenn die Neuſtädter Jungen riefen: "hie St. Nicolas! hie Johann Lüneberg!" ſo ſchrien die Altſtädter: "hie Sancta Maria, St. Anſchar und alle Dom-Scholaſter!" Und dann klopften ſie ſich die Wämſer aus und die Rücken wund

und die Köpfe blutig, und fochten den Streit der Alten doch nicht aus.

Es hat wohl immer Schul- oder vielmehr Schülerkriege gegeben, und mit Vergnügen erinnert ſich Schreiber dieſes der Fehden aus ſeiner Kindheit, als die "Johanniter" der gelehrten Schule mit allen Kirchenſchulen der Stadt im Kriegszuſtande lebten und zur Winterszeit auf dem Berge mit Schneebällen die hitzigſten Kämpfe geliefert wurden, bis auf Dr. Gurlitt's Anfordern löbliche Polizei einſchritt und Frieden ſtiftete. Aber ein ſolcher Krieg wie damals, hat in Hamburg nicht wieder ſtattgefunden, denn er nahm eine ſo ernſtliche Wendung, daß er begann, auch die Erwachſenen in Thätlichkeit, Mord und Todtſchlag zu verſtricken.

Es mußte Wandel geſchafft werden, das ſah ſo Rath als Dom-Capitel ein, darum wurden ſie eins, daß der Rath die Neuſtädter oder Nicolaitiſchen Schulbuben und das Capitel ſeine Altſtädter oder Domſchuler zum Frieden zwingen ſollte; ſodann aber verglichen ſie ſich wegen des Schul-Regiments zum Vergnügen beider Theile. Und das iſt auch durch den Art. 29 des Tractats zwiſchen Capitel und Rath der Stadt Hamburg vom Jahre 1337 beſtätigt.

32. Vom Schandſtein-Tragen.

(Um 1292.)

Unter den wenn auch oft grauſamen und mindeſtens ſehr ſtrengen, aber ſtets ſinnreichen und zuweilen faſt komiſchen Strafen des Mittelalters, war auch die des Schandſtein-Tragens durch ganz Deutſchland und namentlich Niederſachſen ſehr allgemein. Sie war nur für Frauenzimmer beſtimmt, und zwar für ſolche Vergehen, die nicht grade ſchwere Leibes- und Lebensſtrafen nach ſich zogen.

Nach dem alten Hamburger Stadtrecht von 1292 wurden der leichtfertigen Verläumderin ehrbarer Frauen und Jungfrauen beim Kaak (dem Richtplatz fürs Stäupen, Brandmarken und ähnliche Strafen), zwei Steine um den Hals gehängt, worauf ſie damit bekaſtet vom Frohn und ſeinen Knechten mit Hörnerblaſen, ihr zur Schmach und Schande, durch die Straßen und zur Stadt hinaus geführt wurde. Dieſe ſtrenge Strafe für ein Vergehen, welches damals doch nicht ſo häufig vorgekommen ſein muß, wiederholt noch das Stadtrecht von 1497. Ein ſolches in Lübeck aufbewahrtes Paar Schandſteine, wiegt mit der eiſernen Kette, an der ſie hängen, 2 Lſt und 8 ℔; es wurde ſo um den Hals gelegt, daß der eine Stein auf der Bruſt, der andere tief auf dem Rücken hing. In einigen Städten waren Stacheln daran befeſtigt. Oft waren die Steine noch beſonders geformt, oder trugen darauf eingehauene Figuren, z. B. mit Anſpielung auf das veranlaſſende Vergehen: einen Weiberkopf mit ausgeſtreckter Zunge, unter einem Maulkorbe.

Später kam es ſo hier wie anderswo auf, daß die Delinquentinnen nur *einen* aber wohl an 100 ℔ ſchweren Stein tragen mußten, gewöhnlich in ovaler Schüſſel-Form, oder in Geſtalt einer Katze, oder einer Flaſche (weshalb der Volkswitz dieſe Strafe auch "den Trunk aus des Büttels Flaſche" nannte), oder in noch anderen ſymboliſchen Formen. Um dieſe Zeit ſcheinen bereits die Verläumderinnen tugendhafter Frauen, vielleicht weil ihre Zahl ſich häufte, mit dem Schandſtein verſchont geweſen zu ſein, dagegen gebrauchte man ihn fleißig zur abſchreckenden Beſtrafung der bös- und lügenhaften Diebinnen und ſchlechten Weiber, der leichtfertigen (fahrenden) Mägde, ſo wie der untreuen Frauen; auch (und hierauf paßte die *Flaſchenform*) der *Trunkfälligen*, ſo wie derer, die im Zanken, Schmähen, Läſtern, Prügeln und Kratzen unver-

beſſerlich waren (es ſoll ja hie und da unter dem ſchönen Geſchlechte ſolche "Haderkatzen" geben). Auf dieſe war es wohl mit der ſteinernen Katze gemünzt.

So wurde hier in Hamburg am 9. December 1536 eine junge Sünderin, die auch ihr Kind verwahrloſet hatte, durch die Straßen geführt; ſie trug den Schandſtein und mochte die Augen nicht aufſchlagen. Und vorauf und hinterher gingen die Schinderknechte und Büttelsleute, und bliesen auf Kuhhörnern, und der Jan Hagel und alle Gaſſenbuben liefen bei an und machten mit Pfeifen und Keſſel-Schlagen ein erſchreckliches Lärmen, und verlachten und verhöhnten grauſam das arme junge Weibsbild, das ſodann am Kaak geſtäupt (mit Ruthen geſtrichen) wurde. Und zuletzt, bei anbrechender Dunkelheit, führte ſie der Frohn bis ins Thor, dort ſprach er zu ihr: "um der Bosheit willen, ſo du begangen, darum biſt du gnädiglich gezüchtiget. Deſſ' ſollt du mit Rache nimmermehr im Argen gedenken meinen Herren, und ſollt fortan meiden die Stadt, dir geſchehe denn Gnade von meinen Herren, das ſchwöre, ſo wahr dir dereinſt Gott helfe und ſein heiliges Wort," und den Eid mußte ſie ihm nachſprechen, und Urphede ſchwören, daß ſie keine Rache der gnädigen Strafe halber hegen und die Stadt meiden wolle ihr Lebelang, — dann ſtieß der Frohn ſie zum Thore, zur Stadt, ins Elend hinaus und hinter ihr ſchloß der Thorwart die Pforte. —

Ebenſo erging es den 30. Auguſt 1539 einem böſen läſterlichen Weibe, und 1542 einer treuloſen Frau: ſie mußten den Schandſtein tragen, und dann Stadt und Gebiet verſchwören.

Gegen Ende des Jahrhunderts ſcheint dieſe Strafart abgekommen zu ſein. Hier und anderer Orten findet man ſie im folgenden nicht mehr.

33. Vom älteſten Rathhauſe und vom Junker Blomendal.

(1292.)

Im Jahre 1292 erhielt Hamburg von den Grafen Adolf, Gerhard, Johann und Heinrich nicht nur die volle Beſtätigung aller von deren Vorfahren und von den Kaiſern erlangten Freiheiten und Privilegien, ſondern auch eine Beſtätigung und Erweiterung des freiſtädtiſchen Rechtes der Köre, d. h. der eigenen Geſetzgebung durch Erlaß von Statuten und Edicten aller Art.

Die Hamburger machten auch ſogleich Gebrauch davon, erließen ein Stadtrecht und gaben allerlei neue Verordnungen, die das Regiment im Innern betrafen.

Darunter war auch wichtig: die Aufhebung der Eintheilung in Alt- und Neuſtadt, deren jede ein eigenes Rathhaus hatte. Und um der leidigen Eiferſucht vorzubeugen, ſollten ſogar die Namen Alt- und Neuſtadt aufhören. Die beide Theile bisher trennenden Befeſtigungen und Grenzzeichen wurden alſo niedergeriſſen, und gab es hinfort nur eine einige Stadt Hamburg.

Wieder eine Folge davon war's, daß eins der beiden Rathhäuſer eingehen mußte, und da das der Neuſtadt (dasſelbe, das bis 1842 beſtand) geräumiger und mehr inmitten der vereinigten Stadt belegen war, als das der Altſtadt am Fiſchmarkt, ſo mußte dieſes weichen. Der Rath der Altſtadt, welcher ſich mit dem der Neuſtadt vereinigte, um hinfort nur einen Rath in Hamburg zu bilden, verließ ſeine alte Reſidenz, die von da an leer ſtand und zu andern Zwecken gebraucht werden ſollte.

Nun heißt es, und eine Urkunde beſtätigt es, daß damals als das alte Rathhaus am Fiſchmarkte leer ſtand, der Junker

Arnold Blomendal ein Auge darauf warf und es ihm wohlgefiel; bat alſo ſeine Herren, die Grafen von Holſtein, daß ſie ihm daſſelbe austhun möchten, er wolle ein Schloß daraus bauen, das er von ihnen zu Lehen tragen könnte. Die Grafen bedachten nicht erſt lange, wie die Sache beſchaffen ſei, und ſagten dem Junker ſein Anſuchen zu. Allein die Bürger geſtunden den Grafen keine Gerechtſame zu an dem Hauſe, und da dieſe einſahen, daß die Hamburger im Recht waren, ſelbe aber um keinen Preis der Welt ein Herrenhaus, Schloß oder gar eine Burg inmitten ihrer Stadt haben wollten, ſo wurde aus Junker Blomendal's Abſichten nichts. Freilich warf er deshalb einen Zorn auf die Hamburger, ſagte ihnen die Freundſchaft ab und Fehde an, raubte auch für etliche 1000 ℔ Lübſch Güter und Waaren, die Sache wurde aber hernach gütlich ausgetragen.

Es heißt ferner, daß alle Nachkommen dieſes Junker Blomendal's, die im Lüneburgiſchen ſeßhaft geweſen und nachmals ihren Namen Hochdeutſch geſchrieben, immerdar des Urahn's Gelüſte geerbt, und ein gutes Auge auf das Hamburger Rathhaus gehabt haben. Und nach vielen hundert Jahren hat ein gelahrter verdienſtvoller Herr dieſes Namens einen Ehrenplatz in demſelben, nämlich in der Rathsſtube, erlangt. Es hat alſo der vorausſtrebende Geiſt des alten Junker Arnold nunmehr wohl Ruhe.

---

34. Der Brauerknechte Heldenthum.

(Etwa um 1300.)

In alten Zeiten, da das Fleth im Nödingsmarkt noch Stadtgraben war und das Millernthor ihm zur Seite ſtand beim heiligen Geiſt-Hoſpital, da hat es ſich der Sage nach

zugetragen, daß unſre gute Stadt iſt plötzlich überfallen werden von einer Menge feindlicher Bauern aus der Umgegend, man weiß nicht mehr, aus welcher Urſache. Und da grade die meiſten wehrhaften Bürger unter Anführung der rüſtigſten Rathmannen auf Heerfahrt draußen geweſen ſind, ſo iſt wegen der tollen Bauern ſchier eine große Noth entſtanden, und hat E. E. Rath nicht gewußt, wie man ihrem ungeſtümen Andringen widerſtehen könne. Und ſchon haben die Bauern das Millernthor erſtürmt oder überſtiegen gehabt, und ſind mit wüſtem Gebrüll blutdürſtig und raubhungrig im dichten Schwarme eben in die Stadt zu dringen Willens, als ſich ihnen eine nicht gar große Schaar muthig entgegen wirft. Das waren die Hamburger Brauerknechte, junge, kräftige Burſchen, handfeſt und knochenſtark, die hatten ſich aufgemacht, um die ſchwer bedrängte Vaterſtadt zu retten, und trugen ihre Lungerhölzer*) in den Fäuſten oder Knittel und ſonſtige derbe Wehren, und damit begannen ſie ſo ingrimmig auf die Bauern loszupauken, und unter dem lauten Ruf: "Buur ſtah! Buur ſtah!" Jeder ſeinen Mann ſo ſummariſch niederzuſchmettern, daß die von dem urplötzlichen Angriff überraſchten Bauern wirklich ſtehen blieben und nicht weiter verdringen konnten. Und ob ſie nun auch verſuchten, wenigſtens da, wo ſie ſtanden, Stand zu halten, ſo gelang's ihnen doch nicht, denn die Brauerknechte ließen nicht ab mit Zuſchlagen, und wer von den Bauern nicht liegen blieb, der blieb auch nicht länger ſtehen, ſondern floh eilends aus dem kaum überrumpelten Thore hinaus ins Weite.

Und die tapfern Brauerknechte haben glorreich geſiegt, und große Ehre und herrliche Privilegia bei ihren Mitbürgern

---

*) Starke Stangen, um leere Viertonnen, in deren Spundlöcher ſie geſteckt werden, zu tragen.

ob ſolchen Heldenthums davon getragen. Denn die Stelle und die Gaſſe, die daran ſtößt, wo ſie ſo rühmlich geſtritten und die Stadt gerettet, hat man zum ewigen Andenken an ihre That nach ihrem Feldgeſchrei benannt "Buurſtah." — Andere ſagen "Buurſtade," darin wäre alſo der Platz verewigt, wo ſie den andringenden Bauern zuerſt Stand geboten und ſie zum Stehen gebracht, was aber im Grunde Wortklauberei iſt und übereins herauskommt. Und unter den Privilegien war das Recht, alle zwei Jahre ein großes Feſt zu halten, das ſie ihre "Höge" nannten, das vornehmſte. Wovon ein ander Mal mehr erzählt werden kann.

Und ob nun zwar die Höge längſt nicht mehr gefeiert wird, und mit der geſunkenen Herrlichkeit des Hamburgiſchen Brauwerks auch der Brauerknechte Zahl und Anſehen ſchier verſchwunden iſt, ſo wollen wir doch, zumal wenn wir über den Burſtah gehen, ihrer alten Vorfahren Heldenthum nicht vergeſſen.

Und ferner heißt es: als damals die biderben Brauergeſellen die Bauern beſiegten, ging's gleichwohl für ſie nicht ohne Wunden und Beulen ab. Faſt alle brachten einen blutigen Kopf heim, als ſie zu ihren Herren und Wirthen zurück kamen. Da befahlen dieſe ihren Mägden, daß ſie den braven Kerls die Köpfe waſchen ſollten; nicht figürlich, ſondern natürlich, wie gebührlich, nämlich buchſtäblich; welche Mägde auch, zwar nicht ſonder zuchtig Erröthen, doch mit hochherzigem Gefühle den kühnen Rettern der Vaterſtadt einen Liebesdienſt zu leiſten, ſich dazu gern bereit finden ließen. Und darnach war das um die Stirn gewundene Verbandtüchlein ihre Ehrenkrone und ihr Lorbeerkranz. Und die Brauerherren machten die Satzung, daß zum Gedächtniß dieſer Begebenheit alle Brauermägde in der Zukunft verpflichtet ſein ſollten, den Brauerknechten jedesmal nach beſchafftem Tagewerk, oder

wenn abgebrauet, den Kopf zu waſchen, und vorhero die Lauge dazu zu bereiten; und bei Letzterem iſt's geblieben, wie Herr Dr. Matthäus Schlüter erzählet im Tractate von den Erben, in des anderen Theiles ſechsundfünfzigſten Titul "von denen Brauer-Mägden," § 6, daß ſolches noch zu ſeiner Zeit exerciret werde (1698). Und ſothanes Recht verdient allerdings mit unter der Brauerknechte "ſonderbare Gerechtigkeiten und Privilegien" begriffen zu werden, deren beſagter Herr Schlüter einige anführet.

---

35. Von der Hamburgiſchen Schuljugend im Mittelalter.

(Um 1300.)

Nach glücklicher Beendigung des blutigen Schuljungen-Krieges durch den Frieden von 1289, welcher eine dauernde Eintracht zwiſchen den Scholaren der Dom- und denen der St. Nicolai-Schule begründete, begingen fortan beide Theile ihre großen Feſte, zu mehrerer Verherrlichung derſelben, gemeinſam.

Wie auf allen Deutſchen Schulen des Mittelalters gab es nämlich auch in Hamburg gewiſſe Schul- oder Schüler-Feſte, als deren weſentlicher Inhalt: öffentliche Proceſſionen in allerlei ſpaßhaften Verkleidungen, Umzüge durch die ganze Stadt, Einſammlung von Lebensmitteln und Almoſen, und gehörige Schmauſereien, erſcheinen. Die Wichtigkeit, die man ſchon damals den Schul-Inſtituten beilegte, veranlaßte, zur Anlockung und Aufmunterung der Schüler, ſolche Privilegien und Freiheiten, welche freilich unſerm Zeitgeſchmack ſonderbar und unpaſſend dünken, damals aber völlig in der Ordnung geweſen ſind, da ſie ganz allgemein in allen Deut-

ſchen Landen vorkommen. Durch mancherlei dieſem Zwecke gewidmete Vermächtniſſe, ſo wie durch Sammlungen wurden die Koſten ſolcher Luſtbarkeiten beſtritten.

Unter der Hamburgiſchen Schuljugend des Mittelalters darf man ſich nicht lauter Kinder unter funfzehn Jahren vorſtellen. Außer dieſen, die man Scholares sub jugo nannte (unterm Joche, nämlich unter der Fuchtel des Canonicus-Scholasticus), gab es ältere, Scholares majores, sub jugo non existentes, deren Zwingherr der Dom-Dechant ſelbſt war. Dieſe, aus welchen auch die acht Chorſchüler des Doms genommen wurden (welche auch Schlafſchüler hießen, weil ſie in einem Dom-Gebäude ihre Schlafzellen hatten), machten die den damaligen Anforderungen entſprechenden theologiſchen Studien, bis ſie zu dem Dienſte eines Vicars promovirt und höherer geiſtlicher Grade würdig erachtet wurden. So gab es nach 1400 zwei gelehrte theologiſche Lectoren am Dom, welche die Scholaren in der chriſtlichen Dogmatik, in Rhetorik und Dialectik übten, in der Geſangskunſt vervollkommneten, und zum genauſten Verſtändniß der Lateiniſchen Sprache anleiteten, die ſchon den jüngſten Schülern neben dem Leſen, Schreiben und Rechnen eingebläuet wurde.

Die damaligen Schüler ſaßen auch nicht immer ſtill in der Claſſe und lernten; es gehörte ja der Kirchendienſt zu ihren Pflichten; ſie dienten bei den täglichen wie nächtlichen Meſſen und verherrlichten durch Geſang den Gottesdienſt; ſie dienten auch bei allen Leichen-Beſtattungen, wie bei bürgerlichen Feſtlichkeiten als geübte Sänger und gewandte Verleſer.

"Pueri puerilia tractant," — von der Unbändigkeit und dem zügelloſen Muthwillen der mittelalterlichen Schulbuben Hamburgs ſind viele Klagen bis auf unſere Zeit gekommen; ſie waren loſe Vögel, zuweilen gar nicht nüchtern, ſie ſangen abſichtlich falſch, lärmten in der Kirche, brachen zur Nachtzeit

in Bürgerhäuſer unter dem Vorwande, nach den vom nächtlichen Chordienſte wegbleibenden Mitſchülern zu ſuchen, und ſchwärmten tobend in der Stadt umher. Daß ſie aber noch 1477 aus Muthwillen den Gebrauch des "heimlichen Gemaches" verſchmähten, weshalb ein E. E. Rath ſolchen Unfug abzuſtellen, das Dom-Capitel ernſtlich ermahnen mußte, das iſt faſt unſchicklich zu ſagen, aber dennoch urkundlich zu beweiſen. Der Bakel mag rechtſchaffen auf den Rücken der Buben getanzt haben, ohne ihnen die böſen Schalksſtreiche austreiben zu können. Denn außer dieſem Corrections-Mittel des Stockes (welches neuerlich ein Preußiſcher Kammer-Redner die "ungebrannte Holzaſche in cylindriſcher Form" genannt) kommen noch viele andere Strafen vor, z. B. Kirchen-Priſon ("prisonium ecclesiae"), bei Angſt-Waſſer und Kummer-Brodt ("aqua angustiae et panis doloris"), ſogar Excommunication und Stadtverweiſung.

Unter den Deutſchen auch zu Hamburg begangenen Schüler-Feſten zeichnen ſich nun folgende aus.

Am St. Gregorius-Tage (12. März), an welchem von den Scholaren vieler Deutſchen Schulen die halb ernſthafte, halb ſpaßhafte Ceremonie der Erwählung eines Kinder-Biſchofs vorgenommen wurde, fand in Hamburg nur eine einfachere Feſtlichkeit ſtatt, eine Art Schulgrün mit allerlei Um- und Aufzügen und ſchließlich eine erquickliche Mahlzeit. Der berühmte oder berüchtigte Alchymiſt und Medicus, Engelbert Arnoldi, ein wegen angeblicher Ketzerei aus dem Kloſter Lokkum verbannter Mönch, welcher zuletzt hier lebte, lehrte und ſtarb (1490) und ſeine treueſten Jünger und Verehrer unter den Hamburger Scholaren hatte, die ihm ſchließlich auch ein ehrliches, wenn auch kein chriſtliches Begräbniß auf dem Heiden-Kirchhofe verſchafften und ihn ſelbſt beſtatteten, hatte letztwillig für ſo viel Anhänglichkeit ein

Capital von 100 Rhein. Goldgülden beſtimmt, deſſen Zinſen zu den Koſten des Schüler-Gaſtmahls am St. Gregorius-Tage dienen ſollte.

Am Vorabend des St. Andreas-Tages (30. November) durften ſich die Schüler aus ihrer Mitte einen Abt wählen, den ſogenannten Kinder-Abt, der in pontificalibus ihren Proceſſionen voranzog und in den Kirchen und bei ſonſtigen Feierlichkeiten allerlei Vorzüge genoß. Sein Reich dauerte aber nicht lange, denn am 6. December war das Hauptfeſt der Schüler, der St. Nicolas-Tag, an welchem der Kinder-Abt dem Kinder-Biſchof Platz machen mußte, von dem wir ſogleich hören werden.

---

36. Vom Kinder-Biſchof zu Hamburg.

(Nach 1305.)

Am St. Nicolas-Tage, dem Hauptfeſte der Hamburger Schuljugend (6. December), durfte dieſelbe nach altem Herkommen einen Biſchof aus ihrer Mitte wählen, welcher die Hauptperſon bei dem Feſte war, und noch drei Wochen lang ſpäter faſt unglaublicher Ehren und Vorzüge genoß. Natürlich war es eine Sache des höchſten Verlangens, der brennendſten Sehnſucht, bei den Schülern wie bei ihren Eltern, zu dieſer mehr als blos närriſchen Würde gewählt zu werden; vermuthlich waren deswegen manche Intriguen, und dadurch eben ſo viele Unruhen, Partheiungen und Familienzwiſte zu Wege gekommen, wie weiland vor einer Königswahl im Polenreiche; deshalb, damit der guten Stadt durch verderbliche Spaltungen kein Schade geſchehe, ſchloſſen die Ehrbaren des Rathes und die Ehrwürdigen des Dom-Capitels am 7. December 1305 (nach einem heißen Wahlkampfe) eine

Vereinbarung, durch welche ganz ernſthaft und förmlich ein genaues Regulativ de eligendo episcopo puerorum, über die Erwählungsweiſe eines Kinder-Biſchofs feſtgeſetzt wird.

Nach demſelben konnte ein Schüler nur einmal in ſeinem Leben ſolcher Ehre theilhaftig werden; wählbar aber war Jeder aus der ganzen Schuljugend, jung oder alt, unterm Joch oder außerm Joch, Canonicus oder Nicht-Canonicus. Es gab nämlich, wie uns dieſe merkwürdige Urkunde zeigt, eine Reihe von Domſchülern, welche man Scholares Canonici, Kinder-Domherren, nannte, vielleicht die Beſten, die Selectaner jeder Claſſe. Dieſen aber allein ſtand das Wahlrecht zu, welches ſie nach der Ancienmität ihrer Aufnahme unter die Zahl der Kinder-Domherren ausübten. Wenn dennoch Wahlſtreitigkeiten ausbrachen, ſo legte ſich das Capitel ins Mittel und präſentirte einen Candidaten, der dann gewählt werden mußte.

Der alſo gekorene Episcopus puerorum hatte für die Ehre eine gewiſſe Erkenntlichkeit zu entrichten, ein ſchlichter Scholar 1 Talent (20 ß), ein Kinder-Domherr 6 ß Pfennige. Den Erwählten durch Spottlieder oder Schmähgedichte, Lateiniſche oder Deutſche, zu kränken, und Andere dieſer Wahlgeſchichte wegen in ſolcher paßquillantiſchen Weiſe ehrenrührig anzugreifen, war den Schülern bei ſchärfſter Ahndung verboten: es muß alſo vorher ſehr ſtark in dieſem Punkte geſündigt worden ſein.

Der erwählte Kinder-Biſchof wurde dann am St. Nicolas-Tage mit großen Pomp, biſchöflich angethan, von prieſterlich gekleideten Knaben und der ganzen bunten Schaar der Condiscipeln begleitet, in den Dom geführt, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm, und alſo dem ordentlichen Gottesdienſt beiwohnte. Dann lag es ihm ob (vermuthlich in der großen Halle vor der Domkirche), einen biſchöflichen

Sermon zu halten, Lateiniſch oder Deutſch, gewöhnlich eine in Verſen oder Reimen verfaßte, gewiß ganz ergötzliche Oration, zu deren Abfaſſung er kaum eine Nacht Zeit gehabt hatte.

Der nun folgende öffentliche Umzug der Schüler durch alle Straßen der Stadt war der Glanzpunkt des Tages. Vor dem Kinder-Biſchof trugen phantaſtiſch geſchmückte Schüler verſchiedene Fahnen und große mit Kringeln und Kuchen aller Art behängte Stangen. Der jugendliche Biſchof ſaß im vollen der Wirklichkeit nachgebildeten Ornat zu Pferde, von kleinen Diaconen begleitet. Es folgten Geſänge abſingend die älteren Scholaren in ihrer ernſthaften gewöhnlichen Schultracht (graue Röcke und ſchwarze Kappen). Dann aber ſchwärmte und wirbelte luſtig hinterdrein die ganze Schaar der jüngeren Schüler, die heute nicht "sub jugo" waren, in vielfachſter Verkleidung, als Apoſtel und Heilige mit deren Attributen, als Engel, als Prieſter, Mönche, Könige, Kurfürſten, Ritter, Rathsherren, Bürger, Schneider und Schuſter, als Bauern, Kriegsleute, auch als Narren, Heiden und ſchwarze Mohren, ja ſogar als Teufelchen. Sie allzumal, während ſie die Häuſer beſammelten und reichlich mit Lebensmittel und Almoſen beſchenkt wurden, trieben dabei alle nur erſinnliche Kurzweil und verübten tauſend Schalksſtreiche und Poſſen, zur großen eigenen und aller Zuſchauer Ergötzung, welche in ungezählter Menge den Zug begleiteten oder ihm aus den Fenſtern zuſahen. Eine große fröhliche Schmauſerei beſchloß dieſen Freudentag.

Bis zum 28. December blieb der Kinder-Biſchof im Beſitze ſeiner Hoheit und Herrlichkeit. An allen in dieſe Zeit fallenden Sonn- und Feſttagen erſchien er im völligen Ornat mit der Inful geſchmückt, zur Meſſe und Veſper auf einem Ehrenplatz des hohen Chors der Domkirche. Vermuthlich brauchte er auch während dieſer angenehmen Wochen gar

nicht zu lernen. Ja, wollte ihm gar das Glück ſo wohl, daß er innerhalb derſelben ſeligen Todes verfuhr, ſo erwies man ſeinem Leichnam die biſchöflichen Ehren; er wurde beſtattet mit den Exequien und der ganzen Pracht eines wirklichen Biſchofs.

Wenn aber der 28. December kam, das Gedächtnißfeſt der von Herodes gemordeten unſchuldigen Kindlein, dann beſuchte er Morgens zuletzt als Biſchof die Meſſe, nach deren Beendigung ſodann er und alle Scholaren im Reventer (Refectorium, Speiſeſaal) des Doms eine kurze ſummariſche Collation gegen mäßige Beiſteuer empfingen, worauf die ganze Bubenſchaar ſchleunigſt zu den Pferden und Fahnen ſtürzte, um im letzten luſtigen Mummenſchanz den letzten luſtigen Umzug durch die Stadt zu machen, nach deſſen Beendigung für dies Jahr der Spaß aus war.

Als ſchwache Nachbildungen dieſes Feſtes ſind wohl die proteſtantiſchen Kindergrüne anzuſehen. Man denke an den Umgang der Paßmann'ſchen Armenſchule, an das beliebte Waiſengrün; ein feierlicher Umzug kommt auch dabei vor, ſo wie Almeſen-Sammeln und Geſang, auch viel Ernſthaftigkeit: Ermüdung, Lehrer, Polizeidiener, — ſogar auch eine Art Kinder-Biſchof: der jugendliche zwiſchen zwei Soldaten befangen einherſchreitende ſogenannte Capitain, in deſſen lange Rocktaſchen mitleidige Hände das Doppelmarkſtück hinterrücks verſenken, worauf er zum Dank ſich tief verbeugt und den üblichen Kratzfuß verſucht.

37. Kinderſegen.

Um Neujahr 1313 war ein Graf von Holſtein mit ſeiner Gemahlin zu Hamburg. Und als über Tiſch die Herrſchaften und ihre Junker ſich allerhand Stadt-Neuigkeiten erzählten,

wie's zu ſein pflegt, wenn man in Hamburg bei der Mahlzeit ſitzet, da kommt die Rede auf eines rechtſchaffenen Bürgers Hausfrau, bei der ſo eben Drillinge angekommen waren. Nun war die Gräfin noch ſehr jung und unerfahren, darum verwunderte ſie ſich ungemein über dieſe Sache, und wollte es gar nicht für möglich halten, daß ſolche Drillings-Geburt ſollte mit rechten natürlichen Dingen zugegangen ſein; vermeinte alſo, die Bürgersfrau muſſe wohl ungetreu oder eine Zauberin ſein, denn ohne Sünde oder Hexenkunſt könne nie mehr als ein Kind zur Zeit geboren werden, und eben ſo gut als zwei oder drei, könnten's ja auch noch viel mehr ſein, und wenn's mit der Bürgersfrau Richtigkeit habe, ſo wolle ſie ſich's gefallen laſſen, ſo viel Kinder zu bekommen als Tage im Jahr.

Um nun die Gräfin wegen ihrer einfältigen und fürwitzigen Reden zu ſtrafen, und die Unſchuld der ehrlichen Hamburgerin recht ans Licht zu bringen, — was geſchieht? Noch bevor das Jahr um iſt, bekommt die Gräfin zum Entſetzen ihres Herrn und der Amme und Aller, die es erfahren, wie zu ihrem eigenen unſäglichen Schrecken, 364 Kindlein, nicht mehr und nicht weniger, 364 ganz kleine niedliche Kinderchen, jedes ſo winzig klein wie eine Seekrabbe, und alle waren ſpringend lebendig, und hatten kralle Aeuglein im Köpfchen und ſchrieen zuſammen ganz allerliebſt. Das war eine ſchöne Beſcheerung! Des Grafen Capellan kam flugs herbei mit dem leeren Taufbecken, dahinein that man alle 364 Kinderchen, und beſprengte ſie behutſam mit Weihwaſſer, und jedes Köpflein bekam ein Tröpflein. Das war ihre heilige Taufe. Und darnach wurden die 364 alleſammt ſtill und immer ſtiller, — ſie hatten ihren Erdenberuf, die Ehrenrettung der Hamburgerin, erfüllt; — ſie durften verſcheiden.

Fragt nun irgend ein Ungläubiger ſpitzfindig: warum waren's denn nur 364, da doch das Jahr 365 Tage hat? ſo iſt die Antwort: die Gräfin wird wohl auch im Kalender ſchlecht bewandert geweſen ſein und immer geglaubt haben, es gebe nur 364 Tage im Jahr, darum konnte ſie billig auch nicht mit mehreren geſtraft werden, als ſie ſich vermeſſen hatte.

---

38. Iſern Hinrik.

(1317—1382.)

Iſern Hinrik war ein Graf von Schauenburg-Holſtein, Gerhard des Großen Sohn, ein ritterlicher Mann von ungemeiner Kraft und Feſtigkeit der durch Kriegsmuth ſchon in jungen Jahren, als er gegen die Dänen und unter dem Schwediſchen Könige gegen die Finnen zu Felde zog, berühmt geworden war; wegen welcher Eigenſchaften er auch den Namen Heinrich der Eiſerne oder Plattdeutſch "Iſern Hinrik" davon getragen hatte.

Dieſen Beinamen ſoll er dann bewährt haben, als er in Kriegsdienſten des Königs von England in der Schlacht bei Creſſy unter andern Heldenthaten auch den König von Frankreich (nach Andern den von Böhmen) gefangen nahm, indem er mit zwei Rittern in den feindlichen Haufen ſprengte, mit der Linken den König bei deſſen goldenen Halsketten faßte und herauszog, während er mit der Rechten die Trabanten niederhieb.

Wegen ſolcher That wurde er einer der oberſten Kriegshauptleute und mit Ehren überhäuft, als er nach England zurückkehrte. Darüber bekam er viele Neider und Feinde unter den Engländern, die ihm Hinterhalte ſtellten, aus denen er ſich aber immer durch unerſchrockene Kühnheit glücklich heraus zu kämpfen verſtand.

Des Königs Ohr war zwar gegen die Verläumdungen taub, die Isern Hinriks Neider wider ihn ausstreueten. Aber die Königin gewannen sie damit, daß sie ihr vorredeten, er sei Keiner vom hohen Adel, und nur ein Deutscher Abentheurer. Sie ließ darum, in des Königs Abwesenheit, eine Probe zu, von der die Neider hofften, daß sie ihn verderben sollte. Es hieß nämlich, daß ein Löwe keinen ächt und recht geborenen Fürsten und Herrn verletze; deshalb ließen sie heimlich in der Nacht den großen Löwen des Königs aus dem Zwinger, daß er im königlichen Burghofe frei umhergehe.

Als nun Isern Hinrik des Morgens in der Dämmerung, wie er's zu thun pflegte, aufstand, um frische Luft zu schöpfen, und nur im Mantel ohne Wehr und Waffen in den Hof trat, da sprang ihn der Löwe ingrimmig an und brüllte fürchterlich. Isern Hinrik aber, unerschrocken wie immer, blickte ihn fest an, hob die Faust etwas gegen ihn und sprach mit ernster Stimme: "Bis stille, bis stille, du frevelicher Hund!" Und alsobald legte sich der Löwe still und stumm demüthig zu des Grafen Füßen, der ihn dann in seinen Zwinger gehen hieß. Darüber entsetzten sich seine Widersacher, die heimlich auf den Verlauf der Sache Acht gegeben hatten, und von nun an hatte der Graf Frieden vor ihnen.

Andere sagen: er wäre einst, als er mit vielen vornehmen Engländern vor dem Gitter gestanden, freiwillig zu dem Löwen in den Käfig gegangen, sprechend: "Ist Jemand unter Euch von so gutem Adel als ich, der thue mir's nach," hätte dann dem Löwen sein Kränzlein, das er des Hoffestes wegen getragen, auf's Mähnenhaupt gesetzt, sei dann langsam und ungefährdet wieder herausgetreten, und hätte gesagt: wer von Euch meines Adels ist, der hole mir mein Kränzlein wieder. Aber Keiner hätte sich's getraut.

Iſern Hinrik aber mochte nicht länger bei den Engländern bleiben, und der König, ſo lieb er ihn hatte, mußte ihn ziehen laſſen. Er hat dann dem Pabſte Urban als Feldherr gedient und auch in Italien viel herrliche Thaten verrichtet, und iſt der Römiſchen Hinterliſt ſo tapfer entgegengetreten wie der Engliſchen, und endlich, der Plackereien müde, nach Holſtein heimgezogen, wo er ſein Land regierte mit kräftiger ſtarker Hand. Die Schweden trugen ihm nachmals die Königskrone an, er aber hat ſie nicht gemocht.

Die Städter, nämlich die Lübecker und Hamburger, hat er anfangs nicht gut leiden können. Denn ihm war's verhaßt, daß dieſe Mauerbecker und Krämer, wie er ſie nannte, zu ſo großer Macht und Herrſchaft gekommen waren, weshalb er auch den räuberiſchen Edelleuten ſeines Landes durch die Finger ſah, wenn ſie die Hanſiſchen Wagen plünderten. Die Städter griffen, um ſich zu vertheidigen, auch wohl hie und da ein Bischen zu weit, und als ſie, um auf die Räuber zu fahnden, 200 ihrer Reiter in die Stadt Segeberg legten, da kam Iſern Hinrik über Nacht hinzu, nahm die 200 Reiter und alle Hanſiſchen Bürger, die er traf, gefangen, bis ſie ſich löſeten, woraus eine langwierige Fehde entſtand, die endlich von Kaiſers und Reichs wegen vermittelt wurde.

Inzwiſchen hatte Iſern Hinrik der Städter Tapferkeit und ihre Rechte beſſer kennen gelernt, darum verſprach er ſie zu ſchützen gegen die Straßenräuber und Buſchklepper, wie gegen ſeine beutelluſtige Ritterſchaft; es wurde deshalb zu Lubeck ein Vertrag geſchloſſen, daran auch, außer Iſern Hinrik, die Grafen Johann, Claus und Gerd theilnahmen. Und 1347 vereinigten ſich dieſelben nochmals mit dem Hamburger Rathe, zur Vertilgung und Ausrottung der Raubgeſellen, namentlich derer an der Alſter. In Folge deſſen eroberten und ſchleiften die Hamburger ſogleich das feſte Haus

zu Wohldorp, das mit ſeinen ſchönen Ländereien und Zerſten ihnen noch jetzt gehört; die Burg Linau nahmen und brachen ſie ebenſo. Stegen aber belagerten ſie und die Grafen lange vergeblich, bis der Burgherr, Johann von Pummelebuttel, gegen 5000 ℳ und freien Abzug ins Ausland, die Veſte übergab, die dann zerſtört wurde.

Seitdem lebte Iſern Hinrik mit den Hamburgern in gutem Vernehmen, bis auf die Zwiſtigkeiten wegen der vergebens von ihm verlangten Huldigung; er kam zuweilen hieher und wurde hoch geehrt, denn ſeine herrlichen Kriegsthaten waren bekannt und das Volk hielt ihn werth, und erzählte ſich viel von ſeinen Ritterfahrten und Heldenſtücken.

Und als ſpäter vor dem Dammthore, welches dazumal hart an der Alſter, unfern der Neeſendammsbrücke gelegen hat, ein neuer Zwingthurm zur Befeſtigung der Außenwerke gebaut wurde, da nannte man dieſen Thurm, dem ſtarken Grafen zu Ehren, Iſern Hinrik. Er blieb ſtehen, als Stadt und Feſtung erweitert wurde und diente zuletzt, ehe er 1728 abgebrochen wurde, einigen Reitendienern zur Wohnung.

Von dieſem Grafen ſchreibt ſich die noch heutigen Tages hie und da übliche Redensart her, mit der man einen feſten, unerſchrockenen Mann bezeichnet: "he iſſ'n rechten iſern Hinrik."

---

30. Till Eulenſpiegel in Hamburg.

(Vor 1350.)

Nachdem das "fromme Kind" des Dorfes Knettlingen, der weltbekannte Schalksnarr Till Eulenſpiegel, den Ehrbaren Rath zu Lubeck ſo liſtig angeführt hatte, daß er ihn vom Galgen laufen laſſen mußte, kam er nach Hamburg, der guten Stadt, wo er bis dato noch Niemand genarret. Trat auf

den Pferde-Markt, wo die Holzbauern ſtanden und ſchaute ſich um. Da kam ein Meiſter Barbier zu ihm und fragte, was er für ein Handwerksgeſell wäre? Eulenſpiegel antwortete: grad' heraus geſagt, ein Barbier. Da dingte ihn der Meiſter und ſprach: An dieſem Markte wohne ich, dort in dem Hauſe, wo die großen Fenſter ſind, da geh' nur hinein, ich will bald nachkommen. Eulenſpiegel ſagt Ja, und geht zu dem Hauſe gradaus mitten durch das Fenſter hinein in die Stube und ſagt: Gruß Gott und das Handwerk. Des Bartſcherers Frau ſaß in der Stube und ſpann, die verſchrak ſich übel und ſprach: Was fuhrt dich der Teufel da herein? Kannſt du nicht zur Thüre hereinkommen? Eulenſpiegel ſprach: Liebe Frau, zürnet nicht, Euer Hauswirth, der mich als Geſellen gedinget, hat mich das geheißen. Sie aber ſchalt: Das iſt mir ein ſaubrer Geſelle, der ſeinem Meiſter Schaden zufugt. Er antwortete: Soll der Geſell nicht thun, was ihn der Meiſter heißt? Indem kam der Meiſter und ſprach: wie Geſell, konnteſt du nicht zur Thüre eingehen und mir die Fenſter ganz laſſen? Lieber Meiſter, ſprach Eulenſpiegel, Ihr hießet mich da hineingehen, wo die großen Fenſter ſeien, darnach that ich gehorſam Eurem Gebot. — Der Meiſter ſchwieg ſtill, denn er bedurfte eines Geſellen, dachte auch wohl, durch ihn die Kunden beſſer zu bedienen und am Lohn ihm den Schaden abzuziehen; befahl ihm darauf die Scheermeſſer zu ſchleifen, und ſprach: ſchleif ſie glatt aus dem Rucken gleich der Schneide. Da ſchliff Eulenſpiegel den Meſſern den Rucken ſo ſcharf wie die Schneide, ſo daß ſie an beiden Seiten haarſcharf wurden. Als nun der Meiſter ſah, wie Eulenſpiegel ihm alle Meſſer verdorben, ſprach er zornig: das wird nicht gut. Eulenſpiegel aber meinte: wie ſollt's nicht gut werden, ihnen thut's nicht weh, und ich mach' es, wie Ihr mich geheißen habt. Da ward der Meiſter noch zorniger und ſprach:

du biſt ein arger Schalk, geh' ſtraks wieder hin, wo du hergekommen biſt. Eulenſpiegel ſprach: Ja, wir können doch nicht ewig beiſammen bleiben, ſprang alſo hurtig zum Fenſter wieder hinaus, wo er hereingekommen war, daß die Scheiben klirrten. Da ward der Bartſcherer faſt wüthend, und lief ihm nach mit dem Büttel, der ihn greifen ſollte, daß er die zerbrochenen Fenſter und die verdorbenen Meſſer bezahlen möchte. Eulenſpiegel aber dachte: für diesmal iſt's genug mit Hamburg; lief behend und hurtiger als Meiſter und Büttel, kam an den Hafen, ſprang in ein Schiff, das grade abfuhr, und entkam alſo glücklich.

Hernach iſt Till Eulenſpiegel niemals wieder in Hamburg geweſen. Ob er den Barbierer und deſſen Schadensklage ſo gefurchtet, oder ob er gemeint, in Hamburg ſeien die Leute doch zu klug für ſeine Ränke und Schwänke, und verſtunden keinen Spaß, auch die Büttel zu unhöflich, der Gerichtsherr zu dreiſt und die Ehrbaren Wohlweiſen minder bedachtſam, denn die Lübecker Herren, — genug er iſt wohl ſpäter oftmals "am letzten Heller" geweſen, aber endlich nach Mölln gegangen, wo er bekanntlich (1350) unter unſäglichen Schalksſtreichen geſtorben iſt und begraben liegt. Und die Möllner, die er doch lebend garſtig gedrangſalt hat, ehrten ihn im Tode, als einen großen Mann, und waren ſo ſtolz auf ihn, daß ſie dem Cardinal Raymundus, welcher um 1503 als päbſtlicher Legat durchs Land zog und nach Mölln kam, fleißig anlagen, daß "de olle Herr" canoniſirt würde und als Heiliger in den Kalender käme. Dem Cardinal haben aber wohl Eulenſpiegel's Anſprüche auf den Heiligenſchein etwas bedenklich geſchienen, genug, er hat "nicht gemöcht."

40. Die verwünſchte Linde bei Harveſtehude.

(Um 1350.)

Auf dem Felde links an der Chauſſee vom Rothenbaum nach Eppendorf ſteht ein kleiner kugelrunder Lindenbaum, der ſeit 500 Jahren nicht größer geworden, ſondern an Dicke des Stammes, der Aeſte und Krone grade ſo geblieben iſt, wie er damals war, nur daß man der Rinde das hohe Alter des Baumes wohl anſehen kann. Der Baum aber iſt verwünſcht, und das ging, der Sage nach, alſo zu.

Im Kloſter Frauenthal zu Harveſtehude hatte ein junges ſchönes Mädchen aus vornehmer Familie zu Hamburg vor Liebesgram den Schleier genommen. Sie hatte ſich verlobt mit einem jungen Edelknappen der Umgegend, der war zu Heerfahrten in die Welt gezogen, um ſich zu verſuchen, die güldenen Sporen zu verdienen, mit Ehre und guter Beute dann zurückzukehren und ſie auf ſeine väterliche Burg heimzuführen als ſein ehelich Gemahl. Die Zeit aber war längſt um geweſen und der Geliebte nicht gekommen. Darum wollte ſie ihr Vater des Verſprechens ledig achten und ſie zwingen, einen andern Mann zu heirathen. Und da ſie den nicht leiden konnte, ſie auch noch immer in treuer Liebe ihrem fernen vielleicht längſt verſtorbenen Geliebten anhing, ſo wußte ſie ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie ins Kloſter ging.

Einige Zeit darnach aber kehrte der junge Ritter heim, und da er erfuhr, was geſchehen, faßte er den Plan, ſeine vermalige Braut, es koſte was es wolle, aus dem Kloſter zu entführen und in ferne Lande mit ihr zu flüchten. Er wußte es auch anzuſtellen, daß ſie Kundſchaft von ihm empfing, und daß er ſie einige Male in ſtiller Nachtzeit im Kloſtergarten ſprach. Da iſt er allemal durch die Alſter geſchwommen, über die Mauer geklettert und hat ſie unter den großen Eichen,

die noch bei Harveſtehude ſtehen, erwartet. So ſehr nun auch der Ritter bat, und ſo tief die arme Nönne ihr Verhängniß beklagte, ſo blieb ſie doch ihrem Gelübde treu und verwarf feſtiglich ſein Vorhaben, ſie zu entführen. Und zuletzt ſagte ſie ihm feierlich für dieſes Leben Valett, da ſie gewillt, ihn fürder nicht wieder zu ſehen; und vermahnte und vertröſtete ihn auf den Himmel. Nach dieſem ſchmerzlichen Abſchiede iſt der Ritter ſogleich aus dem Lande gezogen und geiſtlicher Ordensritter geworden, hiererts aber gänzlich verſchollen.

Die grunen Eichen jedoch im ſtillen Kloſtergarten haben dazumal bei den nächtlichen Unterredungen einen Verräther verborgen gehalten, und wider die arme Nonne iſt beim geiſtlichen Gericht eine ſchwere Anklage wegen unerlaubten Liebeshandels und gebrochenen Gelübdes erhoben. Und da ſie nun nicht leugnen konnte, ihren vormaligen Verlobten zu mehreren Malen dort heimlich geſprochen zu haben, ſonſt aber, da der Ritter fern war, keinen Beweis für ihre Unſchuld bringen konnte, ſo hielt man die ſchlimme Anſchuldigung für erwieſen und verurtheilte ſie zum Tode und zum Begräbniß auf freiem Felde in ungeweihter Erde.

Und ehe ſie gerichtet wurde, hat ſie's erbeten, daß ihr Leib auf dem Kloſterfelde, in dem Hügel, darauf ein junger Lindenbaum, begraben werde, und hat geſagt: "ich verwunſche den Lindenbaum, daß er niemals größer werde, als er jetzt iſt, und das ſoll als ein Zeugniß gelten für meine Unſchuld, denn ſo gewißlich er hinfort nicht mehr höher wachſen wird, ſo gewißlich ſterbe ich, wie ich gelebt, als eine reine und unſchuldige Braut Chriſti."

41. Das Rolandsbild in Hamburg.

(1368.)

In vielen alten Städten, die von Kaisern gebauet und kaiserlich geblieben waren, wurde durch einen kaiserlichen Vogt Gericht und Recht geübt im Namen des Kaisers. Und als Symbol solcher Gerichtsbarkeit, oder auch als Kennzeichen des einem Orte vom Kaiser verliehenen Stadt- oder Weichbilds-Rechtes, diente ein auf offnem Markte stehendes Kaiserbild von Holz oder Stein, wie es noch jetzt in vielen alten Niederdeutschen Städten zu sehen ist, z. B. in Bremen. Nach dem ersten Kaiser nannte man es vielleicht "Karolus-Bild," woraus im Munde des Volks nach und nach Rolands-Bild wurde. Vielleicht auch hielt man den alten Helden Roland für Karls ersten Statthalter und für das Ur- und Erz-Muster aller kaiserlichen Vögte.

Vielleicht hatte Hamburg schon in früheren Zeiten solch eine Säule; mindestens gab es kaiserliche Vögte (Advocaten genannt), die Recht sprachen und übten. Jedenfalls aber wurde, nachdem Hamburg ein erweitertes Weichbildsrecht erhalten hatte, zu dessen Kennzeichen Ao. 1264 ein solches Rolands-Bild aufgerichtet, und zwar auf dem Platze, wo das Eimbeckſche Haus am Dornbusch stand, in der Nähe einer kleiner Brücke, die darnach den Namen Rolandsbrücke empfangen hat. Dies war die Stätte, an der nach Altdeutscher Weise unter freiem Himmel der Vogt das Gericht hegte.

Aber nur 104 Jahre haben die Hamburger den Roland gehabt, dann verschwand er, und das ging also zu.

Kaiser Karl IV. der Lützelburger war 1368 in Tangermünde (nach Andern 1375 in Lübeck); die Grafen von Holstein zogen zu ihm, um durch seinen Machtspruch die landesherrlichen Rechte über Hamburg zurück zu erlangen, auf welche

ihr Vorfahr, Adolf IV., verzichtet hatte. Sie glaubten solchen Verzicht anders verstehen zu müssen, als die Hamburger ihn verstanden, denen sie übrigens sonst gar nicht übel wollten. Da die Hamburger sich neben Adolf's Verzicht auch darauf stützten, daß ihre Stadt eine kaiserliche sei, so glaubten die Grafen, daß der Kaiser nur auf seine Rechte über Hamburg zu verzichten brauche, das Andre werde sich finden. Den Kaiser setzte dieser Handel in Verlegenheit. Er war den Hamburgern gewogen, hatte ihnen erst 1365 ihre Privilegia bestätigt, auch das große Recht ertheilt, alle Seeräuber zu verfolgen, zu richten und den Blutbann auf der Elbe zu üben. Er konnte sie darum nicht den Holsteinischen Grafen unterthänig machen. Diesen aber war er auch Freund und hätte ihnen gern etwas Gutes gegönnt. Darum half er sich mit einem doppelsinnigen Befehl, der weder recht Deutsch noch kaiserlich war; darnach sollten sich die Hamburger zu den Grafen als zu ihren Herren halten, jedoch ihrer Rechte und Pflichten zu Kaiser und Reich unbeschadet. Das war ein Gebot, das aus zweien mit einander unverträglichen Dingen bestand. So sahen es auch die Grafen an, schlugen sich die Sache aus dem Sinn und bestätigten lieber den Hamburgern die alten Verträge und Freiheiten, wogegen diese sich auch erkenntlich bewiesen.

Aber dem Kaiser verübelten die Hamburger seine doppelsinnige Anwort, da sie erwartet hatten, er werde unumwunden für ihr Recht auftreten. Sie meinten nun, da die Sache mit den Grafen ohne des Kaisers Hülfe so leidlich abgelaufen war, daß sie hinfort keines kaiserlichen und Reichsschutzes mehr bedürften, und deshalb kamen sie zu Hauf und stürzten das Rolandsbild um und warfen es von der Brücke ins Wasser. Und mag es wohl sein, daß tief unter dem Schlamm eines der Canäle der Altstadt, das alte Kaiserbild noch jetzt liegt

und etwa von den Flethenkiekern wohl aufzufinden wäre, wenn dieſe Kerle nur mehr Sinn hätten für ſolche Alterthümer.

---

42. St. Maria to'm Schare.

(1371.)

Da, wo jetzt der Rödingsmarkt auf den ſogenannten Klevelappen ſtößt, bis zur Scharthorsbrücke und weiter abwärts, ſtanden um 1371 noch keine Häuſer; es war ein vor der Stadt am Hafen belegenes freies Ufer, was in Altſächſiſcher Sprache Schar oder Scher hieß (im Engliſchen shore). Dort, bei dem hiernach genannten Schar- oder Ufer-Thore, wo die Schiffer landeten und wo täglich Pilger und Reiſende ankamen oder abgingen, dort ſtand von uralten Zeiten her in einer Niſche der Stadtmauer ein hochverehrtes Mutter-Gottes-Bild. Und dieſe "Sunte Maria to'm Schare to Hamberg" war namentlich bei allen hier verkehrenden Seefahrern, wie überhaupt bei allen Pilgrimmen und Reiſenden in ſo großem Anſehen, daß beſtändig Andächtige in Menge vor dem unſcheinbaren Bilde auf den Knien lagen und beteten. Und kein Schiffer ging aus dem Hafen, der nicht daſelbſt die Mutter des Heilandes um Fürbitte bei dem Allmächtigen angefleht hätte, daß ihm eine glückliche Reiſe und fröhliche Heimkehr zu Theil werden möge; und Keiner kam glücklich heim, der nicht an derſelben Stätte ſeinen Dank mit Gebet und Almoſen geopfert hätte. Und in damaligen für See- wie Land-Reiſen gefahrvollen Zeiten hatte mancher fahrende Mann, bei drohenden Schrecknissen unterwegs, der heiligen Maria to'm Schare Hülfe angerufen und hernach als glücklich Errretteter ſein Gelübde an Ort und Stelle gelöſet. Und auch hier in der Stadt ſollen der Wunder viele an Kranken, Blinden und Lahmen geſchehen

ſein, wenn die Hülfeſuchenden mit gläubigem und demüthigem Sinne die Mutter Gottes am Scharthore um Heilung anriefen, darum war dies Bild ſo hoch geehrt. Und die Sage ging unter dem Volke, der heilige Anſcharius, der erſte Erzbiſchof in Hamburg, habe dies gnadenreiche Bild mit herüber gebracht, als er etwa 30 Jahre nach Hamburgs Einäſcherung hieher gekommen; und an der Uferſtelle, wo er zuerſt das Land betreten, da habe er es aufgeſtellt, und als ſpäter Stadtmauer und Thor hier gebaut ſei, habe man das Bild in die Niſche geſetzt und dem Heiligen Anſchar zu Ehren das Thor Scharthor genannt. Ob er's wirklich herüber gebracht hat oder nicht, und ob nach ihm oder nach dem Ufer das Thor ſo genannt wurde, iſt gleichviel; ſchön aber iſt's, daß das damalige Volk des vor 500 Jahren entſchlafenen Erzbiſchofs noch lebendig gedachte und ſein Andenken in Ehren hielt.

Und im Jahre 1371 hat ſich der Rath mit dem Dom-Capitel vereinigt, um an jener Stelle hart am Ufer ein Bethaus zu erbauen, "dar man ſchall inne ſetten dat Bilde der hilligen Junckfrowen, welck nu ſteit in der Müren der Stad by der Poorten Schardor." Und dies Bethaus wurde 60 Fuß lang und 30 Fuß breit, und vor dem Marienbilde wurde ein Block angebracht zur Empfangnahme der Opfer und milden Gaben, von deren erſtem Drittel das Gebäude unterhalten wurde, während das Domſtift das zweite Drittel und E. E. Rath, für Beſchirmung der Pilger und Wallfahrer, das letzte Drittel empfing.

Um 1450 aber war aus dem Bethauſe eine förmliche geweihte Kapelle geworden, in welcher der Gottesdienſt von der Jacobsbrüderſchaft, einer Corporation von Schiffern und ihren Frauen, unterhalten wurde. Denn dieſe ehrbaren Jacobsbrüder ſtifteten Vicarien und Commenden für die Prieſter der Kapelle und tägliche Almiſſen oder Meſſen. Und

ſie und viele andere gute Chriſten hielten dort täglich Andacht und Gebet, ehe ſie an ihr Tagewerk gingen, und ſchenkten der Kapelle Kleinodien und ſpendeten der Armuth reichliche Gaben.

Zum Unterſchiede aber von dem in der Domkirche befindlichen Mutter-Gottes-Bilde, welches "St. Maria im Thum" hieß, nannte man dieſe Kapelle mit dem alten Namen "St. Maria to'm Schare," jedoch auch, löblicher Kürze wegen, "Schar-Kapelle," wobei man denn, irrig, aber gut gemeint, eben ſo viel an den heiligen Anſchar dachte, als an die heilige Maria, die hier am Schare der Elbe verehrt wurde.

43. Die Köpfe an St. Jacobi-Küſterei.

(1390.)

Ao. 1390 hat ſich allhier eine abſcheuliche Mordgeſchichte zugetragen. Einer der Stadtdiener, deren damals noch nicht ſo viele geweſen ſind als jetzt, hatte eine Frau, die war ſchön, aber böſe und ungetreu, und als ihr Wandel ihm bei einer Gelegenheit offenbar wurde, ſtrafte er ſie in Gegenwart aller, die zufällig dabei, wie er's durfte nach göttlichen und menſchlichen Rechten; das empfand die Frau übel, doch verbiß ſie ihren Grimm und dachte nur, ſie wollt's ihm ſchon eintränken. Darnach, als ſie daheim waren, ſorgte ſie, daß ihr Mann auf den Verdruß mehr Wein trank, als ihm gut war, ſchenkte ihm brav ein, bis er trunken wurde und auf dem Seſſel einſchlief, wobei ihm das ſchwere Haupt ſeitwärts niederhing. Es war aber gegen Mitternacht.

Merke, man muß ſich nie betrinken, abſonderlich nicht auf Aergerniß und Verdruß, und keinenfalls auf Zureden eines Weibes, das man zuvor tödtlich beleidigt hat.

Als nun das Weib ihren Mann ſchlafen ſieht, zieht ſie ihm ſein eigen Schwert aus der Scheide und haut ihm den Kopf ab. Läuft darauf zu dem Küſter zu St. Jacobi, der ihr guter Freund war, erzählt ihm Alles und fordert von ihm Hülfe, den todten Körper auf die Seite zu bringen. Der dumme Narr, obſchon ihm die Haut ſchaudert bei Vernehmung der Mordthat, ließ ſich wirklich durch des ſchlechten Weibes glatt' Geſicht und liebliche Worte bethören, daß er mit ihr ging, den Leichnam hinaustrug und auf St Jacobi-Kirchhof an der Mauer verſcharrte. Als beide aber wieder in des Entleibten Hauſe die Blutſpuren vertilgt hatten und ausruhen wollten von der teufliſchen Arbeit, kam ihnen Furcht an, das friſche Grab möchte andern Tags entdeckt werden und ſie verrathen. Graben es alſo wieder auf, nehmen den Körper heraus, tragen ihn in des Küſters Haus, um ihn auf dem Feuerheerde zu verbrennen. Aber das Feuer wollte nicht hell flammen und den Körper nicht verzehren, verurſachte aber ſo viel Rauch, ein ſo erſchröcklich Praſſeln im Schornſtein und ſo peſtilenzialiſchen Geſtank, daß die Nachbarn erwachen, eine Feuersbrunſt vermuthen und vor der Hausthüre zuſammenkommen, um zu löſchen; als der Küſter nicht aufmachen will, ſchlagen ſie die Thüre ein, und finden denn die ganze Beſcheerung, den halb verbrannten geköpften Leichnam des armen Stadtdieners, daneben die tiefbetrübte Wittwe und den Küſter, welcher ihr Troſt einzuſprechen vergiebt. Er konnte aber nicht lange leugnen und das beshafte Weib auch nicht, und beide ließen es nicht erſt auf die ſcharfe Frage des Büttels ankommen, ſondern bekannten Alles. Alſo kamen ſie vors Halsgericht, allwo der Stab über ihnen gebrochen ward, und empfingen ihren verdienten Lohn, indem das Weib lebendig verbrannt wurde, wobei das Feuer lichterloh flammte und die giftige Schlange bald zu Aſche verzehrte; der Küſter aber

wurde, da er die Mordthat ſelbſt nicht begangen, nur erdroſſelt und dann aufs Rad geflochten.

Zum ewigen Andenken an dieſes abſcheuliche Verbrechen und zur Warnung und Abſchreckung Aller, die auf böſen Wegen wandeln und da vorbeigehen, hat man über der Hauſthür der Küſterei zu St. Jacobi zwei ſteinerne Menſchenköpfe, einen Manns- und einen Weibskopf, eingemauert, welche noch vor 100 Jahren daſelbſt zu ſehen geweſen ſind.

---

44. Von Claus Störtebeker und Godeke Michels.

(1394—1402.)

Unter den Vitalienbrüdern, dieſen verwegenen Seeräubern der nordiſchen Meere gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, waren etwa ſeit 1394 Claus Störtebeker und Godeke Michels die hervorragendſten Anführer. Vitaliner, Vitalianer oder Victualienbrüder nannten ſie ſich nach ihren Vorweſern im Handwerk, welche anfangs, beſchirmt von der Hanſa, der belagerten Stadt Stockholm Lebensmittel ſeewärts zugeführt hatten. Ihre Kapereien gegen die Feinde der Hanſa und Schwedens arteten aber nach jenem Frieden, der dieſes Reich mit Dänemark und Norwegen vereinigte (der Calmar'ſchen Union 1397), in allgemeine Seeräuberei aus, unter welcher Handel und Schifffahrt aller Staaten des Nordens empfindlich litten. Es war eine wahrhaft furchtbare Genoſſenſchaft, zu der ſich die Abentheurer aller Länder, kriegs- und ſeekundige, kühne und kräftige Männer, von Kampf- und Raubluſt getrieben, zuſammen fanden, um mit gleichen Pflichten auch gleiche Rechte auf gemeinſame Theilung der Beute zu übernehmen, woher ſie ſich auch "Likedeeler" nannten. Sie waren ſo überzeugt von ihrer Berechtigung zum Seeraube, daß z. B.

zehn ihrer Hauptleute, worunter zwei Ritter, in Stockholm eine Meſſe geſtiftet hatten zu ihrer und König Albrechts Ehre; ſie waren ſo zahlreich an Schiffen und Mannſchaft, und ſo wohlgeordnet, daß ſie eine Stadt wie Bergen in Norwegen erobern und ausplündern konnten, daß keine Niederlage ſie vernichten zu können ſchien, daß ein Deutſches Ordensritter-Heer von 4000 Mann ſie nur von der Inſel Gothland und etwa aus der Oſtſee vertreiben konnte; ſie waren ſo mächtig, daß Staaten mit ihnen um Waffenſtillſtands-Verträge unterhandelten und daß es eines förmlichen Hanſiſchen Krieges wider ſie bedurfte. und in dieſem Kriege war den Hamburgiſchen Waffen der Ruhm vorbehalten, durch fortgeſetzte Kämpfe und Siege, wie durch Ergreifung ihrer Hauptführer, dem ganzen jahrelangen Piratenweſen ein Ende zu bereiten.

Claus Störtebeker iſt — ſo erzählt die Sage — bevor er ein Seeräuber geworden, ein Edelmann geweſen und zu Halsmühlen bei Verden geboren. Es behaupten freilich auch an der Oſtſee viele Städte und Orte, daß er dort geboren ſei, z. B. Wismar, aber das mag hier unerörtert bleiben. In ſeinen jungen Jahren hat er luſtig gelebt, hat Fehden ausgefochten, turnirt und gerauft, dabei geſchmauſ't und gezecht, und darnach in Hamburg mit andern wilden Geſellen, ſo lange bankettirt und gewürfelt, bis er Hab und Gut verpraßt hatte. Und wie ihm nun zuletzt die Hamburger, Schulden halber, ſogar ſein ritterlich Gewand und Rüſtzeug genommen und ihn der Stadt verwieſen haben, da iſt er unter die Vitalienbrüder gegangen und ein Seeräuber geworden, wie vor ihm noch keiner geweſen iſt.

Derzeit war das Haupt derſelben Godeke Michels (nach heutiger Art zu ſprechen: Gottfried Michaelſen), ein tapferer

gewaltiger Mann, auch guter Leute Kind, über deſſen Heimath ſich Holſtein, Mecklenburg, Pommern und Rügen ſtreiten; Andere aber nennen eine verfallene Burg bei Walle im Verdenſchen als ſeinen Geburtsort. Der hat den neuen Genoſſen mit Freuden aufgenommen; und nach abgelegten Proben ſeiner ungemeinen Kraft (denn er hat eine eiſerne Kette wie Bindgarn zerreißen können), wie auch ſeiner Unerſchrockenheit und Tapferkeit, hat er ihm gleich ein Schiff untergeben und hernach den Oberbefehl über die ganze Verbrüderung mit ihm getheilt. Und weil der neue Genoß, der ſeinen adligen Namen abgelegt, ſo ganz unmenſchlich trinken konnte, daß er die vollen Becher immer in einem Zuge ohne abzuſetzen hinunterſtürzen konnte und dies Becherſtürzen täglich unzählige Male wiederholte, ſo nannte man ihn den Becherſtürzer, oder Plattdeutſch Störtebeker.

Als die Raubgeſellen einſtmals die Nordſee recht rein geplündert hatten, fuhren ſie nach Spanien, um dort zu rauben. Störtebeker und Godeke Michels machten wie immer gleiche Theile der Beute, nur die Reliquien des heiligen Vincentius, die ſie aus einer Kirche genommen, behielten ſie für ſich und trugen ſie ſeitdem unter ihrem Wams auf der bloßen Bruſt. Und daher iſt's gekommen, daß ſie hieb- und ſchußfeſt geweſen ſind; kein Schwert und Dolch, keine Armbruſt, Büchſe oder Karthaune hat ſie je verwunden, geſchweige denn tödten können — ſo ging die Sage.

Und nach ihrer Vertreibung aus der Oſtſee haben ſie von ihren Schlupfwinkeln auf Rügen und andern Orten laſſen müſſen. Darauf haben ſie aber in Oſtfriesland gute Freunde gewonnen und dort ihren Raub bergen und verkaufen können. Sonderlich bei Marienhaven haben ſie viel verkehrt und daſelbſt giebt's noch viele Erinnerungen an Störtebeker. Der Häuptling, Keno tben Broeke, wurde ſein Schwiegervater, denn die ſchöne Tochter deſſelben verliebte ſich in den kühnen mäch-

tigen Mann und folgte ihm auf ſein Schiff und in ſein ſchwankend' Reich.

Wenn Störtebeker Gefangene machte, die ein Löſegeld verſprachen, ſo ließ er ſie leben. Waren ſie aber arme Teufel und alt oder ſchwächlich dazu, ſo wurden ſie gleich ohne Weiteres über Bord geworfen. Erſchienen ſie ihm jedoch tüchtig und brauchbar, ſo machte er erſt eine Probe mit ihnen. Wenn ſie nämlich ſeinen ungeheuren Mundbecher voll Weins in einem Zuge leeren konnten, dann waren ſie ſeine Leute, dann nahm er ſie als Geſellen an. Die es aber nicht konnten, die wurden auch abgethan.

Störtebeker und Godeke Michels haben auch zuweilen Reue über ihr Leben gefühlt. Und deshalb ſoll Jeder von ihnen dem Dom zu Verden ſieben Fenſter, zur Abbüßung ihrer ſieben Todſünden, geſchenkt haben; das Störtebeker'ſche Wahrzeichen, zwei umgeſtürzte Becher, iſt in einem dieſer Fenſter angebracht. Auch Brodtſpenden an dortige Arme haben ſie geſtiftet. Und hierin finden Viele eine Beſtätigung der Angabe, daß Beide Verden'ſche Landeskinder geweſen ſeien.

Ao. 1400 nun ließen die Hanſen eine Flotte nach Oſtfriesland gehen, um dem Unweſen zu ſteuern. Die Hamburger Schiffe befehligten die Rathsherren Albert Schreye und Johann Ranne. Sie beſiegten die dort liegenden Vitalianer, erſchlugen viele Raubgeſellen und übten Standrecht an den Gefangenen. Dann eroberten ſie Stadt und Burg Emden, und legten Hanſiſche Beſatzung hinein. Auch Keno then Brooke mußte ſeine Burg zu Aurich abtreten, weil er's, gegen frühere Zuſage, doch wieder mit Störtebeker gehalten hatte, und mußte dann nach Lübeck gehen, ſich zu entſchuldigen beim Hanſatage.

Nun heißt es: wie die beiden Hamburgiſchen Rathsherren ſo eben den neuen Friedensvertrag mit Keno abgeſchloſſen

und die Halle verlaſſen hätten, da ſei Störtebeker aus ſeinem Verſteck hereingetreten, und habe ſich mit dem alten Keno über die Hamburger Herren luſtig gemacht, die ſich wieder von ihnen anführen ließen. Indem aber ſei Herr Nanne, der ſeine Handſchuhe vergeſſen gehabt, unverſehens in die Halle zurückgekommen, und habe die neue Verrätherei gemerkt. Darum ſei auch alsbald der Krieg wieder ausgebrochen.

In der That hat noch in demſelben Jahre die Hanſiſche Flotte einen neuen Sieg über die Vitalianer erfochten, wobei ihrer 80 geblieben, 30 aber gefangen und in Hamburg am Grasbrook enthauptet worden ſind. Der Nachrichter hat 8 ß für jeden Kopf erhalten, ſein Knecht aber 20 ß fürs Einſcharren der Leiber. Die Köpfe wurden auf Pfähle geſteckt. Eben ſo gewiß iſt's, daß 1401 wiederum die Hamburgiſchen Schiffe unter den Rathsherren Nicolas Schecke und Hinrich Jenneſeld den Seeräubern in der Weſer eine Niederlage beigebracht, und 73 Gefangene gemacht haben, welche (ſo viele ihrer nicht unterwegs an ihren Wunden verſtorben waren) ebenfalls am Grasbrook enthauptet worden ſind.

Aber ſo lange Störtebeker und Godeke Michels am Leben waren, durfte man im Kampfe nicht nachlaſſen. Darum wurde 1402 aufs Neue eine Hamburgiſche Flotte ausgerüſtet unter dem Oberbefehl der eben genannten Rathsherren. Das Hauptſchiff hieß "die bunte Kuh," oder wie es in einem alten Volksliede genannt wird: "die durch das Meer brauſende bunte Kuh aus Flandern mit den ſtarken Hörnern." Dies Schiff befehligte der Eigenthümer deſſelben, ein junger Kriegsheld, der ſich unſterblichen Ruhm bei den Hamburgern erworben hat: Simon von Utrecht.

Die Vitalianer lagen bei Helgoland, wo ſie auf die Hamburger Englandsfahrer lauerten, welche nun von den Kriegsſchiffen begleitet in See ſtachen.

Gegen Dunkelwerden näherte ſich die Hamburgiſche Flotte. Es heißt: da wäre ein Blankeneſer Fiſcher in ſeiner Jolle heimlich an das Hintertheil des größten der Piratenſchiffe gekommen, und hätte geſchmolzenes Blei in die Angelröhre des Steuerruders gegoſſen, wodurch dieſes feſt gelöthet, alſo unbrauchbar gemacht ſei.

Am andern Morgen aber begannen die Hamburger den Kampf; das alte Volkslied ſagt, der Kampf habe drei Tage und drei Nächte gedauert; jedenfalls erſt nach langer verzweifelter Gegenwehr Störtebeker's und ſeiner Genoſſen (welche das ihnen als Gefangenen bevorſtehende Loos zu gut kannten, um nicht ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen), neigte ſich zuletzt ein vollſtändiger Sieg auf die Seite der Hamburger.

Die "bunte Kuh" unter Simon von Utrecht verrichtete Wunder der Tapferkeit; ſie ging "brauſend durch die wilde See" und rannte mit "ihren ſtarken Hörnern" gleich das erſte Piratenſchiff ſo kräftig an, daß deſſen Vorder-Caſtell zerbarſt. Das Nähere von Simon's und der übrigen Hamburger Thaten iſt uns nicht aufgezeichnet, nur der glorreiche Erfolg dieſes Gefechtes. Ein Theil der Feinde entfloh bei Zeiten; viele der Piraten waren erſchlagen oder in's Meer geworfen; ihre Schiffe wurden mit reichen Ladungen an Tuchen, Wachs, Baumwolle u. ſ. w. erbeutet; als höchſter Siegespreis aber durfte die Gefangennehmung des unverwundbaren Störtebeker's gelten, der mit einem Unterbefehlshaber Wichmann und 70 Gemeinen in die Hände der Hamburger fiel.

In Hamburg machte man, kraft des vom Kaiſer verliehenen Blutbannes über Seeräuber, kurzen Proceß mit den Gefangenen. Störtebeker ſaß in einem Keller des Rathhauſes, der, ſo lange daſſelbe geſtanden hat, "Störtebeker's Loch" genannt worden iſt. Die Sage erzählt: als man ſein Todesurtheil ihm verkündet, hat er nicht gern daran gemocht, und hat für

Leben und Freiheit dem Rath eine goldene Kette geboten, so lang, daß man den ganzen Dom, ja die Stadt damit umschließen könne; die wolle er aus seinen vergrabenen Schätzen herbeischaffen. Der Rath aber hat solch' Anerbieten mit Entrüstung von sich gewiesen und der Justiz freien Lauf gelassen.

Schon folgenden Tags fand die Hinrichtung auf dem Grasbrook statt. Das Volkslied sagt, daß diese 72 wilden verwegenen Gesellen, die ihrer Bitte gemäß, im besten Gewande gar stattlich und mannhaft hinter Trommlern und Pfeifern in den Tod geschritten, von den Weibern und Jungfrauen Hamburgs sehr beklagt seien. Der Scharfrichter Rosenfeld enthauptete sie und steckte ihre Köpfe auf Pfähle hart am Elbstrande.

Der Sage nach durchsuchten die Hamburger Störtebeker's Schiff besonders eifrig nach seinen ungeheuren Schätzen. Außer einigen Pokalen und anderem Geräth fanden sie aber anfangs nichts, bis endlich ein Zimmermann, der mit der Art zufällig gegen den Hauptmast schlug, eine Höhlung darin entdeckte, welche voll geschmolzenen Goldes war. Von diesem Schatze wurden die beraubten Hamburger Bürger entschädigt, und die Kosten des Kriegszuges bezahlt, von dem Ueberrest aber, so heißt es, ließ der Rath eine schöne goldene Krone für St. Nicolai-Kirchthurm anfertigen; als um 1500 dieser Thurm abgebrochen wurde, da soll die Krone auf den St. Catharinen-Thurm gekommen sein, der allerdings um 1602 schon eine Krone getragen hat, aber keinenfalls die jetzige, die erst 1656 vom Oberalten Hermann Rentzel geschenkt worden ist.

Aber noch war Gödeke Michels mit dem Rest der Vitalienbrüder zu vertilgen. Gleich nach Störtebeker's Hinrichtung liefen die Hamburger wieder in die Nordsee, um ihr Werk

zu vollenden. Wiederum war es Simon von Utrecht auf ſeiner bunten Kuh, dem nach den alten Berichten der Preis auch dieſes Seezuges gebührt, der mit völliger Niederlage der Piraten endete. Unter den 80 nach Hamburg gebrachten Gefangenen war Godeke Michels mit ſeinem Unterhauptmann Wigbold, einem gelehrten Magiſter der Weltweisheit, der ſeinen Stand auf dem Roſtocker Katheder mit dem Schiffscaſtell vertauſcht hatte.

Auch dieſe 80 Seeräuber wurden ebenſo wie ihre früheren Spießgeſellen auf dem Grasbrook enthauptet. Das Volkslied ſagt ungefähr:

Der Vöttel, der hieß Roſenfeld,
Der hieb ſo manchen ſtolzen Held
Zu Tod' mit friſchem Muthe;
Er ſtund wohl in geſchnürten Schuh'n
Bis an die Enkel im Blute.

Die Sage geht noch weiter. Als der Ehrbare Rath, welcher der Hinrichtung beigewohnt, die ſchwere Arbeit des Scharfrichters wahrgenommen, da habe er ihn nach Vollendung derſelben theilnehmend gefragt: ob er ſehr ermüdet ſei? Darauf ſoll Roſenfeld gar grimmig gehohnlacht und trotzig geſagt haben: es ſei ihm nie wohler geweſen, und habe er genug Kraft, um noch den ganzen Rath ebenfalls zu köpfen! wegen welcher höchſt verbrecheriſchen Antwort E. E. Rath ſehr entſetzt geweſen ſei und den Kerl ſofort habe abthun laſſen.

Störtebeker's Andenken haben noch verſchiedene in Hamburg als Curioſitäten und Merkwürdigkeiten aufbewahrte Dinge friſch erhalten. Eine kleine Flöte oder Pfeife, mit der er auf dem Schiff im Sturm oder Kampf ſeine Signale gegeben, ſoll früher nebſt dazu gehöriger ſilberner Halskette in der Kämmerei geweſen ſein. Eine 19 Fuß lange eiſerne Kanone (ſogenannte Feldſchlange), ſo wie Störtebeker's

Harniſch, hat man im vormaligen Zeughauſe bewahrt. Das Richtſchwert Meiſter Roſenfeld's kann noch jetzt im Arſenal des Bürger-Militairs geſehen werden. Eine kleine Holzfigur, einen Neger darſtellend, zeigte man als "Störtebeker's Pagen" in der Schiffer-Geſellſchaft; beim Brande von 1842 iſt ſie abhanden gekommen.

Als größte Merkwürdigkeit Hamburgs aber und als zweites Wahrzeichen der Stadt (das erſte und älteſte war der Eſel mit dem Dudelſack im Dom) galt der ſogenannte Störtebeker, ein ſilberner Becher, aus dem er getrunken haben ſoll. "Wer nach Hamburg kommt, und ſollte nicht in die Schiffer-Geſellſchaft gehen, damit er aus Störtebeker's und Godeke Michels Becher trinke, und ſeinen Namen in das bei dem Becher befindliche Buch ſchriebe, der wäre nicht in Hamburg geweſen," heißt es in einem alten Buch, betitelt: die luſtige Geſellſchaft. Auf dem Becher, der etwa 1½ Elle hoch iſt und vier Bouteillen faßt, iſt eine Seeſchlacht dargeſtellt, die mit dem andern Bildwerk darauf Störtebeker's Leben andeuten ſoll. Er iſt aber, wie ſchon die darauf eingegrabenen ſchlechten Hochdeutſchen Verſe lehren, ſpäter angefertigt, und ſicher nicht von ihm gebraucht geweſen. Er befindet ſich jetzt im Schiffer-Armenhauſe.

Uebrigens ſcheint Herr Nicolas Schocke bald nach jenen Siegen eine Wallfahrt nach St. Jacob von Compoſtella gemacht zu haben, wenigſtens empfing er hierfür eine Summe Geldes aus der Stadtcaſſe. Ob er den Dank der Stadt Hamburg an jenem hochgefeierten Heiligthum darbringen, ob er damit ein Gelübde erfüllen, oder ob er etwa die be Störtebeker und Godeke Michels gefundenen Reliquien des heiligen Vincenz nach Spanien zurückbringen ſollte? darüber findet ſich nichts aufgezeichnet.

Daß Störtebeker's Beſiegung für ein höchſt denkwürdiges Ereigniß geachtet wurde, beweiſ't auch, daß eine Medaille mit ſeinem Bildniß und paſſender Inſchrift geſchlagen wurde. Als ſein Portrait hat man Jahrhunderte lang einen oft vervielfältigten alten Kupferſtich mit grimmigen Geſichtszügen bewundert, der indeſſen nach neuen Forſchungen für unächt gehalten wird.

Das alte "Störtebeker-Lied" wurde noch vor 150 Jahren vielfach im Volke geſungen. Seitdem iſt der Held der Vitalianer und ſein Ende noch oftmals als Gegenſtand dramatiſcher Werke, in Opern und Trauerſpielen, eben dadurch aber in noch größerem Maaße auch Hamburg verherrlicht.

Das oft erwähnte Volkslied ſchließt etwa ſo:

O Hamburg, du gewannſt den Preis!
Die Räuber all' ſind Haufenweiſ'
Durch deinen Sieg geſtorben.
Die gold'ne Kron' gebühret dir,
Den Ruhm haſt du erworben!

---

45. Simon von Utrecht.

(1400—1437.)

Von den Heldenthaten des tapfern Schiffshauptmanns Simon von Utrecht gegen die Piraten der Nordſee haben wir eben vernommen. Die Stadt Hamburg hat ſich ihm aber auch dankbar bewieſen und ihn bei ſeinen Lebzeiten wie nach ſeinem Tode immerdar in hohen Ehren gehalten. Vermuthlich ſtammte er aus den Niederlanden und war ſchon vor 1400, in welchem Jahre er das Bürgerrecht gewann, hier eingewandert. Ob er mit ſeinem Schiffs-Eigenthum auch Kaufmannſchaft verbunden habe, iſt nicht gewiß zu ſagen; er wohnte, wenigſtens in den ſpäteren Jahren, im Nödingsmarkte. Nachdem er ſich nun

auch durch Werke des Friedens verdient gemacht hatte, ist er 1425 in den Rath gewählt und 1433 sogar Bürgermeister geworden. Und in dieser obrigkeitlichen Eigenschaft sehen wir ihn nicht nur auf Hansatagen thätig, sondern alsbald auch wieder auf dem Kriegsschauplatze. Er machte den Hansischen Seezug gegen die Dänischen Inseln und Flensburg (1428) mit; und 1432—1433 befehligte er die Hansische Flotte, welche gegen die räuberischen Strandfriesen geschickt wurde. Er schlug dieselben zur See, zwischen der Weser und Ems, und darnach auch zu Lande, indem er ihr Raubnest, die Seebaldsburg, zerstörte, und nach den glücklichen Siegen bei Norden und Lütetsburg, die Hauptstadt Emden einnahm, woselbst fortan ein Hamburgischer Rathsherr als Statthalter regierte.

Als Herr Simon von Utrecht hierauf nach Hamburg zurückgekehrt war, da wurden ihm von seinen Mitbürgern die höchsten Ehren erwiesen, die es in einer freien Stadt giebt; er wurde nämlich zum Bürgermeister erwählt, und zwar zu einem außerordentlichen oder Ehren-Bürgermeister, denn die vier verfassungsmäßigen Plätze waren insgesammt besetzt; und die hierin liegende noch höhere Auszeichnung ist nach ihm Niemandem wieder zu Theil geworden.

Im Jahre 1437, als er das Ende seines thatenreichen Lebens nahe fühlte, machte er ein Testament, worin er, abgesehen von einigen Messen und Armenspenden, eine gewisse jährliche Summe zu den Unterhaltungskosten der Hamburger Kriegsschiffe verordnete, womit also der alte Seeheld noch sterbend seinen Patriotismus in einer seinem größten Wirkungskreise entsprechenden Art bewährt hat. Im Receß von 1570 wird dieser Stiftung von den Bürgern gedacht.

Am 14. October 1437 ist er gestorben und in der Nicolaikirche bestattet. Daneben wurde sodann ein Denkstein zu seiner Ehre eingemauert, welcher aus dem Brande von 1842 glücklich

gerettet iſt. Er zeigt oben das Wappen Simon von Utrecht's: ein großes dreimaſtiges Seeſchiff mit einer Thierfigur am Spiegel, ohne Zweifel die berühmte "bunte Kuh;" ein Schwan zieht das Schiff durch die Wellen; oben auf dem Helm des Wappenſchildes iſt ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln. Darunter folgt eine kurze Inſchrift in Lateiniſchen Verſen, welche auf ſeine Beſiegung der Piraten hinweiſ't und die Nachwelt ermahnt: den großen Thaten der Vorfahren nachzueifern, damit der Ruhm der Stadt nicht ſinke.

Im Jahre 1566 gedachte die St. Nicolai-Kirchenbehörde das Grab, darin Herrn Simon's Gebeine ruhten, zu verkaufen, da ſchon über Menſchen Gedenken daſſelbe nicht geöffnet und kein Erbrecht daran geltend gemacht war. Ob noch Nachkommen von ihm lebten, wußte man nicht — vielleicht wußten die etwas ſpäter als Vicare vorkommenden Johann und Georg von Utrecht nichts über ihre etwanige Abſtammung von Herrn Simon — genug, das Grab wurde an Hinrich Rheder verkauft. Kaum aber erfuhr der Senat dieſen Handel, als er ſeine Aufhebung anordnete, "dewile Herr Simon von Utrecht dar in begraven is, de ſo veelfaltige Deenſte düſſer guden Stadt erläget hett." Im Jahre 1661 aber, nachdem in wieder verſtrichenen 100 Jahren kein Menſch Anſprüche an das Grab gemacht — der um 1612 vorkommende Adrian von Utrecht, ein heimlicher Tiſchler, hatte wohl nicht daran gedacht — da iſt das Grab an Herrn Jürgen Kellinghuſen, derzeit Jurat der Kirche, für 150 ℛ unter der Reſervation verkauft, ſogleich davon abzuſtehen, wenn irgend Jemand Einſprache erheben würde.

46. Die Cäcilienabend-Fluth.

(1412.)

Ao. 1412 am Cäcilien-Abend iſt zu Hamburg und in allen Landen der Unterelbe bis zur See ein ſo gewaltiger Sturm geweſen, wie niemalen erlebt. Und davon entſtand eine unermeßliche Waſſerfluth, aller Orten brachen die Deiche durch und die Waſſer überſchwemmten alle Marſchen und riſſen die Häuſer weg und verheerten die Felder und thaten unſäglichen Schaden. Und was an Pferden, Ochſen, Kühen, Schweinen und anderm Vieh umgekommen iſt, das iſt nicht auszurechnen; ſind doch zuſammen an 30,000 Menſchen, alt und jung, reich und arm, elendiglich in den Fluthen ertrunken. Das war ein Strafgericht Gottes, wie der Art kaum je zuvor und nachmalen keins wieder, vielleicht den ſchwarzen Tod ausgenommen. Denn wenn auch Ao. 1470 in der heiligen drei Königs-Nacht bei abermaligem Sturmwetter aus Nordweſt das Elbwaſſer ſo anſchwoll, daß es faſt eine Elle höher geſtanden, als am Cäcilien-Abend, und auch großes Unglück angerichtet an Häuſern, Menſchen und Vieh, ſo iſt's doch nicht ſo furchtbar geweſen, denn damals. Und der Cäcilien-Abend wurde ein Abſchnitt in der Zeitgeſchichte, darnach man rechnete und die Jahre zählte, etwa wie die älteren Leute im Volk gegenwärtig alles nach der Belagerung von 1814 bemeſſen.

---

47. Hamburger Treue.

(1417.)

Ao. 1417 waren die Grafen und Herzöge von Holſtein und Schleswig mit König Erich von Dänemark in offenbare Fehde gerathen, und von demſelben, der bereits Gottorp be-

lagerte, hart gedrängt. Da nun den Fürſten der Hamburger Beiſtand ſehr wünſchenswerth erſchien, ſo kam Graf Heinrich in Perſon nach Hamburg gereiſ't, um Hülfsvölker zu erbitten. Der arme Herr konnte nicht reiten und nicht ſchreiten, denn er war grade arg mit der Gicht geplagt, erſchien alſo in einem Wagen und ließ vorm Rathhauſe ſtille halten. Da er nun nicht abſteigen und ins Rathhaus gehen konnte, ſo kam auf ſeines Begleiters Herrn von Brockdorfs Anſuchen, E. E. Rath zum Grafen an den Wagen hinaus. Daſelbſt verſammelten ſich auch alsbald die vornehmſten Bürger und unzählige aus dem Volke, welche insgeſammt der wichtigen Staats-Verhandlung beiwohnten, die dergeſtalt, nach Art unſerer älteſten Vorfahren, unter Gottes freiem Himmel gehalten wurde.

Der Graf gab nun zuvörderſt ſeine große Noth beweglich zu verſtehen und forderte die Hamburger auf, ihn, ihren Freund und Bundesgenoſſen, in dräuender Gefahr nicht zu verlaſſen, ſondern ihm beizuſtehen, ſeines Hauſes Recht zu behaupten. E. E. Rath, welchem zwar des guten Fürſten Mißgeſchick ſehr zu Herzen ging, glaubte dennoch, als Hüter des Gemeinwohls, dagegen erinnern zu müſſen, daß Hamburg kraft ſeiner Privilegien von allen Kriegspflichten und Zuzügen gänzlich befreiet ſei, weshalb die Stadt keine höchſt präjudicirliche Ausnahme davon machen dürfe.

Da nun die umſtehenden Bürger dies Wort des Rathes vernahmen und erſahen, wie Graf Heinrich dazu ein betrübt Geſicht machte, da erhuben ſie ihre Stimme laut gegen den Rath, und Etliche traten vor und ſprachen: Es bringe ihnen keine Ehre, dem Grafen den Zuzug zu weigern; man müſſe den Rath zwingen, dem Grafen in ehrlicher Fehde zu Schutz und Trutz beizuſpringen. Andere redeten zu demſelben Ziele klüglich und ſprachen: Privilegia ſeien gut und nützlich, wenn aber Der, welcher ſie gegeben, ſelber in der Feinde Gewalt

gerieth, was dann deſſen Privilegia noch nützen könnten? da ſeine Feinde ſie ſchwerlich achten würden. Und Andere riefen noch lauter, daß Hamburg dem edeln Hauſe der Schauenburger gar viel verdanke, daß des Grafen Heinrich Ahnherr Adolf der Stadt die Freiheit gegeben und ſeine Nachfolger nicht minder ſich verdient gemacht hätten; und daß es eine ſchlechte Sache wäre, wenn ſie den Enkel verlaſſen ſollten, da ſie doch Treue und Anhänglichkeit dem erlauchten Stamme beweiſen möchten. Und ſetzten alſo dem Rathe ſtark zu, daß er Hülfe verſprechen möge, ſie wären willig und bereit dazu, dem Schauenburger Hauſe in Noth und Gefahr treu zu bleiben.

Und der Graf ſtund auf im Wagen und grüßte dankend nach allen Seiten hin, wo ſeine treuen Fürſprecher ſtanden und war bewegt in ſeinem Sinn und ſagte nur "habet's Dank, ihr lieben Männer und guten Freunde, habet's Dank!" Und der Rath beſann ſich auch nicht lange mehr, und da er der Bürger Vollbord ungefordert dazu erlangt hatte, ſo ſagte er mit Freuden dem Grafen Geld und Kriegsvolk zu.

Vorher aber ließ er, von ſtadtväterlicher Ein- und Fürſicht getrieben, den Grafen einen Revers unterſchreiben, daß dieſer kriegeriſche Zuzug den Privilegien der Stadt keineswegs zum Nachtheil gereichen ſolle.

Darnach rüſteten die Hamburger und ſchrieben dem Könige Erich einen Abſagebrief, worüber derſelbe ſich ſehr entſetzte (wie die Chronik berichtet), und da auch bald darauf 600 Hamburger Schützen gen Gottorp zum Entſatze kamen, ſo hob er eilends die Belagerung auf. Die Hamburger aber, welche neue Mannſchaft von ihrer Stadt erhalten hatten, zogen ihm nach, eroberten Tondern und viele Jütländiſche Städte und hielten ihr Wort, das ſie dem Grafen gegeben, ehrlich, wie gute Deutſche Männer, obſchon der Krieg noch etliche Jahre

bis 1423, dauerte, worauf aber ſchon 1426 ein neuer Krieg ausbrach.

48. Ein glückliches Kriegsjahr der Hamburger.

(1429.)

„Zur Zeit als König Erich von Dänemark ſich noch heftig mit den Herzogen zu Schleswig und Grafen zu Holſtein befehdete, und die Hamburger ſelbigen ihren Beiſtand zugeſagt hatten, rüſteten ſie auf eigne Fauſt und Ebenteuer 12 groſſe Schiffe aus, die bemannten ſie ſtark und ließen ſie in See laufen, allwo ihnen die groſſe Däniſche Flotte begegnete. Die Hamburger, ob ſie wohl nicht gleich ſtark waren, griffen ſie doch die Dänen mit freiem Gemüthe an, und ſegelten ihnen gleich anfangs drei Schiffe in den Grund mit Allem, was darinnen war. Mit den übrigen hielten ſie ein blutig Treffen und überwanden ſie. Der Mehrentheil von den Dänen ward erſchlagen, die andern gefangen; viele löſ'ten ſich unterwegs, die wurden an den Eilanden ausgeſetzt; und noch 120 brachten ſie heim nach Hamburg, denen ſchätzten ſie ein groſſes Löſegeld ab.“ So berichtet eine alte Chronik zum Jahre 1429, ohne die Namen der tapfern Anführer zu nennen.

In demſelben Jahre waren die Hamburgiſchen Waffen auch zu Lande ſiegreich. Herzog Erich von Sachſen-Lauenburg hegte in ſeinem Lande viele Straßenräuber, die Hamburgs und Lübecks Handel empfindlich ſchadeten. Nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Herzoge und nach erklärter offener Fehde ließen beide Städte marſchiren. Unter den Bürgermeiſtern Jordan Pleskow von Lübeck und Heinrich Hoyer von Hamburg kamen 3000 Mann zu Fuß und 800 Reiter vor Bergedorf, dem hauptſächlichſten Aufenthalte der Raubgeſellen. Das Städtchen wurde nach kurzem Kampfe genommen

und niedergebrannt. Die ſtark befeſtigte Burg leiſtete dagegen mehr Widerſtand. Vier Tage lang wurde ſie belagert, berannt und mit Büchſen und Steingeſchoſſen vergeblich beſtürmt. Ein heimlicher Weg, welcher von der Burg aus unter den Waſſergräben ins Freie führte (um der Beſatzung nothfalls die Flucht zu ſichern), wurde entdeckt und beſetzt. Dann am fünften Tage brachten die Städter Stroh, Pechtonnen, Salpeter und Pulver unter die Außenwerke, und zündeten ſolche Dinge an. Während nun dadurch ein Theil der Wälle verwüſtet wurde und die Beſatzung des Qualms wegen ſich in die innere Burg zurückziehen mußte, erſtiegen die Städter die Wälle, und zwangen die Beſatzung zur Uebergabe, worauf die Bürgermeiſter die Fahnen und Standarten beider Städte von der eroberten Veſte wehen ließen. Sodann eroberten ſie auch die Riepenburg an der Elbe, und die Burg zu Kuddewörde, welche letztere ſie ſofort ſchleiften. Und noch weiter würden die Hamburger und Lübecker ihren Krieg gegen die Raubſchlöſſer fortgeſetzt haben, wenn nicht die benachbarten Fürſten um Waffenſtillſtand gebeten hätten. Zu Perleberg wurde dann der Frieden vermittelt, und den Städten die eroberten Veſten Bergedorf und Riepenburg, ſammt den dazu gehörigen Vier-Landen: Curslak, Alten- und Neuen-Gamme und Kirchwärder, eigenthümlich zugeſprochen. Alſo ſind Hamburg und Lübeck in den Beſitz des beiderſtädtiſchen Amts Bergedorf gekommen.

19. Johann Klepe.

(1427.)

Nachdem 1426 zwiſchen den Holſteiniſchen Grafen und dem König Erich von Dänemark aufs Neue ein Krieg ausgebrochen war, trat Hamburg auf die Seite der Grafen,

und widerſtand mit ihnen ſiegreich vor Schleswig und Gottorp dem Däniſchen Heere, welches ſodann das Land räumte, als auch die Hanſiſchen Oſtſeeſtädte dem Könige abſagten. Im Vorjahre 1427 griffen deren Schiffe die Dänen auf ihren Inſeln an, während die Landtruppen, Holſteiner, Lübecker und Hamburger, bis Flensburg vordrangen und dieſe feſte Stadt belagerten, welche aber ſtarken Widerſtand leiſtete, weshalb um Oſtern von Hamburg noch eine anſehnliche Verſtärkung junger Kriegsleute zu Fuß wie zu Roß unter dem Rathsherrn Johann Kletze, als Hauptmann, eintraf, und ein beſonderes Lager aufſchlug.

Johann Kletze war ein ſehr tapferer, muthiger Mann, dem es unleidlich war, noch länger auf Erſtürmung der Stadt zu harren. Aber die Grafen, die den Oberbefehl führten, verboten den Angriff, da ſie noch andere Hülfstruppen erwarteten. Ungeduldig über den Verzug und das müſſige Leben im Lager, brennend vor Thatenluſt und begierig nach Ruhm und Ehre, faßte Johann Kletze den Vorſatz, die Erſtürmung der Stadt zu erzwingen und ſelbſt der Erſte auf den feindlichen Mauern zu ſein. Am Abend vor dem Himmelfahrtsfeſte (den 28. Mai) ſpendete er ſeinen Leuten einige Tonnen Hamburger Biers, theilte ihnen ſein Vorhaben mit, und indem er beim Anbruch der Nacht die Stadt mit glühenden Pfeilen und Bolzen beſchießen ließ, führte er ſie zum ſchnellen Ueberfall und Sturm gegen die Stadt; die jungen Krieger, eben ſo kühn und unbeſonnen wie ihr Anführer, folgten ihm gern.

Das plötzliche Getöſe aber hatte das ganze Lager erweckt; man rüſtete und wappnete ſich, einen Ueberfall der Dänen vermuthend; und ſchneller als die Uebrigen eilte der ritterliche Graf Heinrich herbei, ein ächter Schauenburger, der wollte im Kampfe nicht der Letzte ſein, und an ſeinen Großvater,

Iſern Hinrik, denkend, flog er den Hamburgern und ihrem Hauptmann voraus, entriß einem Landsknecht die Sturmleiter und erſtieg mit blankem Schwerte die Mauer. Aber auch die Däniſche Beſatzung war wach geworden und hatte an den glühenden Pfeilen die Richtung des Angriffs wohl erkannt, darum, als Graf Heinrich die Mauer faſt erſtiegen hatte, traf ein ſo gewaltiger Lanzenſtoß des Fürſten Bruſt, daß er todtwund zur Erde fiel, worauf auch das tollkühne Unternehmen des Johann Kletze gänzlich verunglückte.

Graf Heinrich war in ſein Gezelt getragen, wo er nach wenig Stunden ſeinen Heldengeiſt aufgab. Er war kaum 30 Jahre alt geworden, und Jedermann hatte ihn geehrt und geliebt, weil er ein ſo edler und tapferer als freundlicher und milder Herr geweſen. Als ſein Tod im Lager ruchtbar wurde, herrſchte allgemeine Beſtürzung und Trauer. Der Lübiſche Burgermeiſter gab nun die Sache verloren, und trotz aller Gegenrede des Grafen Adolf, der die Belagerung fortſetzen wollte, ſchifften die Lübecker ſich ein und ſegelten nach Hauſe. Da meinten die Hamburger, nun wäre ihres Bleibens auch nicht länger dort, zumal ſie und ihr Hauptmann Kletze von allen Holſteinern als die Urſache des ganzen Unglücks und des Todes ihres edlen Grafen ſcheel angeſehen wurden. Darum folgten ſie dem unſeligen Beiſpiele der Lübecker und zogen ab und heim, worauf die übrigen Bundesgenoſſen auch nicht länger blieben und die Belagerung aufhoben.

Und bald darauf im Juni-Monat hatte auch die Hanſiſche Flotte, befehligt von den Burgermeiſtern Tidemann Steen von Lubeck und Henrich Heyer von Hamburg, Unglück gegen die Däniſchen und Schwediſchen Schiffe, vorzüglich, weil die Lubecker den Angriff der Hamburger ſchlecht unterſtützten. Die Burgermeiſter und der Hamburger Rathsherr Johann Beß wurden ſogar gefangen nach Copenhagen geführt, und

der Verluſt an Schiffen und Ladungen war ſehr groß. Erſt nach fünf Jahren konnten Hoyer und Voß ausgelöſ't werden, und Tidemann Steen wurde in Lübeck drei Jahre im Thurme und lebenslang in ſeinem Hauſe in Haft gehalten.

In Hamburg war über dieſe Verluſte die Trauer groß. Aber auch der Zorn gegen die, welche ſie verſchuldet hatten. An Tidemann Steen konnte man nicht kommen, aber Johann Kletze mußte ſeine Ungeduld ſchwer büßen. Er wurde in die Frohnerei geſetzt und peinlich verklagt. Zwar war die Anſchuldigung des Verrathe, welche der von den Bürgern erwählte Sechsziger-Ausſchuß gegen ihn erhob, völlig grundlos, und keine Qual der Folter, auf die man ihn warf, erzwang dem Unglücklichen ein Bekenntniß. Aber dennoch gab die bei einem Kriegshauptmanne nicht zu rechtfertigende Unbeſonnenheit und Tollkühnheit, zumal aber ſein Handeln gegen höheren Befehl, den Sechszigern Grund genug, um das Todes-Urtheil wider ihn zu erzwingen. Am St. Antonius-Abend wurde er auf öffentlichem Markte (dem Berge) enthauptet, und ſuhnte durch mannhaftes und frommes Sterben den durch unglücklichen Erfolg ſo verderblich gewordenen Fehler ſeines Lebens.

Auch in andern Hanſeſtädten mußten die Anführer der Zuzüge für die Verluſte büßen; in Wismar wurden Burgermeiſter Johann Bankekow und Rathsherr Hinrich von Haren enthauptet, und in Roſtock entzogen ſich die vier Bürgermeiſter nur durch ſchnelle Flucht der Volksjuſtiz.

---

50. St. Ilſabe'n-Haus.

(1128.)

Obſchon der Rathsherr Johann Kletze ſein Vergehen durch den Tod gebüßt hatte, ſo war das dem frommen Gemüthe

und der ehelichen Liebe ſeiner hinterbliebenen treuen Hausfrau Geſa, des Markwart Schreye Tochter, nicht genug. Zu noch größerer Sühne ſeines Fehls bei Gott und den Menſchen, zum Gedächtniß an ſeine in der blutigen Fehde erſchlagenen Genoſſen, und um für ihren unglücklichen Herrn ſtatt des Fluches ein geſegnetes Andenken bei den Mitbürgern und Nachkommen zu erwecken, ſchuf ſie ein Werk chriſtlicher Liebe, zu welchem ſie all ſein hinterlaſſenes und ihr eigenes Vermögen nebſt den Spenden der Familie beſtimmte. Wir müſſen es ſchon rühmend preiſen, wenn Jemand im großen Glücke, von Freude getrieben, an arme Unglückliche denkt und Betrübte tröſtet. Aber in tiefſter Trauer, im weheſten Herzeleid durch chriſtliche Liebeswerke ſich empor zu richten, das iſt noch größer, noch ſchöner.

Im Jahre 1428 ſtiftete ſie nämlich ein Hoſpital am Burſtah und nannte es zu Ehren der heiligen Eliſabeth St. Ilſabe'n-Haus, und verſah es mit ſo reichen Einkünften an Brau- und Wohnhäuſern, Renten und Gülten, daß zwanzig unvermögende alte Wittwen und Jungfern nebſt vier Pflegerinnen zu ihrer Bedienung darin bequem verſorgt und unterhalten werden konnten. Und in ihrem Teſtamente vom Jahre 1443 vermachte ſie noch jeder der Ilſabe'n-Schweſtern eine milde Gabe. Zur Unterſcheidung nun von dem etliche Jahrhunderte früher zu ähnlichen Zwecken geſtifteten Hoſpital zum heiligen Geiſte nannte man im Volke dieſes auch wohl "den groeten" und das Ilſabe'n-Haus "den lütten hilligen Geeſt."

Grade 100 Jahre lang hat die Stiftung der frommen Wittwe Kletze unverändert beſtanden. 1528 in der Kirchen-Reformation wurde das Hoſpital der neuernannten Verwaltung des St. Marien-Magdalenen-Kloſters (welches kein Vermögen beſaß) untergeben. Drei Jahre darnach wurden die in letzterem noch geduldet geweſenen Mönche ausgewieſen, worauf

die Vorſteher, nämlich Ehrbare Oberalten (die auch den groeten hilligen Geeſt verwalteten), in dies leere Kloſter die ſämmtlichen Bewohnerinnen des Iſabe'n-Hauſes überſiedelten, und das letztere an den ſpäteren Rathsherrn Detlev Schuldorp verkauften. Noch Ao. 1810 hat dies Gebäude geſtanden und die Hausnummer 57 geführt.

Nach und nach veränderte ſich auch die innere Einrichtung; die aufzunehmenden Wittwen und Jungfern mußten ein gewiſſes Eintritts- oder Einkaufs-Geld entrichten, wofür ſie, außer der freien Wohnung im Kloſter, auch Feuerung und eine Leibrente erhielten. Davon hießen ſie Praebendariae oder Prövenerinnen, und ſonſt auch Kloſterſchweſtern; ihre Oberin hieß die Meſterin. In dem großen Kloſterſaale hielten E. Oberalten ihre Verſammlungen in Hoſpitals- oder Landgebiets-Angelegenheiten, bis zu unſern Tagen.

So iſt denn das jetzige St. Marien-Magdalenen-Kloſter eine Verſchmelzung zweier Stiftungen des Alterthums; das Gebäude, das ſchirmende Obdach, gewährt Adolf's IV. Gelübde in der Schlacht von Bornhöverde, die ſonſtige Lebensnothdurft: das nicht minder fromme Liebeswerk und Sühnopfer der Frau Geſa Klotze.

51. Dat lütte Rümeken.

(1429.)

Unter den vielen guten Holſteiniſchen Fürſten aus dem Hauſe Schauenburg iſt auch der Graf Otto zu nennen, welcher um 1429 zu Pinneberg auf ſeinem Schloſſe reſidirte und ſeine Herrſchaft wohl regierte. Er war ein freundlicher Nachbar unſerer Stadt und lebte mit mehreren Herren des Raths in guter Gevatterſchaft; kam auch zum Oefteren, wenn er etwa auf ſeiner Vogtei zu Ottensheim oder Ottenſen (von ſeinem

Großvater Otto alſo genannt) geweſen war, nach Hamburg herein geritten, allwo er im Rathskeller einen waidlichen Trunk liebte und gemeiniglich von etlichen Rathsherren daſelbſt bewirthet wurde. Von ihm wird nun Folgendes erzählt:

Als er einſtmals alſo da ſitzet und zecht mit den Hoch- und Wohlweiſen und iſt guter Dinge (und die Wohlweiſen trachten, wie ſie ihn noch fröhlicher machen und laſſen ihm vom Mutterfäßchen den beſten Firne-Wein zapfen), da ereignet es ſich, daß unverwuthet ſchnell die Zeit verſtrichen und die Stunde, da alle Stadtthore feſt verſchloſſen werden, vorüber iſt. Saß alſo Herr Otto in der Stadt und konnte vor Tagesanbruch nicht wieder heim. Die Hoch- und Wohlweiſen aber — vielleicht waren es Herr Bürgermeiſter Hinrich vom Berge und die Herren Erich von Tzeven, Martin Swartekopp und Simon von Utrecht, alleſammt berühmte Männer und tapfere Kriegshelden — wußten ihrem Ehrengaſte das Unglück ſo vergnüglich vorzuſtellen, daß er ſich nicht weiter darum grämte und der Einladung des Bürgermeiſters, bis zum Morgen in ſeinem Hauſe Herberge zu nehmen, gern nachkam. Als nun der Graf daſelbſt angelangt, ſiehe da ſteht eine ſaubere Tafel mit den niedlichſten Speiſen und herrlichſten Weinen zum Abendimbiß bereit, und des Bürgermeiſters Hausfrau credenzt dem hohen Gaſte den Goldpokal. Sie war eine feine ſchöne Frau und ließ es ſich angelegen ſein, den Grafen wohl zu bedienen und gemeinſam mit ihrem Herrn in fröhlicher Rede ſo gut zu vergnügen, daß er von all den guten Dingen ſchier luſtig wurde. Und als nun der reichliche Wein auch ſein Beſtes that, da iſt die ſchöne Bürgermeiſterin mit lieblichen Worten und holdſeligen Geberden den Grafen angegangen, daß er ihr doch das kleine Ländchen ſchenken möge, "dat lütte Ränneken" zwiſchen dem Millern-Thore und dem Bach, der zur Elbe läuft, weil die Hamburger Frauen gern auf der

Stadt Gebiet ihr Linnen bleichen möchten. Und da ſie ſo artig bat und der Graf ein ritterlicher Herr war, der einer bittenden Frau, zumal wenn ſie ſchön war, nichts abſchlagen konnte, er in ſeiner Vergnüglichkeit auch nicht genau ſich entſann, daß das gewünſchte kleine Räumchen eigentlich ziemlich groß ſei — ſo gewährte er das Anſuchen günſtig; und da zufällig Herr Hermann Kreyenberg, der Protonotarius, hinzu kam, und gleich eine Abtretungs-Urkunde darüber in die Feder faſſen konnte, ſo unterſchrieb der Graf Otto flugs und fröhlich den Brief und ſetzte ſein Siegel dabei, worauf der Wein nach abgethanen Staats-Geſchäften deſto beſſer mundete, bis der Graf vom Bürgermeiſter und Protonotar, nicht ohne deren thätige Beihülfe, zu Bette geleitet wurde.

Andern Morgens, als er heimkehrend über das abgetretene "lütte Rümeken" ritt, verwunderte er ſich ſehr über deſſen Umfang, aber er war ein edelmüthiger Herr, der fröhliche Schwänke wohl leiden konnte, darum lachte er über die Liſt ſeiner Gaſtfreunde, die er nun wohl verſtand, und ließ die Sache gut ſein. Und wenn er ſpäter, wie noch oft geſchah, gen Hamburg zu Weine und Biere ritt, ſo nahm er ſich beſſer in Acht, und verpaßte niemals wieder die Stunde des Thorſchluſſes, und hat auch beim Bürgermeiſter niemals wieder geherbergt, und hat der ſchönen Frau Gevatterin lächelnd geſagt: um das ganze Hamburger Linnenzeug zu bleichen, möchte ſie wohl ſeine ganze Herrſchaft Pinneberg für ein — lütteſ Rümeken anſehen und ihm förderſamſt abſchwätzen.

Alſo ſoll es gekommen ſein, daß die Stadt Hamburg den großen Raum bis an den Altonaer Grenzbach erworben hat. Und die feine Art, wie damals die weiſen Väter der Stadt für deren Vergrößerung ſorgten, wollen wir loben, und die ſchöne Bürgermeiſters-Frau dankbar preiſen — auch wenn dieſe Geſchichte nur eine Sage iſt.

32. Dithmarſcher Fehden. Martin Swartekopp und Raley Carſten.

(1430—1434.)

Im Jahre 1430 ſind die Dithmarſcher der Hamburger Feinde geworden, darum, daß dieſe kraft kaiſerlicher Privilegien jenen nicht geſtatten wollten, Korn von der Elbe anders wohin zu verſchiffen, als gen Hamburg. Daran wollten die Dithmarſcher ſich nicht kehren, aber ſtatt den Streit in Güte zu verhandeln, ſchlugen ſie gleich mit Keulen drein. Denn als im ſelbigen Jahre die Hamburger Kriegsvölker, welche die Stadt dem Herzoge von Schleswig zu Hülfe geſandt hatte, von Apenrade zu Waſſer heimkehrten und an der Dithmarſcher Küſte friedlich ans Land ſtiegen, da wurden ſie unabgeſagt von den Dithmarſchern, unter deren Häuptling Raley Carſten, überfallen, und ſind ihrer viele getödtet, noch mehrere aber verwundet und gefangen, die Hamburger Schiffe auch als gute Beute von den Frevlern behalten. Welcher Friedensbruch auf einer Tagefahrt zu Stade nicht hat vermittelt werden können, weil die Dithmarſcher trotzig geblieben ſind. Darnach im Jahre 1431 fuhren ſie vor den feſten Thurm der Inſel Neuwerk, welcher dem ſeefahrenden Kaufmann zum Beſten von Hamburg unterhalten wird. Daſelbſt hielten ſie ein Schützengefecht, brannten die Vorpforten ab, verwundeten und erſchlugen einiges Volk, raubten Vieh, Schiffe und andere Habe, und fuhren damit heim. Solchen doppelten Schimpf aber konnten die Hamburger nicht ſtecken laſſen; und da es nun eben an der Zeit war, daß die Schiffe mit Hamburger Bier beladen waren und in die See gehen ſollten, auch viele heimkehrende Hamburger Schiffe aus England und Flandern erwartet wurden, ſo rüſtete E. E. Rath etliche Schiffe und beſetzte ſie mit 600 Mann, welche die ab- und aufſegelnden

Kauffahrer convoyiren und gegen die Dithmarſcher beſchirmen, dieſelbigen aber nicht angreifen ſollten. Oberſter Patron war einer des Rathes, Herr Martin Swartekopp. Als nun die Kriegsvölker eine Zeit lang auf der Elbe gekreuzt und grade den Dithmarſchen gegenüber ankerten, ward ihnen Zeit und Weile lang, und weil ſie's für offenbares Feindesland hielten, haben einige hundert Mann einen Landgang unternommen (doch zwar ohne Herrn Swartekopp's Befehl) und einige Häuſer ausgeraubt und nieder gebrannt. Und dies deuchte ihnen gut als Vergeltung für die Dithmarſcher Friedensbrüche und Raubzüge. Aber die Dithmarſcher waren bei der Hand und kamen in groſſer Menge zuſammen, ſo daß Herr Swartekopp, um ſeine Leute zu ſalviren, mit der übrigen Mannſchaft landen und in den Kampf eilen mußte. Die Dithmarſcher waren indeß zu mächtig, und nach tapferer Gegenwehr erſchlugen ſie faſt alle Hamburger, deren nur ſehr wenige wieder zu den Schiffen kommen konnten. Auch Herr Martin Swartekopp, der ehrbare oberſte Hauptmann, wurde erſchlagen. Und ſo wilde Geſellen waren dazumal die Dithmarſcher, daß ſie Herrn Swartekopp's Magen ihm aus dem Leibe geriſſen, auf einen Spieß geſteckt und als Siegeszeichen umhergetragen haben.

Solcher Widerwille dauerte noch etliche Jahre zwiſchen den Dithmarſchern und Hamburgern, welche ſich gegenſeitig allen Tort und alles nur erdenkliche Herzeleid anthaten. Und der Haupt-Rädelsführer und Unruhſtifter bei den Dithmarſchern war einer ihrer Vögte oder Häuptlinge, Ralves oder Ralev Carſten, vom Norddeich, ein wilder und kriegeriſcher Mann mit einem ſchieſen Beine. Der ſchurte den Brand, wenn er am Erlöſchen war, und herrſchte im Lande als ein Tyrann. Und weil nun in allen ſpäteren Fehdezügen die Hamburger den Sieg davon trugen und die Dithmarſcher groſſen Schaden

litten, ſo wurden ſie darüber wie über ſein böſes grauſames Weſen mit Recht dem Ralev Carſten aufſätzig, ſo daß eine Parthei unter Ernſen Johann ihm offen entgegen trat, und die Leute Spottlieder auf ihn ſangen, z. B.:

"O Rakves Carſten, ſchevet Been,
Wo haſt du di alſo verſehn
In däſſer legen Saken;
Kumſt du mal na Meldorp hen:
Din Kopp geiht up den Staken."

Alsbald waren auch die Hamburger zur Hand, und ſandten zur Bekriegung ihres Erzfeindes, der Parthei des Ernſen Johann 800 Büchſenſchützen, unter dem Rathsherrn Cord Moller, ſo wie Kriegsbedarf aller Art. Die Hamburger zogen den Widerſachern unverzüglich auf den Hals, und ſetzten ihnen aller Orten mit offnen Gefechten wie mit Sengen und Brennen ſo erſchrecklich zu, daß ſie davor landesflüchtig werden mußten, bis die Sache durch beiderſeitige Freunde leidlich vertragen ſein würde. Das war im Jahre 1434. Und in demſelben Jahre iſt Ralev Carſten von ſeiner eigenen Frau todt geſchlagen. Andere ſagen, dies ſei 1437 geſchehen. Genug, er endete gewaltſam ſein gewaltthätiges Leben; und von ihm ſagten die Hamburger: "de ſchall't nich mehr dohn!"

---

33. Von einem geſchickten Hamburger Krüpel.

(1430.)

Wie er geheißen hat, das weiß man nicht mehr, vielleicht Krèpelin; aber ein geſchickter Menſch iſt er geweſen, der mit ſeinen zwei Füßen mehr konnte, als Mancher kann mit Händen und Füßen zuſammen. Ein Hamburger Stadtkind kann er nicht geweſen ſein, weil man binnen der Stadt von Alters her hat keine Schweine halten dürfen, ihm aber, da er noch als

Kind vor ſeiner Eltern Hauſe geſpielet, eine grimmige Sau beide Hände und die Unterarme abgebiſſen und aufgefreſſen hat. Wird alſo wohl bei St. Jürgen oder da herum gebürtig geweſen ſein. Der alſo hat früh bei ſich gedacht: zeitlebens in den Schoos die Hände legen, das kann ich nicht, denn ich hab' keine; zum Betteln ſind die Arme auch zu kurz; darum will ich ſehen, ob die Füße allein zum Gehen und Stehen gemacht ſind. Hat darauf dieſe Gliedmaaßen wacker geübt, und hat ſie ſo fix und fertig brauchen gelernt, daß er ſich damit in mehr als einer Profeſſion reichlich nähren konnte. Man ſollte glauben, höchſtens als Tanzmeiſter, wozu auch mehr gehört, als die meiſten Hamburger verſtehen, aber dies Geſchäft gab's wohl noch nicht damals, wo man bei dem Worte Tanz meiſtens an ein kriegeriſch Gefecht dachte. Er konnte auch mehr als tanzen. Denn er verſtand es, mit den Zehen die Feder zu halten und eine ſo leſerliche Handſchrift zu ſchreiben, wie ſelten ein Gelehrter; damit verdiente er ſich eine gute Schreibgebühr. Er verſtand's ferner, Bücher zu falzen und zu heften, und ſprang oftmals beim Rathsbuchbinder in die Bucht, wenn's bei dem etwa preſſirte. Und weiter verſtand er mit Pechdraht und Pfriemen umzugehen, und wurden auch juſt keine Pantöffelchen für vornehme Frauen daraus, ſo konnte er doch ſeine eignen geſchickten Füße, falls er ſie einmal zum Spazierengehen brauchen wollte, ganz anſtändig damit beſtiefeln, was freilich ſelten vorkam, da er ſie lieber nützlicher beſchäftigte; und endlich hatte er's auch gelernt, Kleider zu machen, Hoſen, Wämſer, Jacken, was man wollte, die ſchnitt er zu, die nähte und bügelte er, alles mit denſelben kunſtfertigen Füßen, die er hätte für Geld ſehen laſſen und damit ein artig Vermögen verdienen können, wenn er nicht lieber rechtſchaffen gearbeitet hätte. Noch that der geſchickte Hamburgiſche Krüppel viel ſeltſamer Arbeit mehr,

deren Andenken aber in den 500 Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, ſpurlos untergegangen iſt.

---

34. Palmſonntags-Proceſſion.

(1445.)

Wie's in katholiſchen Ländern Brauch iſt, ſo wurde auch vor alten Zeiten in Hamburg am Palmſonntage von den "Päpen und München" eine feierliche Proceſſion vorgenommen, wobei man unſers Heilandes Einzug in Jeruſalem bildlich darzuſtellen pflegte. War auch viel Pomp, Narrheit und Schalkheit mit im Spiele, ſo hatten doch, zumal Anfangs, Viele ihre Andacht dabei. Weil's ſich nun wohl traf, daß der Geſell, welcher bei ſolchem geiſtlichen Schauſpiel den Herrn Chriſtum darzuſtellen hatte, ein loſer Vogel und ſolcher Ehre unwürdig war, oder nachmals viel Geſpött darüber entſtand, ſo hielten es die Kirchenherren zu St. Jacobi für beſſer, hinfüro keinen lebenden Menſchen dazu zu nehmen. Sondern ſie ließen ein Heilands-Bild von Holz machen, größer denn ein Menſch, und ihm Antlitz und Hände wohl anſtreichen, wozu ſie dann die Geſtalt bekleideten, wie man den Herrn Chriſtum auf alten Schildereien bekleidet ſieht; und dieſe Figur ritt auf einem großen Eſel, auch von Holz und mit Eſelsfell ganz natürlich beſchlagen, mit ſtarken eiſernen Achſen unter den Füßen, alſo, daß man leichtlich das ganze Chriſtus-Bild auf dem Eſel umherziehen konnte.

Und am Palmſonntage des Jahres 1445 wurde es zuerſt öffentlich in der Proceſſion gebraucht, und wurde mit Fahnen und geſchwungenen Räucherfäßchen, bei Chorgeſang und Glockengeläute einmal rund um die Kirche gezogen, wobei unzählig viel Volk gegenwärtig war, das mit grünen Zweigen

den Zug geleitete, bis er wieder in die Kirche ging; daſelbſt wurde das Chriſtus-Bild verwahrt bis zum nächſten Jahre.

Und ſeitdem hat das Bild, ſo lange das katholiſche Bekenntniß noch in Hamburg herrſchte, alljährlich am Palmſonntage zu ſolcher Proceſſion gedient, bis zur Reformation, da wurde es in die Garvekammer der St. Jacobi-Kirche geſtellt, wo die Kirchen-Geräthe ſtanden und die Meßgewänder hingen. Aber im Jahre 1530 kam einmal ein Volkshaufen herangeſtürmt, der holte das Bild heraus, und fuhr damit unter Jubelgeſchrei auf und davon, und Niemand weiß, wohin es gekommen iſt. Sie ſagen aber, etliche wilde Geſellen hätten das Chriſtus-Bild, wie den Eſel, mit Aexten in Stücke gehauen und ſodann verbrannt, was juſt nicht zu loben iſt.

---

55. Vom Lachs-Eſſen.

(Um 1450.)

In alten Zeiten ſoll es in Hamburg einen ſolchen Ueberfluß an Lachſen gegeben haben, daß Jedermann ſie in den Flethen fangen konnte, wohin ſie ſich, wie es heißt, um deshalb gern aus der Elbe begeben haben, weil die reichen Brauer die Saie oder die Treber von dem ausgekochten Gerſten und anderen Abfall in ihre benachbarten Flethe zu ſchütten pflegten. Mit ſolchen Trebern füttert man wohl Schweine, aber da nach altem Herkommen innerhalb der Stadt keine Schweine gehalten werden durften, die Brauherren auch zu ſtolz waren, dergleichen Abfall an Vorſtädter und Bauern zu verkaufen, ſo kam's den Lachſen zu Gute, die wieder den Bürgern zu Gute kamen.

Aber Einerlei ermüdet und Allzuviel iſt ungeſund. Deshalb ſollen die Hamburger Brauer-, ſo wie ſonſtige Dienſtknechte und

Mägde bei E. H. Rathe ſich beklagt haben, daß ſie Seitens ihrer Herrſchaften gar übel mißhandelt würden durch ſchier alltägliches Lachseſſen, welches ihnen darob ſo gänzlich zuwidern geworden, daß ſie's nicht länger könnten aushalten und müßten lieber in die weite Welt laufen, wo's keine Lachſe mehr gebe. Darauf ſoll nun E. H. Rath ein billiges Einſehen gethan und verordnet haben: daß inkünftige die Herrſchaften ihren Dienſtboten nicht häufiger denn zweimal wöchentlich Lachs zu eſſen geben ſollten, womit Knechte und Mägde vergnügt waren, und von dieſer Zeit an, wenn ſie ſich vermietheten, es allemal bei der neuen Herrſchaft ſich ausbedangen, nicht mehr als zweimal wöchentlich Lachs eſſen zu dürfen. Solches ſoll auch jährlich durch die am Rathhauſe verleſene Burſprake in Erinnerung gebracht ſein.

Jetzt würden unſere Dienſtboten auch vergnügt ſein, wenn ſie zweimal wöchentlich Lachs bekommen müßten — aber die Zeiten haben ſich geändert, auch in Betreff des Lachsfangens. Das Brauweſen kam in Verfall, die Flethe boten den Fiſchen keine Saie mehr, ſie verzogen ſich in entlegnere Elbgegenden; und da Lachſe feine Naſen haben und den übeln Geruch der Stinte durchaus nicht vertragen können, ſo wurden ſie in der Elbe immer ſeltener, je mehr der Stint in Aufnahme kam.

Andere aber ſagen, das Gebot beziehe ſich gar nicht auf den friſchen Elb-, ſondern auf den geſalzenen Nordiſchen Lachs, der damals allzuhäufig von den Bergen- und Schonenfahrern eingeführt ſei.

56. König Chriſtian I. in Hamburg.

(1461.)

Im Jahre 1461 zog König Chriſtian I. von Dänemark, der erſte aus dem Oldenburger Stamme, nachdem er auch in

Schleswig und in Holstein als Herzog anerkannt war, nach Hamburg, damit die Hamburger ebenfalls ihn als ihren Landesherrn anerkennen und ihm den Eid der Huldigung schwören sollten. Welches denselben doch ganz und gar nicht einfiel. Der König kam mit großem Gefolge, mit dem Bischof Arnold von Lübeck, den Rittern und Junkern Ahlefeld, Rantzau, Poggwisch, Buchwald und Anderen. Der Rath und ein Ausschuß von 40 Bürgern empfing den König herrlich, und führte ihn aufs Rathhaus, allwo der Bischof den Vertrag that, und beiderseits etliche Stunden lang über das königliche Ansinnen hin und her tractiret wurde. Die Hamburger blieben aber fest auf ihrem guten Rechte bestehen und wichen keinen Finger breit davon ab, daß sie keines Herzogs oder Königs Unterthanen seien, folglich keinen Huldigungs-Eid leisten könnten, und zwar um so weniger, als Hamburg eine kaiserliche und Reichs-Stadt zu sein das Glück habe; erboten sich aber gern dazu, den König als Grafen zu Holstein und Stormarn anzuerkennen, ihn als ihren Freund, Bundesgenossen und Schirmherrn anzunehmen, und sich zu ihm zu halten, wie sie sich zu seinem hochseligen Herrn Ohm Adolf, dem letzten Schauenburger Grafen von Holstein, gehalten hatten. Das schien dem Könige zu wenig, und so verging der Tag fruchtlos.

Ueber Nacht aber besann sich der König eines Bessern, und als die Herren andern Tages im Rathhause wieder zusammen kamen, erklärte er sich damit zufrieden. Worauf der worthaltende Bürgermeister, Herr Detlev Bremer, im Namen des Rathes und der 40 Bürger, wie in Vollmacht der ganzen städtischen Gemeine die feierliche Annehmungs-Formel aussprach, wogegen dann der König allen anwesenden Hamburgern die Hand schüttelte, und der Stadt Freiheiten und Privilegien bestätigte.

Versteht sich, daß E. E. Rath den König und seine Herren gar wohl regalirte, und Fleisch, Fisch, Bier und Wein, wie

auch koſtbares Silbergeſchirr als Geſchenk an Se. Majeſtät überbringen ließ.

---

57. Die Hamburger mögen nicht Kreuzfahrer werden.

(1464.)

Ao. 1464 kam des Pabſtes Pius II. Botſchafter, der alle Länder der Chriſtenheit bereiſete, um die Völker zum Kriege gegen den Türken aufzurufen, auch nach Hamburg. Der verhieß großen Sünden-Ablaß Allen, die das Kreuz nehmen und wider die Ungläubigen kämpfen wollten. Aber in Hamburg gab's dafür keinen Sinn; was rechtliche gute Bürger waren, die Haus und Heerd, Weib und Kind hatten, die mochten nicht in den fernen Krieg; ihr Kreuz trügen ſie ſchon ohnehin, und ihrer Sünden Laſt würden ſie auch ſonſt ledig, ſo meinten ſie. Darum war der Zulauf derer, die das Kreuz und den Ablaß nahmen, nicht gar groß, und waren es meiſt verdorbene Geſellen oder fahnenflüchtige Landsknechte und herrenloſe Leibeigene, die gewillt waren, mit dem rothen Kreuz die Löcher ihres Wamſes und mit dem Ablaß die Blößen ihres Gewiſſens zu decken. Solch loſes Geſindel trieb der Nuntius überall auf, aber nichts Beſſeres, und als ſie abzogen, dachte Jeder: die Schächer werden das heilige Grab auch nimmer befreien; was auch nicht geſchehen iſt.

Es hat auch Keiner von den Geſellen, die damals als Kreuzfahrer aus unſern Gegenden zogen, die Heimath je wieder geſehen; manche kamen noch bis Rom oder Venedig, aber da der Pabſt zu Ancona ſtarb, lief der ganze Schwarm, der ſo bärbeißig gethan und den Großtürken ſelber hatte auffreſſen wollen, wieder auseinander, der eine ſtarb hier, der andere verdarb dort.

58. Von einem seltenen Meisterstück.

(1464.)

Wer sein Handwerk gründlich versteht und tüchtig betreibt, den muß man loben, und wenn's der Henker wäre, dessen verzweifelter Kunst man sonst nicht hold ist.

Das war Claus Flügge, ein Freiknecht von riesiger Körperkraft, der muß gelernt haben bei irgend einem Frohnvogt unter den Riesen, der ihm die Schwertstreiche des großen Roland beibrachte, gegen welche der von Meister Uhland besungene "Schwabenstreich" des Kreuzritters fast ein Kinderspiel gewesen ist. Als Claus Flügge ausgelernt hatte und wußte, was er konnte, nämlich besser henken, schmäuchen, säcken, köpfen, spießen, zwicken, peinigen und stäupen, denn irgend ein Scharf- oder Nachrichter im heiligen Römischen Reiche, kam er auf seiner Wanderschaft oder Kunstreise nach Hamburg, wo E. E. Rath grade in großem Nothstande war, weil er eben 40 Seeräuber zum Schwerte verurtheilt hatte, und sein alter Scharfrichter Tags darauf Todes verfahren war. Was thun? Es war ein mißlich Ding mit einer so großen Execution einen der hiesigen Henkersknechte zu betrauen, drien auch keiner sich der starken Arbeit unterfing. Geköpft aber mußten die armen Sünder alle vierzig am dritten Täge nach erfolgtem Spruch werden; — um noch einen andern bewährten Mann zu verschreiben von Stade oder Burtehude, dazu gebrach's an Zeit und leicht war's unnütz, wenn auch dort grade ein Blutgericht stattfinden sollte.

Und im Volke hieß es: daß wenn zur festgesetzten Stunde einer Execution kein Henker vorhanden sei, nach Altsassischem Gesetze sodann der jüngste Herr des Rathes wohl oder übel das Richt-Amt vollziehen, und das Blut-Urthel, das er hatte finden helfen, auch selbst zur Ausführung bringen müsse. Jüngster

Rathmann war damals Herr Jacobus Struve, dem mag bei dem Handel auch wenig froh zu Muthe geweſen ſein.

Als nun Claus Flügge in ſeiner Herberge dies vernommen, dachte er: hier blüht dein Waitzen oder nirgends, begab ſich ſtracks zum älteſten Gerichtsherrn und erbot ſich zu dem Stücklein, unter der Bedingniß, daß es ſein Meiſterſtück ſein ſollte, dergeſtalt, daß ihm der Dienſt als Frohn und Büttel zu Hamburg lebenslang möchte verliehen werden, ſo er alle vierzig hintereinander fein ſäuberlich und nach der Kunſt abthun würde; falls aber er's fehle, dann ſolle auch ſein Hals dem jüngſten Herrn zu Dienſten ſtehen. Und im Rathe nahm man nach kurzem Beſinnen dies Erbieten des fremden Knechts an, deſſen vorgezeigtes Richtſchwert ſo entſetzlich groß war, als ſei's aus einem uralten Hünengrabe herausgeholt, und ſo haarſcharf, daß alle ein Grauſen ankam, die es ſahen.

Und es iſt ein Meiſterſtück abſonderlicher Art geweſen, wie wohl desgleichen die Welt niemalen geſehen hat noch ſehen wird. 40 Piraten ſollten geköpft werden, Kerls mit Pferdeknochen, und Sehnen, ſo dick wie Ankertau. Und die hat Claus Flügge geköpft, nicht einzeln jeden für ſich, nein, er hat immer drei Paar mit den Rücken gegen einander auf die Stühle geſetzt, und dann ſein Hünenſchwert mit beiden Händen ein paar Mal um den Kopf geſchwungen und dabei feſt auf die ſechs Hälſe geſchaut, und dann zugehauen, daß die Köpfe rein und glatt abraſirt waren vom Rumpf, als wenn ein Knabe Diſtelköpfe mit dem Kinderſäbel abhaut. Und hat keinen einzigen gefehlt, jeder Hieb war ſauber und gut und lobte den Meiſter. Dem Hauptmann aber der Seeräuber, Hinrik Schinder hat er geheißen, dem that er die Ehre an, ihn allein zu richten.

Claus Flügge hatte ſich alſo zum Meiſter ſeiner Kunſt und zum wohlbeſtallten Frohn dieſer Stadt durchgeſchlagen,

und ſaß noch lange Jahre warm und wohl in ſeinem guten Dienſt, denn in Hamburg gab's damals ſchnelle Juſtiz, und wurde kein Federleſens gemacht, und für jede Juſtificirung bekam er gute Bezahlung aus der Kämmereicaſſe. So hat er auch 1488 die 74 Seeräuber, deren Hauptmann Hinrik Stümer war, an einem Vormittage auf dem Grasbrook enthauptet, aber einzeln, damit es nicht ſo haſtig gehe und die Zuſchauer mehr davon hätten.

---

59. Der Hanſen Krieg und Frieden mit England.

(1468—1474.)

Es war der König von England (alſo erzählen die alten Geſchichtſchreiber) mit den Hanſen in ſeinem Reiche ſehr übel umgeſprungen, hatte deren einige auf ihrem Stahlhofe zu London greifen und erwürgen laſſen, andere ins Gefängniß geworfen, alle Hanſiſchen Privilegien vernichtet und den Stahlhof weggenommen.

Darauf rüſteten unter den Hanſen zuerſt die Bremer und Hamburger und fuhren mit einer ſtarken Flotte nach England, woſelbſt ſie 49 Meilen lang alles Land eroberten und darin mit Sengen, Brennen und Todtſchlagen wie grimmige Feinde verfuhren. Die Kriegsgefangenen brachten ſie auf ihre Schiffe und hingen ſie ſonder Gnade an den Maſten auf, Angeſichts ihrer Landsleute an der Küſte; oder ſie banden ſie an die Tafel, ſo daß ſie durch die niedergelaſſenen Anker jämmerlich erwürgt wurden; oder ſie warfen ſie kurzweg über Bord, daß ſie elend verſoffen, — was Alles die Engländer mit großem Herzeleid anſehen mußten. — Darnach im 1472ſten Jahre führten die Hamburger einen Hauptſchlag glücklich aus, eroberten und nahmen nach Kriegsrecht ſechs große Engliſche

Schiffe mit reichen Gütern beladen. Und vom Hanſatage wurde aller Handel mit den Engländern gänzlich verboten, weshalb ſie immer kleinmüthiger wurden. Im folgenden Jahre (1473) liefen auch Schiffe der Hanſaſtadt Danzig wider die Engländer aus, und ihr muthiger Hauptmann, Paul Beneke, erbeutete ſogleich ein viel größeres feindliches Schiff. Darauf nahmen zwar viele Engländer die Burgundiſche Flagge an und glaubten ſich dadurch ſicherer. Aber der Hauptmann war ebenſo klug als tapfer, der ließ ſich nicht einſchüchtern, weder durch die fremde Flagge, noch durch die Uebermacht des Feindes, und beſiegte ihn vollſtändig in einem der rühmlichſten Seetreffen, das jemals vorgefallen iſt; weshalb auch Paul Beneke's, des "eddeln Dütſchen Helden" Name bei allen Hanſen und Deutſchen mit Preis und Ehre genannt wurde.

Wegen aller dieſer Niederlagen baten nun die Engländer ihren König gar inſtändig, daß er Frieden machen möchte mit den Hanſen; und da auch der König den großen Ernſt der Städte ſah und ihre Macht ſpürte, ſo gab er nach und ließ vermelden, daß er zum Frieden geneigt ſei.

Und noch in demſelben Jahre 1473 wurden zu Utrecht die Tractaten durch gegenſeitige Abgeſandte begonnen, die acht Monate lang tagten (weil gar zu viele Händel zu ſchlichten waren), und erſt im Jahre 1474 fertig wurden. Und unter den Hanſiſchen Geſandten war auch unſer Bürgermeiſter, Herr Dr. Hinrich Murmeſter; der hat durch geſchickte und kluge Rede und Schrift den Deutſchen Kaufleuten wie der Stadt Hamburg gar große Dienſte geleiſtet und den Frieden zu Stande zu bringen geholfen; und hat auch vor dem Könige in England ſo klüglich das Wort geführt, daß der Frieden zum Ruhm und Gewinn der Hanſen wirklich ausgeführt worden iſt. Denn ſie erhielten ihre wichtigen Privilegien und den Stahlhof in

London zurück, und als Erſetzung ihres erlittenen Schadens eine große Summe Geldes, nämlich 10,000 £ Sterling.

---

60. Des Teufels Stiefeln.

(Um 1470.)

Vor vielen Jahrhunderten kam aus dem Pommerlande ein Schuſtergeſell hieher, der hieß Hans Radegaſt. Weil gerade das Schuſteramt viele Geſellen verloren hatte, die vom Morgenſprachs-Herrn Tumults halber zum Wandern verurtheilt waren, ſo fand Hans Radegaſt in der Herberge gleich Arbeit, ohne daß man ihn um Geburtsbrief und Wanderbuch befragte. Da er nun ein geſchickter anſtelliger Geſell war, ſo behielt ihn der Meiſter gern und dachte nur bei ſich: der Hans Radegaſt ſieht zwar aus als ein Wende und iſt aus Pommerellen eingewandert, wo auf einen Deutſchen 10 Wenden kommen, aber da er ſeine Sache verſteht und ſich ſtille hält, ſo will ich fünf grade ſein laſſen, und ein Auge zudrücken; war meiner Großmutter zweiter Mann doch auch ein Wende, und wenn ſie's im Amte gewußt hätten, wäre ich nimmer Meiſter und Bürger geworden.

Hans Radegaſt aber wußte ſehr wohl, daß er ein Wende war, und hätt's nicht bergen können, weil er kein brieflich Zeugniß hatte, als ächt, recht und Deutſch geboren, und man ſah's ſeinem Geſicht auch gleich an, daß ſeine Mutter eine Wendiſche Here konnte geweſen ſein. So lange er unter den Pommerellen geweſen war, hatte er deſſ' kein Arg. Als er aber nach Lübeck und von da nach Hamburg kam, und unter den Deutſchen lebte, da ward ihm ſein Unglück inne, dieweil er ſo viel vernahm von der Wenden Bosheit und Grauſamkeit, und wie ſie vordem gegen das Chriſtenthum und in

Hamburg mit Brennen, Morden, Rauben und Plündern gewüthet, und keinen Stein auf dem andern gelaſſen hatten, alſo daß ein ingrimmiger Haß entſtanden war gegen alles Wendiſche Weſen, der noch Jahrhunderte lang forterbte von Vater auf Sohn und Enkel, alſo, daß in Deutſchen Städten ein Wende war wie ein Ausgeſtoßener und Verfehmter. Und als er beichten ging zum Pfaffen, konnte er's nicht laſſen, denn ſein Geheimniß drückte ihn, als wenn's eitel Sünde und Blutſchuld wäre, und offenbarte ihm, wenn er's gewiß Niemandem weiter ſagen wolle, ſo müſſe er's bekennen: er wäre Wendiſcher Nation. Und der Pfaffe hat ſich gekreuzigt und lange beſonnen, dann hat er geſagt, ein Verbrechen wär's zwar eigentlich nicht, das Wendenthum, aber ſchön wär's auch nicht, und wovon er ihn abſolviren ſollte, das wüßte er nicht, er möchte nur hingehen und ſehen, wie er ſich fromm und ehrlich durch die Welt ſchlüge, und ſtill ſein Unglück tragen.

Nun wäre das wohl ſo gegangen, aber Hans Radegaſt warf ſein Auge auf eine feine Jungfer, die wollte er heirathen, und zuvor Meiſter und Bürger dieſer Stadt werden. Das Geld dazu hatte er ſich ſchon erſpart. Altflicker oder Schuhknecht hätte er leichter werden können, aber dann hätte ihn die feine Jungfer nicht genommen, die trug einen hohen Sinn und wollte nur einen Meiſter haben, daran ſie auch merken konnte, ob er ein Wende oder nicht. Wie er ſich aber bei dem Morgenſprachs-Herrn meldet und thut ſeinen Spruch und begehrt das Amt, da treten die Alterleute auf und fragen nach dem Geburtsbrief, und ſagen's ihm auf den Kopf zu, daß er ein Wende ſei, der in kein zunftmäßig Amt kommen und das Bürgerrecht nimmer gewinnen könne. Und da half kein Bitten und Flehen, die Alterleute wollten's nicht, und die Amtsrolle und Artikel zeigten's, daß ſie im Rechte waren. Und Hans Radegaſt kam in Zorn und Ingrimm deshalb, und vermaß

ſich, er wäre kein Wende, und der beſte Schuſter in Hamburg, und verſtünde mehr als alle Meiſter, darum müßte er ins Amt und Bürgerrecht; und vermaß ſich ſo ſehr, daß er als Meiſterſtück Alles zu machen verhieß, was die Alterleute von ihm fordern würden. Darauf dann die Alterleute, um ſein zu ſpotten und ſein zudringlich Begehren gänzlich abzuweiſen, ihm geſagt: falls er über Nacht bis Sonnenaufgang ein makelloſ Paar Reiterſtiefeln ohne irgend eine Nath machen könne, ſo ſolle er ins Amt kommen und Meiſter werden, folglich auch ihrethalb zum Bürgerrecht gelangen. Würd's aber hernach entdecket, daß er doch ein Wende oder Slave, ſo würde es ihm gehen wie dem Hans Swinegel 1466, dem ſein fälſchlich erworbener Bürgerbrief wieder abgenommen worden, und ſein Name im Bürgerbuch durchſtrichen, mit dem Beifügen "deletus est, quia Slavus."

Und da er nun gegen Mitternacht ſtill und allein in der Kammer ſaß und bei ſeinem unmöglichen Unterfangen ſchier verzweifelte, da haben ihn Ehrſucht und Weltluſt geblendet, daß er den Teufel rief, ihm beizuſtehen, und das Werk, deſſen er allein nicht mächtig, zu vollbringen. Und der Teufel, der allemal erſcheint, wenn ein junges Blut ihn nur an die Wand malt, kommt angeflogen mit Sauſen und Brauſen durchs Fenſter hinein, gehörnt, mit Pferdefüßen, ein ſcheußlich Ungethüm, davor ein Anderer als Hans Nadegaſt ſich billig hätte entſetzet; aber das Wendenblut fürchtet ſolchen Satansſpuck nicht, und willigt ein, ihm ſeine unſterbliche Seele zu verſchreiben, und auch fortan den Namen Gottes nicht mehr zu nennen, da er ihm ſonſt alſogleich verfallen ſein ſoll. Und als das Pactum in Richtigkeit, ſetzet ſich der Teufel flugs oben auf den Tiſch und gebraucht Pfriemen und Pechdraht, als wäre er niemals was anderes als ein Schuſter geweſen, und ehe der Hahn den Tag ankräht, iſt das Stiefelpaar fertig,

von braunem Leder, und iſt nirgendwo eine Nath zu ſehen, worauf der Teufel wieder mit Saus und Braus verſchwindet.

Und als andern Tags die Alterleute kamen und die Stiefel beſahen und keine Nath daran befanden, entſetzten ſie ſich, und mußten ihr Wort löſen, und Hans Radegaſt als Meiſter erkennen. Und ob er nun auch ins Amt kommen iſt, ſo hat's ihm doch nicht geholfen, denn als er vor E. E. Rathe den Bürgereid leiſten will, und vergiſſet ſein Pactum, und ſpricht die Worte aus: "alſe my Gott helpe und syn hilliges Word," da fällt plötzlich ein Donner und Wetter vom Himmel mit Dampf und Rauch, und Hans Radegaſt iſt ſtrax nach Nennung des Namens Gottes zu Boden geſchlagen und nimmer wieder aufgeſtanden.

Und als die Herren des Raths ſich von ihrer Beſtürzung erholet, und durch ihre Diener den todten Mann aufheben laſſen, da hat er das Geſicht im Nacken und die Zunge ſchwarz zum Halſe herausgereckt, alſo, das Jeder mit Entſetzen geſehen, daß den Wendiſchen Mann der Teufel geholet.

Und die Alterleute des Schuſter-Amtes haben billig Bedenken getragen, mit den Stiefeln ſich zu befaſſen, ſo klärlich ein Meiſterſtück des leidigen Satanas, und haben ſie in den Dom getragen, allwo unter den geiſtlichen Herren ein geſchickter Teufelsbanner, der hat die Stiefel exorciſiret und mit Weihwaſſer beſprenget, und darnach in der Domkirche an einem Pfeiler hoch aufhängen laſſen, damit männiglich, abſonderlich Wendiſches Volk, daran ein ſchreckhaft Beiſpiel nehmen und ſich warnen laſſen möge vor Hochmuth, Ruhmgier und Weltluſt, ſo zu teufliſchen Bündniſſen führen, dabei der Höllendrache allemal der alleinige Gewinner. Item, daran zu erkennen, wie daß der allmächtige Gott nicht zuläßt, daß Jemand durch Lug, Trug und Teufelsliſt in eine ehrbare Zunft komme und dieſer frommen Stadt Bürgerrecht gewinne.

Und die Stiefeln des Teufels hingen am Pfeiler der Domkirche noch manche Jahrhunderte bis vor etwa 50 Jahren, und alte Leute werden's bestätigen, die sie gesehen haben. Und hernach, als der Dom zerstört wurde, kamen sie ins Artillerie-Zeughaus im Bauhofe. Da hat ein bekannter Autor sie besehen und will nicht gefunden haben, daß sie ohne Naht genäht seien. Das aber mag daher rühren, daß selbiger Autor an den Teufel und des Teufels Werke nicht mehr glaubte; denn so wie der Gläubige sieht, was er glaubt, so kann auch der Ungläubige nicht erkennen, was er doch nicht glauben will.

61. Hamburger wollen keinen Schimpf leiden.

(1478.)

Um die Zeit, da Hamburg längst eine freie und mächtige Stadt war, die größte wohl nach Lübeck unter den Hansestädten, gab's oftmals Händel zwischen unsern Bürgern und den Holsteinern. Denn die Hamburger waren just nicht demüthig, sondern wußten, was sie verstellten, und wenn sie auf Reisen in fremden Städten Gutes sahen, so war doch Alles bei ihnen viel besser, was sich gelegentlich noch jetzt zutragen kann. Die Holsteiner aber wurmte es, daß Hamburg aus einem Städtlein ihrer Grafen eine so mächtige, reiche und freie Stadt geworden war, und wenn unsre Bürger auf die vollen Säckel schlugen, daß es klang, und als die großen Hansen einherstolzirten, dann gab's böses Blut hie und dort.

Nun war dazumal das Brauwerk ein Hauptgewerbe in Hamburg, und das schöne Bier wurde ausgeführt in alle Welt und hatte der Stadt Ruhm und Reichthum mitbegründen helfen, darum das Brauwerk von Rath und Bürgerschaft wie ein Augapfel allzeit sorglich bewacht wurde. So wohl-

habend nun auch das Gewerk war, ſo ſteckten in den 531 Brauhäuſern der Stadt doch manche fremde Capitalien, wie das in aller Welt ſo iſt, daß Hauseigenthümer zum Bauen und Beſſern andrer Leute Geld gegen Zins aufnehmen und in ihr Erbe einſchreiben laſſen. Da nun, wegen des Reichthums der Brauer, alles Capital, was in Brauerben war, am ſicherſten geachtet wurde, ſo hatten manche Holſteiner, zumal viele vom Adel, nicht unbeträchtliche Summen dort angelegt, nicht grade, um den Hamburgern einen Dienſt zu thun, ſondern weil ſie ſelbſt dabei am beſten fuhren.

Da nun dies ruchtbar wurde, begannen die Holſteiner in aller Weiſe unſre Bürger zu hänſeln; ſoppten ſie als Großprahler, die doch arme Schlucker wären, weil ohne Holſteiniſches Capital das Hamburgiſche Brauwerk und damit der ganze Wohlſtand der Stadt nicht beſtehen könne; welche Beſchimpfung unſre Bürger gewaltig wurmte.

Da nun E. E. Rath ſolches erfuhr, nahm er ſich der Bürger gerechten Unmuth billig zu Herzen und ſann auf Abhülfe. Und weil zu ſelbiger Zeit auch der König von Dänemark in einigen Anſchreiben nicht eben fein darauf anſpielte, daß ſein Holſteiniſcher Adel mit Capital und Renten in Hamburg wohl poſſeſſionirt ſei, ſo ſchlug das dem Faß den Boden aus. Darum ließ der Rath die Aelteſten der Brauerbruderſchaft fordern, imgleichen auch die vornehmſten unter den erbgeſeſſenen Bürgern, und beredete mit denſelben die Mittel und Wege, den Schimpf von dieſer guten Stadt abzuwälzen, durch ſchleunige Auszahlung aller ſchuldigen Capitalien und Ablöſung der verſchriebenen Renten. Und die Bürger, die keine Brauhäuſer hatten, alſo eigentlich bei dem ganzen Handel unbetheiligt waren, erklärten ſich gern bereit, zu Ehren der Vaterſtadt ein Opfer zu bringen, um nur den unleidlichen Schimpf, als könne Hamburg ohne der Holſten-

Junker Geld nicht beſtehen, mit Stumpf und Stiel auszurotten. So kam die Sache leichtlich zu Stande. Was die Brauer und Brauhaus-Eigenthümer nicht aus eignen Mitteln gleich zuſammenbringen konnten, das legten ihre guten Mitbürger hinzu, und vom gemeinen Gut der Stadt wurde der Reſt aufgebracht; und als nun ſämmtliche Capitalien, Gülten und Renten der Holſteiner auf- und losgekündigt, und dann bei Heller und Pfennig auf einem Brett ausbezahlt wurden, womit allen ihren ferneren Großſprechereien das Thor verſchloſſen war, da ſtaunte König, Adel und Landſchaft über der Hamburger Reichthum und Macht, noch mehr aber über ihre einmüthige Großherzigkeit zur Ehre der Vaterſtadt.

---

62. Von einem vollkommenen Bürgermeiſter.

(1466—1481.)

Das war Herr Hinrich Murmeſter, ein Hamburger von ächtem Schrot und Korn alten Gepräges, von ehrbaren Eltern zur Gottesfurcht, Rechtſchaffenheit und zu jeder männlichen Tugend und Tüchtigkeit erzogen. Wegen ſeiner vorzüglichen Geiſtesgaben wurde er ein Gelehrter, und ſtudirte in Erfurt und Padua Weltweisheit und Rechtswiſſenſchaft. Ao. 1464 wurde er in den Rath zu Hamburg gekoren, und ſchon zwei Jahre darnach, vermöge ſeiner beſondern Würdigkeit, zum Bürgermeiſter. Welches Amt er ruhmvoll bekleidet hat, bis er am 9. April 1481 zu ſeinen Vätern verſammelt worden iſt.

Das war ein Mann! Jeder Zoll ein Bürgermeiſter! "Ex utroque Consul," ſagt der Geſchichtſchreiber Stelzner von ihm; denn er war nicht nur ein Doctor der Philoſophie und der Jurisprudenz, ein weiſer und kluger Staatsmann,

ſondern er war auch ein tapferer kühner Kriegsmann und beſonnener Heerführer, und hat des Staatsſchiffes Ruder in Krieges- wie in Friedenszeiten gleichmäßig zu Hamburgs Wohlfahrt und Ruhm zu lenken verſtanden.

Zuvörderſt, welch' ein weiſer und kluger Staatsmann er geweſen, davon hat er den beſten Beweis gegeben, als durch ſein Verdienſt der Hanſen Krieg gegen England zu Ende gebracht und (1474) der preisliche Utrechter Frieden abgeſchloſſen wurde. Und auf allen Hanſatagen, die von 1466 bis 1478 in Lübeck oder andern Orten gehalten wurden, vertrat jedesmal Herr Murmeſter unſere Vaterſtadt auf's Beſte und war im Hanſiſchen Rathe der angeſehenſte Stimmführer.

Zum Andern, von ſeinen kriegeriſchen Thaten finden wir in den Chroniken um 1472 ein Beiſpiel angedeutet. Damals hatten nämlich die Schleswig'ſchen und Holſteiniſchen Marſchländer, unter Henning Wulf, Unruhe und Aufruhr wider König Chriſtian von Dänemark erregt und hatten deſſen rebelliſchen Bruder, den Grafen Gerhard von Oldenburg um Beiſtand gebeten, der auch in Huſum gelandet war, Blockhäuſer bauete und große Kriegesanſtalten traf. Der König hatte ſich eilends gerüſtet und die Hamburger zu Hülfe gerufen, zu deren Wehrhaftigkeit und kriegserfahrnen Tapferkeit er ſich viel Gutes verſah. Rath und Bürger waren bereit, rüſteten ein ſtarkes Heer Fußvolk und Reiter, und ernannten den Bürgermeiſter Hinrich Murmeſter zum oberſten Hauptmann. Und mit dieſen tapfern Hülfstruppen, die unter ihrem mannhaften Anführer herrliche Thaten verrichteten, ſchlug der König ſeine Widerſacher aufs Haupt, daß ſie ſich fortan nicht ferner gerührt haben.

Zum Dritten iſt Herr Murmeſter aber auch ein gar frommer, wohlthätiger Bürgermeiſter geweſen, der den

armen Leuten viel Gutes erzeigt hat, indem er ſie für ſeine leiblichen Kinder achtete, da ſeine Ehe mit Eliſabeth Pott einzig in ſolchem Betracht nicht geſegnet war. Barmherzigkeit iſt der ſchönſte Schmuck eines jeden Regenten, er ſei Fürſt oder Bürgermeiſter. Darnach that Herr Murmeſter, und hat noch letztwillig milde Vermächtniſſe geſtiftet, die ſein Andenken ſchon deshalb auf uns gebracht hätten, wenn er nicht auch ſonſt ein "vollenkamener Borgermeſter" geweſen wäre. Er hat legirt: dem älteſten Bürgermeiſter-Amte (zu mehreren Anſehens deſſelben) ewige Renten zu täglichen Brodtſpenden an Hausarme, auch jährliche Roggengefälle an die Dürftigen im Hoſpitale zum heiligen Geiſte; ferner Renten zu Seelmeſſen und zu Spenden an die Geiſtlichen und Schulmeiſter der Kirche zu St. Nicolai, und eine jährliche Mahlzeit für 30 Scholaren der St. Nicolai-Schule, wobei ein Viertel vom Ochſen, ein ganzes Lamm, Brodt und eine halbe Tonne guten Biers verzehrt werden ſollten.

Zum Vierten iſt Herr Murmeſter, ſelber ein gründlicher Gelahrter in mehr als einer Facultät, auch ein die Wiſſenſchaften befördernder Bürgermeiſter geweſen, daher er auch letztwillig ſeine ſämmtlichen Bücher der durch ihn mitbegründeten Stadt-Bibliothek vermacht hat.

Zum Letzten iſt Herr Murmeſter bei allem Ernſte ſeiner Amtswürde doch auch ein frohmüthiger Bürgermeiſter geweſen, der aller ehrbaren Ergötzlichkeit ſich niemals abhold bezeigt hat. Und weil er gern im Kreiſe ſeiner Freunde und Amtsbrüder Gottes Gaben fröhlich genoß, ſo ſtiftete er für den Rath dieſer Stadt eine jährliche vergnügte Mahlzeit am St. Hieronymus-Tage, zu welcher, "damit die Geſellſchaft deſto luſtiger ſei," der Pfarrherr zu St. Nicolai ein- für allemal geladen war. Solche Mahlzeit iſt viele Jahre hindurch gehalten worden, hernach aber iſt das Capital mit andern

ähnlichen Vermächtniſſen zu Mag. Joh. Reineke's Stiftung gekommen, daraus bekanntlich E. E. Raths Wittwen getröſtet werden, was doch auch dazu dient, die Mahlzeiten der noch lebenden Herren zu erheitern.

Das war alſo Herr Dr. Hinrich Murmeſter, den man mit Recht einen "vullenkamenen Borgermeſter" nennen konnte, weil er in jedem Betracht tüchtig zum Regimente war. Solcher Männer hat's in Hamburg von jeher viele gegeben, im Rathsſtuhle und außerhalb, wie wäre ſonſt, trotz aller Zeitläufte Ungunſt und Gefährdung, die Freiheit der Väter bewahrt, und aus deren Erbe eine ſo reiche, mächtige Stadt erblüht?

---

63. Die wunderbare Kohl-Wurzel.

(1482.)

Es lebten um 1480 in dem Hamburgiſchen Dorfe Eppendorf, welches dem Kloſter zu Harveſtehude untergehörig war, zwei Schweſtern bäuerlichen Standes, die hatten von ihren Eltern weiter nichts geerbt, als einen großen Kohlgarten, von deſſen Ertrage ſie ſich nährten. Da ſie nun nicht ganz wohl verträglich mit einander lebten, ſo theilten ſie den Garten in zwei Hälften, damit Jede ihr eigen Stück Kohlfeld hätte und darauf nach Belieben ſchalten und walten könnte. Die älteſte der Schweſtern war fleißig und wartete des Gartens früh und ſpät, ſo daß es mit natürlichen Dingen zuging, wenn ihr Kohl und ſonſtiges Gemüſe immerdar trefflich gedieh und von den Hamburger Feinſchmeckern vorzüglich geſucht war, was ihr guten Gewinn brachte; während in dem Gartenlande der jüngeren Schweſter, die faul war und ſich um nichts bekümmerte, nur ſchlechtes Gemüſe zwiſchen vielem Unkraut zu Tage kam.

Darum beneidete dieſe ihre ältere Schweſter, und meinte nicht anders, als daß ihr ein kräftiges Geheimmittel zu Gebote ſtünde, davon ihr Kohl ſo wunderbar gedeihe. Und weil ſowohl Neid als Habſucht ſie trieb, nach ebenſo trefflichem Kohl zu trachten, ſo verlegte ſie ſich in der Stille auf allerlei ſchwarze Kunſt und Zauberei. Wer die Hexe geweſen iſt, die ſie berathen hat, ſteht nirgendwo geſchrieben; aber mit gotteslästerlicher Abſicht iſt ſie das nächſte Mal zum heiligen Abendmahl gegangen und hat bei Austheilung des Sacraments die geweihte Hoſtie nicht genoſſen, ſondern im Munde aufbewahrt, ſodann aber heimlich herausgenommen, und in der folgenden Mitternachtsſtunde in aller Teufel Namen in ihrem Garten unter einer jungen Kohlpflanze eingegraben.

Nicht lange darnach hat ſich die gewünſchte Wirkung ſolchen Zaubermittels gezeigt; das Unkraut verſchwand von ſelbſt, die Kohlpflanzen wuchſen und gediehen in ſolcher Schönheit, wie niemals in dieſen Landen zuvor geſehen; der andern Schweſter und aller Nachbarn ehrliche Kohlhöfe waren gegen dieſen nur Kinderſpiel, und aus Hamburg kamen Aufkäufer und Vorköker und boten im Voraus große Summen für den herrlichen Ertrag des Gartens.

Inzwiſchen hatten die Nachbarn bemerkt, daß allnächtlich in dieſem Garten ein Lichtſchimmer funkelte; fragten alſo einmal die Eignerin, was ſie denn noch Nachts mit der Leuchte dort zu handtieren hätte? worauf ſie verſicherte und betheuerte, ſie wiſſe gar nichts davon. Als nun die Nachbaren genauer darauf achteten, gewahrten ſie, daß das Licht keine Leuchte ſei, ſondern daß von einem der Kohlſträucher ein wunderbarer ſtrahlenförmiger Glanz ausgehe, der die Pflanze faſt wie ein Heiligenſchein umgebe.

Solches Phänomen iſt ihnen aber befremdlich vorgekommen, darum haben ſie Anzeige davon gemacht zu Harveſtehude

bei ihrer klöſterlichen Obrigkeit. Darauf iſt ſelbige in großer Proceſſion mit vielen Prieſtern und Mönchen zu dem Garten gezogen, und an der bezeichneten Stelle hat man die Kohlpflanze ausgegraben, und allda ein Mirakel entdeckt. Denn die Wurzel gedachter Pflanze, die ungewöhnlich groß und ſtark geweſen,*) hat das leibhaftige Bild unſres Heilandes am Kreuze gezeigt, ſo deutlich und augenſcheinlich, daß Alle, die dabei geſtanden, auf die Knie gefallen ſind.

Dieſe wunderbare Kohlwurzel iſt ſodann ins Kloſter zu Harveſtehude gebracht, und allda in eine ſilberne Monſtranz gefaßt, und auf Verlangen den Andächtigen gezeigt, die ſchaarenweiſe aus der Stadt und allen Landen ringsum herbeigezogen kamen, um das Wunder, davon die Geſchichte in Jedermanns Munde, ſelbſt zu ſehen. Das begab ſich im Jahre 1482.

Die Zauberſchweſter aber hat ſogleich, als in ihrer Gegenwart das Geheimniß an den Tag kam, Alles geſtanden, was Gotteslästerliches ſie verübt, und bekannt, daß dieſe Kohlpflanze dieſelbe ſei, an deren Wurzel ſie die heilige Hoſtie eingegraben. Darum iſt ſie billig dem Gerichte übergeben und nach dem Rechte an Leib und Leben geſtraft worden.

Der Garten aber ſank gleich, nachdem die Crucifix-Wurzel herausgenommen, in ſeine vorige Wüſtenei zurück.

Ein halbes Jahrhundert ſpäter, als durch die Kirchen-Reformation in Hamburg Alles umgeſtaltet, und das Kloſter Frauenthal zu Harveſtehude zerſtört war, kam die Monſtranz mit der Wunderwurzel ins Johannis-Kloſter zu Hamburg, welches nach Vertreibung der Mönche den lutheriſch gewordenen Kloſterjungfern eingeräumt war. Auch hier iſt ſie vielen

*) Gegen 9 Zoll lang und 2 bis 3 Zoll breit, wie eine alte in Kupfer geſtochene "recht naturale Abbildung" darthut.

curiöſen Liebhabern von natürlichen und geiſtlichen Wunderwerken gezeigt worden, wodurch ſie denn nach und nach ſo bekannt und berühmt wurde, daß Kaiſer Rudolf II. nichts ſehnlicher wünſchte, als ſie zu beſitzen.

Als darum Ao. 1602 ſein Geſandter, der Freiherr Ehrenfried von Minckwitz, in Hamburg in Matthiä Meyer's Hauſe in der großen Reichenſtraße reſidirte, da hat derſelbe ſeines kaiſerlichen Herrn bittlich Begehr denen Herren des Raths eröffnet, welche alſobald, um das Reichs-Oberhaupt dieſer guten Stadt günſtigſt zu verbinden, es in die Wege gerichtet haben, daß am 17. Februar die Wunder-Wurzel dem von Minckwitz für ſeinen Gebieter ausgeliefert worden iſt. Derſelbige hat ſie dann in Prag in Empfang genommen, und ſich ſo herzlich darüber gefreuet, daß er dem Rathe einen ganz ausnehmend gnädigen Brief geſchrieben, darin er ſich bei ihm und den freundwilligen ehrbaren Kloſterjungfern ſchönſtens bedanket hat. Darnach iſt dieſe Eppendorfiſche Wunder-Rarität in die kaiſerliche Kunſtkammer nach Wien gekommen, woſelbſt ſie jedenfalls noch vor 100 Jahren gezeigt wurde, alſo vermuthlich auch noch heutigen Tages von reiſenden Hamburgern und Eppendorfern in andächtigen Augenſchein genommen werden kann.

64. Die Hand, die aus dem Grabe gewachſen.

(Um 1500.)

Es waren einmal, ſo erzählt die Sage, ein Paar ſchlichte ehrliche Eheleute in Hamburg, Dietrich und Geſeke Noſt, die nährten ſich rechtſchaffen und erzogen ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit. Die Kinder ſchlugen auch alle gut ein, bis auf einen Buben, Hans, der war ſchon von Kindesbeinen

an ein Taugenichts und ſo unbändig und verſeſſen auf dumme Streiche aller Art, daß keine Vermahnung mit Furcht und Zittern mehr bei ihm verfing, ſondern der Junge täglich bösartiger wurde. Und in der ganzen Nachbarſchaft war er ſo verrufen, daß alle Raberkinder ihm aus dem Wege gingen, und der Schulmeiſter keinen fand, der bei ihm ſitzen wollte. Und dabei fing er ſchon früh an, erſt zu naſchen, dann zu praſſen, und jeden Schilling, der in ſeine Hände fiel, den verjubelte er. Und die Gaſſenjungen ſangen von ihm den Spottreim:

"Hans Boh heet he,
Schelmſtück weet he,
De he nicht weet, de will he lehren,
Huus und Hof will he verzehren."

Und die ehrlichen Eltern wurmte das, und ſie gedachten den Jungen noch ſchärfer ins Gebet zu nehmen, um zu verſuchen, ob ſie ihm nicht noch die Liebe zum Guten, zu ſeinen Eltern und Mitmenſchen einbläuen könnten. Und nun droſchen ſie rechtſchaffen auf den Buben; der aber ward immer verſtockter und herzenshärter, und lachte der Schläge, die Vater und Mutter weher thaten als ihm, und endlich vergaß er ſich ſo ſehr, daß er in ſeiner Bosheit der Mutter die Zuchtruthe wegnahm und ihr damit einen argen Streich verſetzte.

Da aber that der liebe Gott ein Einſehen. Vielleicht wollte er den guten Eltern die Schmach und Schande erſparen, ihren Sohn ſpäter am lichten Galgen hängen zu ſehen, denn ſo hoch wollte er hinaus, das war klar. Gott ſchickte Krankheit, daran verſtarb der böſe Bube. Und als er begraben war auf dem Doms-Kirchhof, draußen am Reventer, da bemerkte am Abend darnach der Todtengräber, daß etwas wie ein Finger aus dem Grabe hervorragte; am dritten Abend war ſchon die ganze Hand herausgewachſen, und es war die rechte Hand. Der Kuhlengräber ſchüttete ein paar Schau-

ſein voll Erde darüber und trat ſie feſt, — aber nach dreien Tagen war die Hand wieder da. Und die Eltern des Knaben kamen, und bei Nachtzeit gruben ſie das Grab um 2 Ellen tiefer und deckten Raſen darauf, und beteten für die Ruhe der armen Seele in mancher lieben Morgen- und Abendſtunde, und ließen Seelenbäder und Meſſen im Dom leſen für den verdorbenen geſtorbenen Sohn, daß er Ruhe im Grabe fände, es half aber alles nichts, die rechte Hand, mit der er ſeine leibliche Mutter geſchlagen hatte, ſtand immer lang aus dem Grabe hervor, zu Jedermanns Entſetzen und Grauſen.

Da war ein Canonicus am Dom, ein weiſer frommer Herr, der wußte endlich Rath, und ließ durch des Domvogtes Schwert, das zuvor geweiht war, die Hand abhauen und in den Dom tragen, woſelbſt er ſie auf ein Mauer-Geſimſe, dem hohen Chor gegenüber, hinlegte. Damit hatte die arme Seele für begangene Miſſethat die gerechte Strafe, die im Leben ausgeblieben war, noch nachträglich an dem verbrecheriſchen Gliede des Körpers empfangen, denn es ſtehet geſchrieben: "Auge um Auge, Zahn um Zahn, und womit du geſündiget, daran wirſt du geſtraft werden." Und von Stund' an blieb das Grab ruhig, und keine Todtenhand langte wieder heraus ins Leben.

Die abgehauene Hand aber blieb auf ihrer Stelle im Dom und verdorrte und wurde ſteinhart, verging aber nicht; und alljährlich zur Adventszeit, wenn die Kreuzgänge und Vorhallen voll Krambuden, Verkäufer und Käufer und zumal voll Kinder waren (denn der Weihnachtsmarkt wurde hier gehalten, bis man den Dom abbrach, ſeit welcher Zeit der Chriſtmarkt auf andere freie Plätze verlegt iſt, die man dann auch Dom nennt, was kein Fremder verſteht und begreifen kann, und viele Hamburger wiſſen auch nicht, woher der Ausdruck kommt); alſo in jener Zeit wurde von des Dom-

küſters Knecht dieſe verfluchte Hand den Kindern zu ihrem gerechten Staunen und Grauſen gezeigt, und dann wurden ſie dabei ſcharf vermahnt, wie billig, zu Gehorſam und Elternliebe; und zur feſteren Einprägung ſolcher nützlichen Lehre theilte der Küſterknecht dann wohl rechts und links mit der verdorrten Hand Ohrfeigen aus, daß die Kinder erſchrocken und ſchreiend von dannen liefen.)

Und der Domherr Dr. Meyer, der letzte Canonicus des tauſendjährigen Stiftes, der im Jahre 1844 geſtorben iſt, der hat die Hand noch geſehen. Wo ſie aber ſpäter geblieben iſt, das weiß man nicht. Vielleicht wär's gut, wenn ſie noch jetzt vorhanden wäre und alljährlich einmal den Kindern eine kleine Lection ertheilen könnte.

---

65. Vom Cardinal Raymundus. Auch vom Hamburger Biere.

(1503.)

Zur Zeit, da der Pabſt den Cardinal Raymundus als Legaten nach Deutſchland geſchickt, um allerlei Streitigkeiten zwiſchen Cleriſei und Weltlichkeit zu ſchlichten, kam derſelbe auch nach Hamburg. Die ganze Geiſtlichkeit, das Dom-Capitul mit Probſt und Dechant an der Spitze, auch alle Mönche und Weltprieſter gingen ihm in weißen Chor-Röcken mit Kreuzen und Fahnen entgegen. Rath und Bürgerſchaft empfingen ihn am Thore und geleiteten ihn nach der Domkirche, woſelbſt er auf dem hohen Chor am Altare niederkniete und ſeine Andacht verrichtete, und ſodann in ſeine Herberge in der Cantorei am Berge, wo nachmals der Dechant gewohnt. Am folgenden Sonntag war feierliche Proceſſion; nach dem Gottesdienſte betrat der Cardinal ein hohes Gerüſte auf dem Doms-Kirch-

hofe, vor des erſten Dom-Paſtors Hauſe, darin hernach der Stadt-Phyſicus gewohnt. Von ſolchem Throne herab that er an die Bürger und Einwohner eine ſchöne Lateiniſche Anrede, welche ein vornehmer Clericus, der Graf von Kirchberg, verdolmetſchte, darin er die Bürger zu Frieden und Eintracht vermahnte und dann allen Andächtigen den Segen ertheilte. Bei ſolchem Acte dienten ihm als Diaconen der poſtulirte Erzbiſchof von Bremen, Chriſtoph, Herzog von Braunſchweig, und der Graf von Kirchberg. Herr Raymundus hat in Hamburg ſeine Sachen wohl verrichtet und alle Händel des Dom-Capitels mit der Stadt geſchlichtet; die Cleriſei hat er ſcharf vermahnt, daß ſie kein Aergerniß geben ſollte und Frieden halten, und die Mönche hat er in den Klöſtern heimgeſucht und hat bei harter Strafe anbefohlen, daß ſie ihren Ordensregeln ſollten genau nachkommen, ein heilig Leben und einen erbaulichen Wandel führen.

Uebrigens hat er ſich auch Hamburgs Ergötzlichkeiten gefallen laſſen, und Speiſe und Trank haben ihm wohl behagt. Abſonderlich hat er dem ſchönen Biere zugeſprochen, das dazumal noch weltberühmt und weit trefflicher geweſen, als heut zu Tage das Bayriſche, das man aller Orten findet, grade ſo wie dazumal das Hamburger Bier in der ganzen Welt getrunken worden iſt. Und der Herr Cardinal hat, als er an dieſem Biere ſich gütlich gethan, ausgerufen: O quam libenter esses vinum, das heißt etwa:

O Bier, wie ſchmeckſt du ſtin.
Wie gerne wärſt du Wein.

Welcher Spruch dann (wie ein alter Hiſtorienſchreiber beifügt) zumeiſt die löbliche Brauer-Brüderſchaft ſehr vergnüget hat, aber auch von E. E. Rath, als Anerkenntniß einer der preiswürdigen Tugenden dieſer guten Stadt, mit nicht geringer Gemüthsbewegung vernommen iſt, maaßen ſolch Car-

dinals-Wort dem Hamburger Biere eine unvergängliche Ehre gezollet.

Das Bier aber war dazumal bei aller Trefflichkeit so billig zu kaufen, daß ein Gebräu von 47 Tonnen nicht mehr denn 46—47 ℔ galt. Von diesem Hamburger Biere sagen damalige Schriftsteller: "es ist gar feinen annehmlichen Geschmackes, anfänglich auf der Zunge süße, sodann lieblich säuerlich wie Wein. Vor Zeiten ist es hochroth gefärbt gewesen, nachmals aber ein Braun- und Weiß-Bier geworden. Es hat viel Substanz in sich und giebt reichliche Nahrung, daß der Mensch davon brav gedeihet und ein gut Geblüte benebst schöner Farbe annimmt; maaßen man in Hamburg nicht allein von Farben gar schöne und feine Jungfern und Frauenzimmer, sondern auch gar wohlgestaltete Junggesellen und Männer erblicket. Und auch von denen auswärtigen Medicis wird das Hamburger Bier für ein gesundes Getränke gehalten und mannigfach verordnet."

---

66. Von Claus Schwarte, dem klugen Hauptmann.

(1504.)

Als man schrieb 1504, da diente den Hamburgern als Schiffs-Hauptmann ein Ditmarscher, Claus Schwarte geheißen, den sie zu Sommerszeit zur Seefahrt gebräucht hatten. Dazumal war eben ein gräulich Morden und Rauben vollführet worden von etlichen rittermäßigen Personen und ihren Gesellen aus dem Wunneken-Broke, welcher im Lauenburgischen oder bei Trittau zu suchen, allwo sie ihre festen Häuser gehabt. Da nun den Rathsherren von Hamburg verkundschaftet war, woselbst sie an einem bestimmten Tag zusammen kommen würden, um die geraubte Beute unter sich zu theilen,

ſo beſchickten ſie Claus Schwarte, welcher zu dieſer Winters-zeit in der Stadt müſſig und meiſtens im Stadt-Weinkeller lag, und befragten ihn, ob er ſich zu einem Zuge wider die Buſchklepper wolle gebrauchen laſſen, wenn ſie ihm genugſam Volk zur Hülfe geben würden. Als Claus Schwarte dies vernommen, dankete er dem Rathe freundlich, erbot ſich alles deſſen, doch ſollten ſie ihn nur allein rathen und thaten laſſen. Holt deshalben heimlich ſeine Bootsleute und Soldaten zu-ſammen, ſo alle auf der Bärenhaut lagen, und giebt ihnen insgeheim ſeinen Befehl, ſo daß keiner Menſchenſeele davon das Geringſte bewußt wurde. Zur beſtimmten Stunde bei Nachtzeit aber finden ſich ſeine Leute, die auf verſchiedenen Wegen und verkleidet herzu gekommen waren, vor dem be-ſtimmten Orte im Wunneken-Brook ein, und als Claus Schwarte ſie alle zu Hauf hat, belegt und ſtürmt er das feſte Haus, darin die Räuber beim Beutetheilen, Bechern und Würfeln wohlgemuth ſitzen, alſo daß er nach kurzem Gefechte die ganze Bande gefangen nimmt. Dieweil er ſie nun auf handhafter That öffentlich beſchlagen, achtete er ſich zu prompter Juſtiz-übung wohlbefugt; und dieweil, als gemeldet, allerlei Edelleute darunter waren, ſo ſetzte er ihnen ſo lange hart zu, bis ſie ihre Namen bekennen mußten; die ließ er ſodann auf Zettel ſchreiben, und einem Jeden ſeinen Namen um den Kopf binden; darnach aber, als ſie bei zweien unterwegs aufgegriffenen München gebeichtet, ließ er ihnen allen durch den Büttel, den er heimlich mitgebracht, die Köpfe abſchlagen und mit den Zetteln daran in einen Sack ſtecken, die Leiber aber allda ein-ſcharren; die vorgefundene gute Beute ließ er aufbinden und zum Beſchluß das Haus an allen vier Ecken in Brand ſtecken. Dies alles paſſirte in einer einzigen langen Winternacht, und noch in derſelbigen Nacht kam Claus Schwarte mit den Seinen heimlich zurück nach Hamburg, als wenn er nirgends geweſen

wäre, und ſchickte ſeine Leute wieder auf die Bärenhaut und ſaß ſelber mit einigen guten Geſellen im Weinkeller und "juchte und ſuchte" wie zuvor. Als nun E. E. Rath, welcher unterweilen in großer Verwachtung geſtanden, wie der Tanz abgelaufen, von ſolchem Gelage hörte, vermeinte er nicht anders, als daß Claus noch gar nichts unternommen habe; ließ ihn alſo durch den Rathsboten beſchicken und befragte ihn ernſtlich: ob das Wort halten heiße? Ja, lieben Herren, antwortete Claus Schwarte, die Sache iſt klar und abgemacht, laßt nur Euern Nachrichter holen. Als nun der Büttel kam mit ſeinem Sacke, da wurden die Köpfe vor den Herren ausgeſchüttet, die Zettel beſehen und die Perſonen benennet, worauf Claus geſagt: de ſchölen't nich mehr doon! Etliche meinen, Claus habe ſelbſt den Sack bei ſich behalten und vor dem Rathe ausgeſchüttet, was aber auf eins heraus kommt.

Und E. E. Rath hat ſeinen Hauptmann Claus Schwarte hoch belobet und hat geachtet, es ſei ein gar behender Anſchlag geweſen und ſehr weislich ausgeſonnen, daß er alles ſo geheim gehalten, damit nichts vorher verlautbare und den Feinden verkundſchaftet werde. Item ſei es gar ſehr weislich geweſen, daß er ganz in der Stille und Geſchwindigkeit alſo unſänftiglich mit den hohen Perſonen umgegangen wäre, indem er dadurch ihren Verwandten und ihnen ſelbſt die öffentliche Schande erſparet hätte, lebendig gen Hamburg geführt zu werden, um hier vor aller Welt ihr Recht am Galgen ausſtehen zu müſſen. Und indem Claus Schwarte ſich ihrer in dieſer geſchwinden Maaßen entlediget, habe er auch den Rath und die gute Stadt vor Verlegenheit und Anfeindung bewahret und ihm wie ihr einen trefflichen Dienſt erzeiget.

67. Wahrhaftige Historia, wie Claus Kniphoff, der große Seeräuber, von den Hamburgern überwältigt und gerichtet worden ist.

(1525.)

1. Wie der vertriebene König Christiern sich zu helfen sucht.

Ao. 1523 mußte König Christiern II. von Dänemark und Norwegen sein Land verlassen. Er war zuvor ein gewaltiger Fürst gewesen, aber wie er Gott nicht fürchtete und dessen Gebote nicht hielt, so achtete er auch der Menschen Recht und Gesetz gering, verfuhr wie ein Tyrann nicht nur gegen seine Unterthanen, sondern auch gegen seine Nachbaren und vor allen gegen die Hansestädte, die er bitterlich haßte. Er plagte sie, wie er nur konnte, ihre Macht verkleinerte er, ihre Privilegien verletzte er und ihre Schiffe und Güter ließ er kapern, wo sich nur irgend ein Scheingrund dafür finden ließ. Und ein altes Weib war es, die ihn so übel berieth, Frau Sibreth Willems, die Mutter der schönen Düveke, seiner Geliebten. Als die Hansen nun lange vergeblich nach Erhaltung des Friedens getrachtet, aber keine Sühne gerechter Beschwerden erhalten hatten, rüsteten sie sich zum Kriege wider den König; und zu derselben Zeit stand auch Adel und Geistlichkeit in Dänemark gegen ihn auf, und da er mit wenigen Getreuen sich weder im Lande behaupten noch die Hansen abwehren konnte, so mußte er heimlich entweichen. Er floh also mit seiner Gemahlin Isabella oder Elisabeth von Oesterreich, seinen Kindern und vielen Schätzen und Kleinodien nach Zeeland und Flandern und an den Hof der Frau Margaretha von Oesterreich, der Regentin der Niederlande.

In den folgenden Jahren suchte er, sowohl beim Kaiser Karl V., als in England, Brandenburg und fast bei allen

Fürſten Europa's Hülfe zu bekommen, um ſein Reich wieder zu erobern. Denn nach ſeiner Flucht war ſein Oheim, der Herzog Friedrich von Schleswig und Holſtein zum König erkoren, und die Hanſeſtädte hatten ihm ihren Beiſtand gern zugeſagt. Aber Chriſtiern fand wenig Theilnahme, geringen Troſt und nirgends Hülfe. Er mußte alſo auf eigne Fauſt ſein Heil verſuchen. In der Oſtſee vertrat Sören oder Severin Norby ſeine Sache, indem er von der Inſel Gothland aus die Kaperei, ſonderlich gegen die Hanſen, in Chriſtiern's Namen trieb. Es wurde den tapfern Lübeckern ſchwer, ihn zuletzt von Gothland zu verjagen, aber ſein verderbliches Handwerk ſetzte er dennoch fort.

Nun war's im Jahre 1525, als der König gedachte, eine Flotte auszurüſten, die ſich mit Sören Norby vereinigen ſollte, um dann mit doppelter Macht, ſowohl die Hanſen zu demüthigen als auch Norwegen zu erobern. Zu dieſer Unternehmung fand er leider bei denen zu Zeeland und Flandern mehr thätige Hülfe, als ſie verantworten konnten. Denn ſie waren alte Freunde der Hanſen, und dieſe hatten ſich's von ſo frommen guten Leuten nimmer verſehen, daß ſie ihnen ein ſo arges Spiel bereiten helfen würden. Aber es ward ſpäter erwieſen, wie viel Vorſchub ſie dieſem böſen Handel geleiſtet. Die Ausrüſtung der Schiffe und deren Bemannung geſchah zu Vere in Zeeland, wo öffentlich freilich von einem ehrlichen Kriegszuge, und nicht von beabſichtigter Piraterei geredet wurde.

11. Wie König Chriſtiern den Claus Knyphoff als Hauptmann beſtallt.

Des Geſchwaders Hauptſchiff war ein gewaltiger Viermaſter, die Gallion, wie man (von dem alſo benannten Schiffsſchnabel) die größten Kriegsſchiffe der Spaniſchen Silber-

Flotte zu nennen pflegte, und dann auch alle ähnlich gebauten Schiffe, etwa von der Mächtigkeit eines heutigen Fregatt- oder Linienschiffes. Zwei minder große Schiffe hießen der Bartum und der fliegende Geist, ein viertes, eine kleine Yacht, hieß der weiße Schwan. Zum Ober-Anführer dieses Geschwaders ernannte König Christiern den Claus Kniphoff. In der Bestallung bevollmächtigte er ihn: nach Bedürfniß ehrliche Landsknechte anzuwerben, Capitaine, Schiffer und andere erforderliche Officiere zu ernennen, und alle Schiffe, Schlösser, Städte und Lande, die ihm Gott als gute Prisen verleihen werde, wohl zu verwalten oder von tauglichen Personen regieren zu lassen.

Demgemäß ließ Kniphoff die Werbetrommel rühren, und bekam bald eine Menge kriegskundiger und seegewohnter Leute; ein Volkslied spricht von 1000 Mann, deren Zweifel über die versprochenen Soldzahlungen Kniphoff durch Hinweisung auf die reiche Kriegsbeute zu heben verstand. Abentheurer und Glücksritter aller Art fanden sich zu ihm, darunter Edelleute, wie Simon Gans (vermuthlich von Puttlitz) und Jürgen von Sidow, wie auch Benedict von Alefeld, ein Holsteiner, der seine Güter an den verstorbenen König Johann verkauft und sein Vermögen verpraßt hatte, weshalb man ihn spottweise nur den Ritter Anefeld (ohne Feld) nannte; der gedachte unter Kniphoff's Banner neue Güter zu erwerben. — Als die Ausrüstung vollendet war, ging das Geschwader in der Fastenzeit des Jahres 1525 unter Segel und kreuzte vorerst in den Gewässern bei der Insel Vieland.

Claus Kniphoff war ein Jüngling von 25 Jahren, groß und schön, ritterlichen Ansehens, kräftigen gewandten Körpers und ungewöhnlich begabten Geistes; sonst hätte auch wohl König Christiern dem noch so jungen Manne schwerlich ein so wichtiges Commando, ein so unbegränztes Vertrauen ver-

liehen. Er war in Copenhagen geboren und guter Leute Kind; ſein Stiefvater, Jürgen Kock, genannt Munter, ein Bürgermeiſter zu Malmoe, hatte ihn gut erzogen, und ſelbſt ein ihm feindliches Volkslied lobt Knipheff's edle Sitte und feine Art. Sein raſches Aufſteigen im Kriegsdienſt hatte aber ſeinen Ehrgeiz geweckt, der wurde ſein Verderben; des Königs Auftrag: die Macht der Hanſeſtädte zu vernichten und Norwegen zu erobern, zuſammenſtimmend mit ſeinen hochfliegenden Planen, wie mit ſeiner unbedingten Anhänglichkeit für die Sache ſeines Herrn, in welchem er nur einen Unglücklichen ſah, ließen ihn die Grenze zwiſchen dem ehrlichen Kriege und der Piraterie bald verkennen und überſchreiten. Eine offene Kriegs-Erklärung erachtete er den Hanſen gegenüber für unnöthig. Um ſeinem Zwecke näher zu kommen, bedurfte er noch viel größerer Mittel, weshalb er vor allen Dingen nach Beute trachtete, die er den verhaßten Hanſen abgewinnen wollte. So kam's, daß der kühne Jüngling, der zu edlerem Beruf beſtimmt ſchien, durch Ehrgeiz und Ruhmſucht geblendet, ſo ſchnell die Ehrenbahn des Kriegers verließ und zum Freibeuter hinabſank. Aber ſicherlich nicht ohne die Mitſchuld eines ſeiner Genoſſen, des rothen Claus (auch Rode Claus oder Claus Rode genannt), eines kriegskundigen Abenteurers, der zu Knipheff's Geſchwader in den Livländiſchen Gewäſſern kam, und ſich bald ſo ſehr des jungen Anführers Vertrauen zu erwerben verſtand, daß er zunächſt unter ihm befehligte. Von der Zeit an, als dieſer Menſch, deſſen tyranniſche Bosheit und Grauſamkeit die Volkslieder verwünſchen, zu Knipheff gekommen war, begannen auch deſſen Frevel und Verbrechen, und füglich kann man den rothen Claus ſeinen böſen Dämon, ſeinen Teufel nennen.

111. Von Knipheff's räuberiſchen Seefahrten.

Um dieſe Zeit wurden die Vlieländiſchen Gewäſſer unſicher. Knipheff und ſeine Geſellen kreuzten umher, und machten Jagd auf die Hanſiſchen Kauffahrer, die mit reicher Ladung völlig ungewarnt und deshalb wehrlos aus der Schelde kamen oder dahin ſegelten. Dieſe Probeſtücke fielen erfolgreich aus, und ſpornten die Beutelust des Geſchwaders zu verdoppeltem Eifer; auch die Schiffe anderer Nationen hielten ſie an und plünderten ſie aus. Die Beute ſuchten ſie in den Niederländiſchen Seeſtädten zu Gelde zu machen, wobei ſie Anfangs willige Käufer genug fanden.

Als es nun aller Orten ruchbar geworden, daß Knipheff ein Seeräuber, daß ſein Kriegs-Unternehmen nichts als ein gemeiner Piraten-Zug geworden ſei, und als die beraubten Hanſiſchen Kaufleute bei ihrer Obrigkeit um Hülfe gebeten hatten, da beſchickten die Städte den Hof zu Brüſſel, und führten Klage gegen Knipheff.

So gern nun auch die Regentin Frau Margaretha ihren Verwandten, König Chriſtiern, ſchonen mochte, ſo konnte ſie doch nicht umhin, die Sache zu unterſuchen. Chriſtiern, um ſeinen Antheil an Knipheff's Zügen befragt, ſtellte es durchaus in Abrede, ihn zur Seeräuberei bevollmächtigt zu haben, und gab als Zweck der ganzen Expedition wiederholt die Vereinigung dieſes Geſchwaders mit dem des Gören Norby an, welcher ſich zu der Zeit in den Gewäſſern der Oſtſee umhertrieb und dort den Hanſen in aller Weiſe ſchadete. Demnach ſandte die Regentin den Hanſeſtädten ein beſiegeltes Schreiben, worin ſie dem Knipheff keinen Schutz in ihren Landen zu geben verſprach, ihn für einen Seeräuber erklärte, und die Hanſen ausdrücklich aufforderte, ihm und ſeinen Geſellen, wo ſie derſelben habhaft werden könnten, der Seeräuber Recht und Gericht widerfahren zu laſſen. Den

Niederländern aber wurde aller Verkehr mit Kniphoff verboten; auch die Herren von Amſterdam ſchickten ihm Botſchaft, daß er ihre Gewäſſer ſchleunigſt meiden müſſe, da ſie mit den Hanſeſtädten im Frieden lebten und ferner in Freundſchaft zu leben gedächten. Zugleich wurde es in ganz Holland ſcharf unterſagt, Kniphoff's Beute, wo ſie etwa zu Markte käme, zu kaufen.

Da nun die Freibeuter in den Niederländiſchen Gewäſſern kein Heil mehr zu erwarten hatten, gingen ſie in die offne Nordſee, wo ſie fortfuhren, ohne Rückſicht und Schonung ihr Gewerbe zu treiben. Auf der ſogenannten Trade, einem Fahrwaſſer zwiſchen Jütland und Norwegen, ſtießen ſie auf eine Flotte Däniſcher Handelsſchiffe, und gedachten ſie zu nehmen. Aber die Dänen waren für ſolchen Fall wohlgerüſtet mit Geſchützen, Pulver und Blei, und verſtanden damit ſo trefflich umzugehen, daß Kniphoff's Geſellen Gott danken mußten, als ſie mit leidlich heiler Haut davongekommen waren. — Darnach landeten ſie auf der kleinen Norwegiſchen Inſel Fleckeroe (bei Mandal) und an andern Küſtenorten dieſes Reiches, wo ſie nicht nur die Hanſiſchen Kaufmannsgüter raubten, ſondern auch die friedlichen Landesbewohner überfielen und überall plünderten und ſchlimme Frevel übten gegen Geiſtliche, Bürger und Bauern.

Kühn gemacht durch das bisherige Glück, faßte Kniphoff nun den Anſchlag, nach dem Beiſpiel der Vitalianer die Stadt Bergen zu nehmen. Bergen, Norwegens reichſte und mächtigſte Stadt, worin damals 36 Kirchen, Klöſter und Stiftungen beſtanden, hatte in ſeinen Augen noch den Vorzug, daß hier die berühmte Factorei der Hanſeſtädte (das ſogenannte Hanſiſche Comtoir) blühte, in deren Gewölben er außer reichen Waarenvorräthen auch große Schätze baaren Geldes zu finden hoffte. Er würde alſo durch einen ſiegreichen Angriff auf

Bergen, zwei Fliegen mit einer Klappe geſchlagen haben, indem er ſodann in den Beſitz der Hauptſtadt eines der abgefallenen Reiche ſeines Königs gekommen wäre, und zugleich deſſen Erzfeinden, den Hanſen, einen ſchwer zu verwindenden Schaden beigebracht hätte.

Der Anſchlag aber war zu verwegen und überſtieg die Kräfte ſeines Geſchwaders. Die Bergen'ſchen Bürger, und nicht minder die Hanſiſchen Kaufleute, kräftige abgehärtete Männer, die eher von ihrem Leben als von ihrem Gute zu laſſen entſchloſſen waren, rüſteten ſich zeitig, und ſetzten den anſtürmenden Freibeutern einen ſo geordneten und wirkſamen Widerſtand entgegen, daß dem übermüthigen Knyphoff nichts anderes übrig blieb, als vorläufig ans offene Meer zurückzuweichen, wo er inzwiſchen ſeine Räubereien eifrig fortſetzte. Die brauchbarſten Seeleute der genommenen Schiffe pflegte er durch Zwangsmittel zu nöthigen, in ſeinem Dienſte zu bleiben.

IV. Der Hamburger Kreuzzug wider Knyphoff.

Dies böſe Spiel verdroß nun billig alle Städte des Hanſabundes, daß ſie darauf ſannen, dem Dinge ein Ende zu geben. Und angeſehen Hamburgs Macht und Gelegenheit, wie auch ſeiner See- und Kriegsleute Tüchtigkeit, baten die Schweſterſtädte unſern Rath, daß er die Sache in die Hand nehmen und Wandel ſchaffen möge. Die Lübecker hatten genug zu thun, ſich des Sören Norby zu erwehren, mit dem ihre Schiffe um die Pfingſtzeit bei Bunyck an der Schwediſchen Küſte bei Nacht und Nebel hart zuſammen ſtießen, jedoch ſiegreich dem Freibeuter 3 Schiffe abnahmen. Dies zeigten ſie dem Hamburger Rath an und baten dringend, er möge den Zug gegen Knyphoff fördern. Anfangs hatte unſer Rath nicht gern daran gewollt, weil er wußte, wie ſchwer

es hält, unter Bundesgenossen wieder zum Kosten-Ersatz zu kommen. Aber die Nothwendigkeit, den eigenen Handel gegen die Freibeuter zu schützen, brachte die Hamburger doch dahin, eine Flotte von 4 Kraffeln zu rüsten. Solch ein Kraffel war ein zweimastiges Seeschiff von mäßiger Größe, etwa wie eine Brigg oder ein Schoner, also jedenfalls viel kleiner als die Gallien Knipheff's, von der Mächtigkeit eines Linienschiffes.

Gegen Pfingsten war Alles bereit, die Schiffe gerüstet, das See- und Kriegsvolk geworben und gemustert. Simon Parseval wurde Admiral; er, so wie Ditmar Kohl, Claus Hasse und Dirk von Minden befehligten Jeder einen der 4 Kraffel als Schiffs-Patron. Unter ihnen dienten als Hauptleute des Kriegsvolks Michel Schröder, der große Helmeke, Jürgen Sibbern und Hans Holck.

Darauf gingen die Schiffe in See und kreuzten die lange Sommerzeit in den Gewässern der Norwegischen Küste, und suchten den saubern Gast mit allem Fleiße, konnten ihn aber nicht finden, und kehrten unverrichteter Sache gegen den Herbst auf die Elbe und an die Stadt zurück. Das behagte dem Rath übel, denn es sah fast aus wie ein Schimpf für der Hamburger guten Willen und Tapferkeit. Darum ließ er's erkunden, wo Knipheff anjetzt zu suchen und zu finden wäre, und gab den Schiffen Befehl, sich alleweil segelfertig zu halten, um gleich wieder auslaufen zu können. Schiffs-Patrone, Hauptleute und alles Volk waren deff' wohl zufrieden, nur Hans Holck und der große Helmeke, die Hauptleute, die wollten nicht weiter mit; darum gab der Rath ihnen den Abschied und setzte Aëmus Stolte und Cord Bleme an ihre Stelle. Auch vermehrte der Rath die Flotte noch um 2 Bojer (kleine einmastige Seeschiffe, etwa wie die jetzigen Ever oder Smacken), welche von Hans Lüders und Jacob Bleck com-

mandirt wurden. Kurz darauf erhielt der Rath die ſichere Zeitung, daß Claus Kniphoff in der Oſterems läge, in dem Fahrwaſſer zwiſchen den Watten öſtlich der Inſel Borkum, unfern des Meerbuſens Dollart bei Oſtfriesland, in den die Ems ſich ergießt. Obwohl es nun um die Zeit der herbſtlichen Tag- und Nachtgleiche war, wo ſchwere Stürme in den Nordiſchen Meeren zu toben pflegen, ſo beſchloß der Rath dennoch, die Flotte ſofort auslaufen zu laſſen. Denn es galt ein großes und gutes Werk verrichten, und die Ehre der Stadt Hamburg vor aller Welt zu behaupten; darum ließ der Rath ſogleich die Trommeln rühren, daß Jeder eilends zu Schiffe ſtieg, und am 3. October ſegelte die Flotte im Namen Gottes, der einen friſchen guten Oſtwind dazu verlieh, ſeewärts dem Kampfe mit Stürmen und Feinden entgegen.

---

6. Wie die Hamburger Kniphoff fanden.

Daß Claus Kniphoff aber nach der Oſterems gefahren war, das war alſo gekommen: Er hatte es ſich in den Kopf geſetzt, ganz Norwegen einzunehmen; und eroberte er erſt *eine* Stadt, ſo wäre dem Sieger genug Beute zugefallen, um Landsknechte in Menge anzuwerben, mit welchen Kriegsvölkern er dann nach und nach das ganze Land erobert hätte. Das wäre ſchon gegangen. Doch fehlte es ihm für's Erſte zur Einnehmung der einen Stadt ſowohl an Lebensmitteln als an Mannſchaft. Darum trachtete er nach der Oſterems und den Frieſiſchen Küſten, wo er beides zu finden hoffte. Denn die Leute dort herum hielten es damals oft mit den Seeräubern, wie aus Störtebeker's Geſchichte erinnerlich iſt.

Nun hatte er unter ſeinem Volk keinen andern Lootſen, der des Fahrwaſſers zur Oſterems kundig geweſen wäre, als

einen gefangenen Hamburger Steuermann, der mußte ſie dahin führen. Um ſeinen Hals zu retten, verſprach der Hamburger, was von ihm gefordert wurde, ſofern er ſelbſt nur richtigen Beſcheid wußte. Denn er war ein Schalk und ließ die Schiffe nahe der Oſterems auf den ſogenannten Hamburger Sand laufen. Da wollten die Bootsleute den Steuermann über Bord werfen. Aber Knipheff ſchützte ihn, weil er zuvor geſagt, er ſei des Fahrwaſſers nicht kundig genug. Er ſpielte gewagtes Spiel, denn wenn Knipheff geargwohnt hätte, daß er die Schiffe vorſätzlich auflaufen laſſen, damit die Hamburger davon Nachricht erhielten, um ſie allda zu beſtricken und zu fangen, — dann war ſein Kopf geliefert. Mit Verluſt eines Maſtes kamen die Schiffe wieder ab vom Sande und in die Oſterems bei Gretſyl, wo ſie ankerten.

Als nun die Hamburger nach der Inſel Neuwerk kamen, wurde ihnen dort die Zeitung beſtätigt, daß Knipheff in der Oſterems läge, wo er ſich nur ein wenig ſtärken wolle, um Norwegen zu bezwingen. Da ſetzten ſie noch mehr Segel bei und kamen am 6. October in den Meeresarm, den man die Grete nennt, bei Gretſyl.

Da warfen ſie vorerſt Anker, und die Schiffs-Patrone und Hauptleute kamen zuſammen, um Kriegsrath zu halten, wie Knipheff am beſten anzugreifen ſei. Und weil Jeder der tapfern Männer die Ehre des ſchwerſten Kampfes für ſich begehrte, ſo warfen ſie das Loos darüber, wer die Gallien angreifen und erſtürmen ſollte. Und Ditmar Kohl traf's, der ſollte mit ſeinem Kraffel dem rieſigen Hauptſchiff der Feinde an Bord legen, um es zu entern, und Simon Parſeval, der Admiral, und die zwei kleinen Bojer ſollten ihm zur Hülfe bereit bleiben, während Claus Haſſe den "fliegenden Geiſt" und Dirk von Minden den "Bartum" angreifen und nehmen ſollten.

Noch ſelbigen Tages, am 6. October, legten ſich die Hamburger Schiffe ſo nahe an Kniphoff's Schiffe, daß ſie ſich einander wohl ſehen, aber mit Geſchützen nicht beſtreichen konnten.

---

11. Wie Kniphoff ſich zum Kampfe rüſtete.

Als nun Claus Kniphoff die Hamburger Schiffe gewahrte, da rief er ſein Volk zuſammen, um zu berathen, ob es thunlich ſei, davon zu fahren und dem Kampfe auszuweichen. Als er ſich mit ſeinem Volke ſo beſprach, da antwortete daſſelbe: er möchte nur liegen bleiben und die Hamburger Landratzen nur herankommen laſſen, ſie wollten ihrer wohl mächtig werden; die Hamburger wären doch nur Apfelſchützen, derenwegen ſie unverzagt ſeien; wenn ſie den Streit nicht annähmen, ſo würde die Kunde vor Fürſten und Herren kommen, daß ſie vor Apfelſchützen geflohen wären; ſolche Schande könnten und möchten ſie nicht leiden; ſie wollten ſich wehren mit Macht, — übrigens würden ſie die kleinen Hamburger Kraffeln und Bojer mit den Karthaunen und Serpentinen der Gallion leichtlich in den Grund ſchießen.

Als nun Kniphoff dieſe mannhafte Antwort ſeines Volks vernahm, wurde er froh und ſprach: "Hei friſch, ihr lieben Geſellen, wir wollen Preis und Ehre gewinnen. Da liegen güldene Berge, die ſollen unſer ſein. Jeder Büchſenſchütz und Conſtabler lade und ſchieße aber Büchſe und Geſchütz nur auf die Kraffeln ab, und nicht auf die Bojer, bei Leib und Gut! damit wir unſer Kraut und Loth nicht unnütz verſchießen." Daß er ſomit verbot, auf die Bojer zu ſchießen, das hat ihm nachmals großen Schaden gebracht. So mag der Menſch, wenn Gott im Himmel einmal ſeinen Untergang beſchloſſen hat, es anfangen, wie er will, und noch ſo klug

zu handeln vermeinen, es hilft doch nichts, und Alles muß zu ſeinem Verderben dienen.

Hierauf war Knipſtoff bedacht, den Hamburgern kund zu thun, daß er den Kampf mit ihnen annehme, und ſie zu grüßen, wie gute Kriegsmänner achtbare Feinde mit Ehren zu grüßen pflegen. Er ſteckte alſo auf ſeinen Schiffen die Fähnlein auf und ließ ſie fliegen. Dazu ließ er aus den größten Stücken ſeiner Geſchütze drei Schüſſe thun, den Hamburgern zu Ehren und um ſie willkommen zu heißen. Solchen Kriegesgruß erwiederten die Hamburger und feuerten auch aus ihren größten Stücken drei Schüſſe. Dabei iſt es am 6. October geblieben. Und als es dunkelte und die Nacht das weite Meer bedeckte, und nur auf jedem Schiffe die Leuchte beim Steuer ſchimmerte, da lagen die beiden Flotten ſo friedlich und ſtill einander gegenüber, als wenn ſie nimmer morgen auf Tod und Leben zu ſtreiten beſtimmt geweſen wären; und das Volk aß und trank und war guter Dinge, und ging ſchlafen, und freute ſich auf den Morgen wie auf einen Ehrentag, und doch ſollte manch junges friſches Blut dahin fließen und manch kühnes Auge den Abend nicht wieder ſchauen.

Aber Claus Knipſtoff konnte nicht ſchlafen, denn es mahnte ihn düſter, und es kam ihm ein Grauen an, wenn er des kommenden Tages gedachte. Vielleicht fiel ihm das Geſchick ſeines Namensvetters, Claus Störtebeker, ein, in deſſen Fußſtapfen er leider getreten, welcher vor mehr als 100 Jahren von den Hamburgern überwunden und zum Blutgericht fortgeführt war. Das Mögliche zu ſeiner Rettung verſuchend, ſchickte er mit einbrechender Nacht heimlich und ſtill ſeinen Schiffsſchreiber mit einem Boote ans Land, damit er noch Volk anwerbe und auf die Schiffe brächte. Der Schreiber war eifrig im Dienſte ſeines Herrn, und brachte in der Nacht zuſammen, wen er antraf und halbwegs bereit fand; einige

holte er aus den Betten, Fischersleute und Bauern, die an dortiger Meeresküste insgesammt der Seefahrt wohl kundig — denen sprach er schöne Dinge vor und verhieß ihnen reiche Beute, wenn sie nur einige Stunden lang helfen wollten. Sie ließen sich bereden und gingen mit zu Schiffe, und gedachten nicht länger dort zu weilen, als zum Verzehren eines Härings gehört, und bald genug mit Geld und Gut beladen wieder daheim am warmen Ofen zu sitzen; ja der Mensch denkt und Gott lenkt! und daß ihrer Viele dort erschlagen oder als Gefangene mit nach Hamburg vors Gericht geführt werden wurden, das dachten sie freilich nicht, als sie die Betten verließen und von Weibern und Kindern schieden, um Knipheff's Mannschaft zu verstärken.

VII. Des Seetreffens Anfang und Fortgang.

Der Morgen des 7. Octobers brach an; es war ein Sonnabend, und Jedweden verlangte darnach, wie der Tag enden werde. Claus Knipheff, der gewöhnlich einen herrenmäßigen Anzug trug, kleidete sich ganz unscheinbar. Er zog ein weißes Hemde an, dazu ein blaues Wams und eben solche Hosen, in welchem Anzug er auch gefangen und nach Hamburg gebracht worden ist, wo er seinem Beichtvater im Kerker die Löcher gezeigt hat, welche die Hamburger Kugeln in die Aermel und Falten gerissen, ohne ihn zu verwunden.

Die Hamburger trugen großes Verlangen zum Kampfe, nach den Feinden stand ihr Begehr. Die Anführer ließen dem Volke einen guten "zarten" Morgentrunk vorsetzen, Warmbier mit Schießpulver darin, gut durcheinander gerührt; mit solchem Trunk im Leibe konnten die Männer des Tages Arbeit schon tragen. Die Hauptleute redeten ihr Kriegsvolk an und sprachen: "Ihr Hamburger, gute Gesellen, heut' nehmt euch

zuſammen, und habt der Feinde Acht. Wenn ihr euch von ihnen bezwingen laſſet, ſo wiſſet ihr, daß es euch Leib und Leben koſtet; das vergeßt nicht, und ſchaffet, daß ihr es euren ſtarken Verfahren gleich thut, die alle Freibeuter aus der See holten; gedenket des tapfern Simon von Utrecht und ſeiner Mannen, wie ſie einſt den Störtebeker bezwangen; und zeiget euch werth, ihre Nachkommen zu ſein, auf daß die ehrenreiche Stadt Hamburg bei ihrem alten Ruhm und Preiſe bleibe! Daran gedenket ihr Alle!"

Nun eröffneten die Hamburger das Treffen um 8 Uhr früh, indem ihre kleinſten Schiffe, die beiden Bojer, ſich in möglichſter Schnelligkeit dicht an die Gallion machten, deren großer hoher Bord faſt ihre Maſten überragte, da konnten die Gallion-Kanonen ihnen nichts anhaben, weil ihre Schüſſe darüber hin gegangen wären; das hatte Kniphoff auch wohl bedacht, und deshalb Pulver und Blei zu ſparen geboten. Er hätte ſie aber zuſammen ſchießen ſollen, ehe ſie ſo nahe heran kamen, dann wäre er ihrer entledigt geblieben. Die Bojer lagen nun längs der Gallion und ſchoſſen ihm ihre Bleipillen in den Rumpf und aufs Deck, ſo viel ſie vermochten, und manch guten Kerl ſchoſſen ſie aus der Wehre. Bald darnach ſegelte Simon Parſeval, der Admiral, mit ſeinem Kraffel heran, ließ in Schußnähe den Anker fallen und beſchoß die Gallion; aber die vergaß den Admiral auch nicht, ließ die Karthaunen und Schlangen ſpielen und feuerte Blitz und Donner auf den Kraffel. Der Admiral hatte ſein Volk unter Deck bleiben laſſen, ſo daß nur etwa 12 Mann oben waren zur Regierung des Schiffes, weshalb das Feuer der Gallion ihm wenig Schaden that; indeſſen kam das Admiralſchiff von ſeinem Anker los und trieb ſeitab von der Gallion weg.

Während dieſer Zeit hatte Claus Haſſe mit ſeinem Kraffel den "fliegenden Geiſt" angelaufen, und nach einigen gewech-

ſelten Lagen des groben Geſchützes ſogleich geentert, und die Hamburger waren ſo heftig auf den "fliegenden Geiſt" gefallen, und hatten ſo tapfer auf dem Deck gefochten, Mann gegen Mann, daß dies gute Schiff Knipheff's bezwungen war, bevor der Hauptangriff gegen die Gallien geſchah. Und die Schiffs- und Kriegsleute vom fliegenden Geiſt wurden gefangen und in den Schiffsraum geſperrt, ſo viel ihrer nicht im Streit erſchlagen oder über Bord geworfen waren; ſie waren von Knipheff's Geſellen die erſten, die's empfanden, daß die Hamburger doch keine Apfelſchützen ſind.

Derweile hatte Dirik von Minden mit ſeinem Kraffel weniger Glück; er ſollte den Bartum angreifen, aber ſein Steuermann verſah's und lief auf den Grund, ſo daß dies Schiff feſt ſaß und am Kampfe nicht theilnehmen konnte, welches Dirik ſehr nahe ging. Jedoch ſchickte er ſein Volk in Booten den andern Schiffen zu Hülfe, damit dieſe ihre Mannſchaft verſtärken möchten.

Während dies geſchah und das Admiralſchiff von der Gallien abgetrieben war, vergaßen die kleinen Vojer ihren Dienſt nicht, ſondern ſetzten allein dem mächtigen Feinde mit unaufhörlichem Schießen tapfer zu. Nun hielt aber auch Ditmar Kohl nicht länger zurück, ſondern befahl hart auf die Gallien zu ſteuern, um den Hauptangriff zu wagen. Knipheff, der Ditmar's Kraffel heranſegeln ſah, glaubte, deſſen Volk würde wie das des Admiralſchiffes unter Deck ſein; alſo machte er ſeinen Plan darnach, und ließ ſeine wehrhafteſten Männer alleſammt aufs Deck und an Bord treten, und befahl: ſobald der Kraffel heran käme, ſollten ſie mit aller Macht ihn entern und darüber herfallen; ſo würden ſie den Kraffel nehmen, ehe die Hamburger es ſich verſähen. Alſo hat Knipheff nachmals ſeinem Beichtvater ſelbſt erzählt.

VIII. Des Kampfes Fortgang, Erſtürmung der Gallion.

Ditmar Kohl aber erwog, daß ſowohl die beiden Bojer als das Admiralſchiff ſchon lange Zeit die Gallion beſchoſſen, und ſicher auch gut getroffen hätten; darum ſchien ihm der Augenblick günſtig, den Sturm zu wagen, damit der den Preis des Tages und um ſo größere Ehre erringen möchte, als der Admiral noch nicht wieder herbei gekommen war. Darum rief er ſein Volk aufs Deck, und gab Befehle, und ſtellte die Conſtabler an die Stücke (Kanonen), und jeder Mann mußte ſeine Hakenbüchſe bereit halten, oder ſein Fauſtrohr, und dazu das Schwert locker in der Scheide.

Als nun der Kraffel dicht an die Gallion kam, deren Volk auf dem Deck und am Bord gedrängt da ſtand, in der Meinung, Ditmar's Schiff zu entern und zu nehmen, — da eröffneten die Hamburger auf Ditmar's Commando zu gleicher Zeit aus Kanonen, Hakenbüchſen und allen Gewehren ein ſo wohl gezieltes Feuer, daß gleich bei der erſten Lage an 30 Mann von Knipheff's Geſellen fielen und todt blieben. Und die Hamburger, die nicht Zeit verlieren mochten mit Laden und Richten, auch des ehrlichen Kampfes Mann gegen Mann begehrten, griffen flugs, bevor der Pulverdampf ſich verzog, zu den Sturmleitern und Enterhaken, erklommen und erſtiegen das große Schiff und warfen ſich mit Ungeſtum und Todesverachtung auf das Deck und auf die ihnen an Zahl weit überlegenen Feinde.

Zu derſelben Zeit merkten die Beſatzungen der tapfern kleinen Bojer, die immer ſchießend an der andern Seite der Gallion lagen, daß Ditmar Kohl entern wolle, und ſchnell kamen ſie heran, um ſtürmen zu helfen; und während Ditmar Kohl's Leute die Gallion rechts erſtiegen, ſprangen die Bojersleute von links her über Bord aufs Deck.

Nach der erſten vollen Lage der Hamburger war ein Theil von Knipheff's Leuten unter Deck gegangen, um mit den dort

liegenden Karthaunen den Kraffel in den Grund zu ſchieſſen; aber noch ehe ſie gerichtet hatten, kamen ihnen die Hamburger ſchon ungeſtüm über den Hals, denn während ihrer die Meiſten auf dem Deck gegen den Feind ſiegbaft kämpften, waren Andere auf Ditmar's Befehl gleich hinunter geſtiegen, um den Sieg auch hier zu ſichern.

Das war ein mörderiſcher Streit! Wüſtes Toben, Kampfgeſchrei und Commando-Rufen; unter den Tritten der Männer erbebte das Schiff, hieher, dorthin wälzten ſich die Haufen der Kämpfenden; die Schwerter ſauſ'ten und trafen krachend ihr Ziel, das Blut floß in Strömen. Leichen bedeckten den Boden. Von beiden Seiten wurde mit höchſter Kraft und Tapferkeit geſtritten. Unter Knipheff's Leuten waren viel wilde Geſellen, die ſchon, ehe ſie in ſeinen Dienſt getreten, manch böſe That ausgeſeſſen; landflüchtige Friedensbrecher, Geächtete und Verfeſtete. Die wußten jetzt wohl, woran ſie waren. Ergeben mochten ſie ſich nicht, denn hinter ſchimpflicher Gefangenſchaft dräute das Gericht und das Schwert des Henkers! Darum verkauften ſie jede Wunde ſo theuer als ſie konnten, damit ihr Tod in Wehr und Waffen, eines wilden Lebens blutiges Ende, mindeſtens nicht ungerächt bleibe.

Aber die Hamburger fochten wie die Helden, ihrer großen Vorfahren würdige Söhne! Im Angriff ſo kühn als beſonnen, im Kampfe feſt und ſtark, keinen Schritt zurück, — vorwärts dringend oder todt niederſinkend. Nicht nur die wohlbewehrten eigentlichen Kriegsleute (von denen ein Theil in der Stadt Sold und Dienſten ſtand, ein anderer aber freiwillige oder für dieſen Zug Gewerbene waren), ſondern auch die Hamburger Bootsleute, ſo viel ihrer entbehrlich, waren auf die Galliën gekommen, und grade dieſe richteten mit ihren kurzen Handbeilen, die ſie gebrauchten wie unſere Vorfahren ihre Streitärte, ein furchtbares Blutbad an; wen die Boots-

leute faßten, den ſchlugen ſie todt, ſie gönnten auch Keinem das Leben, ſondern ließen ihre Beile umhertanzen, wo noch ein feindlicher Mann zu ſehen war; in die Maſtkörbe und ins Tauwerk ſtiegen ſie, die Flüchtigen verfolgend, bis zum Schiffsraum hinunter. Die Hamburger Kriegsleute dagegen gaben Pardon Allen, die darum baten, und machten alſo Gefangene, die dann eingeſchloſſen wurden. Es war auch manch ehrlicher Kerl unter Knipbeff's Volk, der bei der Anwerbung nicht gewußt hatte, daß der Kriegszug in Seeräuberei ausarten werde, oder der hernach gefangen und gezwungen war, auf der Gallion zu dienen; auch einige fürwitzige Leute, nämlich die erſt zur Nacht an Bord gekommenen Frieſen. Dieſe Alle brauchten den Meiſter Büttel von Hamburg nicht ſo ſehr zu fürchten, darum ergaben ſie ſich den Söldnern und Landsknechten der Hamburger.

Mittlerweile war der Kampf, obwohl er noch fortdauerte, doch ſchon außer Zweifel; die Hamburger hatten überall die Oberhand und wurden Meiſter der großen Gallion. Von Knipbeff's Geſellen lagen die Beſten in ihrem Blute am Boden, oder trieben als zerhauene Leichen auf den Meereswogen dahin. Herrn Benedict von Alefeld war gleich Anfangs der Hirnſchädel weggeſchoſſen; die Tritte von Freund wie Feind gingen über ſeinen verſtümmelten Leichnam. Ein andrer vornehmer Anführer, ein fruherer Bürgermeiſter von Copenhagen, und ſeine Geſellen, waren wie die tollen Hunde erſchlagen. Knipbeff's Cumpan, der rothe Claus, wehrte ſich wie raſend; er war als der böſeſte und ruchloſeſte von Allen bekannt, und ein rechter eingefleiſchter Teufel; darum ließen die Bootsleute nicht von ihm ab, und da ſie ihn endlich bei ſeinen Armen fingen und feſthielten, kühlten ſie ihre Wuth mit den Beilen — er wurde zerhauen in kleine Stucke, wie man das Fleiſch zerhackt zum Grapenbraten! Wie Viele verwundet oder todt

ins Meer geſtürzt waren, wie Manche freiwillig dort ihr Ende geſucht, das weiß man nicht, die Wellen trieben die Körper dahin, — aber der Todten von Kniphoff's Volk waren Viele — auf der Gallion allein lagen hernach noch 88 Mann; der Verwundeten und Gefangenen Zahl mochte doppelt ſo groß ſein.

IX. Kniphoff ergiebt ſich, Victoria der Hamburger.

Als Claus Kniphoff ſeines Genoſſen, des rothen Claus, grauſiges Ende geſehen, da wurde er inne, welch' ingrimmig Volk die Hamburger Bootsleute wären; vor ihrer Uebermacht zu erliegen, unter ihren Schlachterbeilen zerhauen zu werden, das däuchte ihm noch widerwärtiger, als ehrliche Kriegsgefangenſchaft, auf die er hoffte, wenn er ſich freiwillig ſtellte.

Und noch einen Blick that er über den Kampfplatz, ob ſich keine Möglichkeit der Rettung zeige; da er aber Alles verloren geben mußte, brauchte er noch einmal ſein gutes Schwert, um ſich durch die Bootsleute eine Bahn dahin zu erfechten, wo er Hamburger Kriegsleute gewahrte, denen wollte er ſich ergeben. Und da ihm dies mit Mühe gelungen war, und er einen graubärtigen Rottmeiſter erſah, ſprach er zu dem: nimm mich gefangen, lieber Kriegsmann! Der fragte hingegen: wer biſt du? wie iſt dein Name? Indem merkte Kniphoff, daß die Bootsleute mit blutigen Beilen ihn überall ſuchten und nach ihm ſchrieen, um ihn zu viertheilen, und dringender noch bat er: o lieber Krieger, ich bin Claus Kniphoff, der Hauptmann der Schiffe, ſchone meines jungen Lebens und verhehle mich vor den Bootsleuten! Und der alte Kriegsmann nahm ihn als Gefangenen in ſeinen Schutz, und nannte ihn laut vor allem Volk "Hinrik Meller," damit er unerkannt bleibe, und ſtieß die Bootsleute zurück, und deckte ihn vor ihren Beilen und führte ihn aus der Gallion

in Ditmar Kohl's Schiff hinüber; und Kniphoff hatte ihm ſein Schwert überliefert, und dazu einen goldenen Fingerring geſchenkt zum Lohn, daß er ihn vor den Vitalienbrüdern geſchützt.

Als Ditmar Kohl ſeiner anſichtig wurde, erkannte er ihn gleich für Claus Kniphoff. Aber er ſchwieg und brachte ihn aus dem Wege, denn ſein Hauptmann Cord Bleme und die Wärwölfe, die Vitalienbrüder, rannten umher und ſchlugen Alle todt, auf die ſie ſtießen. Und inſonderheit ſchrieen ſie nach Kniphoff, wo der ſteckte, ſie wollten ihm ſeinen Lohn geben und ihn in Stücke zerhauen.

Dies ernſthafte Spiel hatte wohl an acht Stunden gedauert, von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags gegen 4 Uhr. Kniphoff, dem war's ſonderbarlich ergangen. Die Kugeln hatten ihm ſeine Kleider am Leibe durchlöchert, und ſogar ſein Hemde war davon zerriſſen, in ſo dichtem Kugelregen hatte er gefechten, und doch war er unverſehrt und unverwundet! Gottes Hand mag ihn gnädig beſchirmt haben, nicht um ſein armes Leben zu retten, denn deſſen Glück und Frieden war verſpielt; ſondern um des Heils ſeiner unſterblichen Seele willen, auf daß er nicht mitten in ſeinen Freveln und Sünden dahinfuhre, ſondern erſt durch Reue und Buße ſeine Schuld ſühne. Das hat er ſelbſt im Gefängniß zu Hamburg ſeinem Beichtvater erklärt. Er blieb in Ditmar's Schiff, obſchon der Admiral ihn bei ſich haben wollte, aber Ditmar behielt ihn als ſeinen Gefangenen, und behandelte ihn freundlich und mild, wie's dem Sieger wohl anſteht.

Nun waren noch unbezwungen der weiße Schwan und der Partum. Dieſer ſaß auf einer Untiefe; ſeine Beſatzung, als ſie der Gallion Geſchick wahrnahmen, warf zur Erleichterung Ladung und Geſchütz über Bord und unterſuchte den Grund, um ſich in der Stille davon zu machen. Aber dies gelang nicht, denn der Admiral Parſeval ſah ihnen auf die

Fäuſte. Er ſchickte, da er der Untiefe wegen mit ſeinem Kraffel nicht nahe kommen konnte, ſein Volk auf Booten an den Bartum, um ihn zu nehmen. Als ſie an die Planken legten, warfen die Feinde große Stein-Geſchütze über Bord und hätten ſie's nicht zeitig gemerkt, ſie wären alleſammt zerſchmettert oder verſeſſen. Und gleich darauf ſchoſſen die vom Bartum mit Kanonen, Büchſen und allen Gewehren ſo heftig auf die Boote, daß ſie Gott dankten, wie ſie außer Schußweite und zum Admiral zurück kamen. Darauf befehligte der Admiral einen der Bejer heran, der legte ſich, da er nicht ſo tief ging als ein Kraffel, dicht an den Bartum, den die tapfere Mannſchaft alsbald enterte und erſtieg. Zugleich kamen des Admirals Boote wieder, und ſeine Leute erſtiegen auch den Bartum und wollten deſſen Beſatzung insgeſammt in die Pfanne hauen; aber die aus dem Bejer bezähmten die Wuth der Bootsleute, und nahmen der Feinde eine große Zahl gefangen.

Darnach ergab ſich auch der Schwan, darin nur wenig Volk lag, und damit waren alle Schiffe Knipheff's genommen, und die Hamburger hatten einen herrlichen Sieg erfochten, darum ließen ſie ihre Fähnlein fliegen, löſeten alle Geſchütze und riefen Victoria, zur Ehre Gottes des Allmächtigen, der den Sieg in ihre Hand gegeben.

---

8. Wie die Hamburger heimfahren.

Am Ufer bei Gretſyl ſtanden viele Menſchen, die hatten von früh Morgens an dem Treffen zugeſehen, und weil einige der Ihrigen dabei waren (wie eben erzählt iſt), ſo trauerten und wehklagten ſie ſehr, als ſie die Hamburger ſiegen ſahen, um das Schickſal ihrer Gefreundeten.

Auch Herr Edzardus, Graf von Oſtfriesland, war am Ufer und ſah dem Kampfe zu. Den hatte Knipheff noch

zwei Tage früher am Lande beimgesucht und ihn gebeten, sein Acht zu geben, wenn etwa die Hamburger kämen, um zu gewahren, wie kurz und gut er mit ihnen umspringen werde. Da der Graf nunmehr Knipheff's Niederlage ersahe, rief er überlaut, "daß dich der Teufel hole! keine zwei Tage konntest du dich halten, der du dich doch zuvor berühmtest, du wolltest in zwei Stunden, kurz und gut, mit den Hamburgern fertig werden!"

Andern Tages wehte ein großer Sturm aus Nordwesten. Die Hamburger konnten weder an ihre Heimfahrt denken, noch konnten sie an's Land fahren, die Todten allda zu begraben. Da machten sie's "kurz und gut," und warfen sie über Bord ins Meer. Dann vertheilten sie ihre Gefangenen; einige blieben in der Gallien und wurden da verwahrt, die andern kamen auf die Kraffeln, bei welcher Gelegenheit die Bootsleute es wieder nach ihrer Weise "kurz und gut" machten, wenn irgendwo der Raum zu enge wurde für die Gefangenen, nämlich: todt geschlagen und über Bord geworfen, was zu viel war! Aber Claus Knipheff blieb bei Ditmar Kehl wohlbewahrt.

Darnach gingen die Schiffe unter Segel; die Hamburger brachten die vier Seeräuberschiffe mit aller Ladung und noch 162 Gefangenen auf. Die Fahrt ging langsam der Elbe zu der widrigen Winde wegen. Aber ihnen voraus flog die gute Kunde vom glorreichen Siege nach Hamburg. Und Ein Ehrbarer Rath, da er diese Zeitung vernahm, schickte zwei seiner Mitglieder, Dietrich Lange und Otto Bremer, den Siegern entgegen, um sie willkommen zu heißen. Da die Herren nun in Ditmar Kehl's Schiff traten, gingen sie in seine Cajüte, und ließen Knipheff vor sich bringen. Sie redeten ihn freundlich an und sagten, willkommen Claus, und hießen ihn sich setzen. Er antwortete: "freilich ihr Herren,

Ihr möget billig mich willkommen heißen, ſo, wie Ihr mich jetzt hier ſehet!" Darnach ſetzten ſie ihm einen Trunk Weines vor in einem guldenen Pocal, der war des Kniphoff's Eigen geweſen, und ſagten, trinket aus Eurem Becher, Claus! Er antwortete: "es iſt nicht mehr mein Becher, er gehört den guten Geſellen, die ihr Leben daran gewagt haben, mich mit Hab und Gut zu gewinnen; und liebe Herren, das möget Ihr wiſſen, ich hätte nicht geglaubt, daß ſolche Männer in ſolchen grauen Wämſern ſtecken! Sie fielen zu mir ins Schiff, nicht wie Menſchen, ſondern wie die leibhaftigen Teufel."

XI. Der Gefangenen Einzug in Hamburg.

Endlich kamen die Schiffe die Elbe herauf und legten ſich am Ufer unten beim Eichholz, welches damals noch außerhalb der Stadt lag, vor Anker. Und am 22. October, am Sonntage vor St. Catharinen-Kirchweih-Feſte, wurden Kniphoff und ſeine Geſellen ausgeſchifft und durch das Millernthor in die Stadt und zum Rathhauſe geführt, von den ſiegreichen Schiffs- und Kriegsleuten begleitet. Trommler und Pfeifer und fünf Fähnlein Kriegsknechte zogen voran, dann ging Claus Kniphoff, zwiſchen den vornehmſten ſeiner Mitgefangenen, den beiden Edelleuten, Simon Gans von Puttlitz und Jurgen von Sidow. Dann kam das geringere Volk ſeiner Geſellen, paarweiſe oder zu dreien; ein langes ſtarkes Tau lief die ganze Reihe der Gefangenen entlang, daran waren ſie geſchnürt; die Verwundeten gingen nicht mit, die wurden zu Schiff bis zum Rathhauſe gebracht, und daſelbſt in die Reihe geſtellt.

Nachdem ſie allhier von Burgermeiſtern und Rathmännern, auch ſonſtigen angeſehenen Bürgern in Augenſchein genommen waren, wurden ſie in einen Thurm am Winſerthore

geſetzt, vielleicht denſelben, der unter dem Namen "Reggenkiſte" erſt vor etwa 30 Jahren abgebrochen worden iſt. Knipſtoff brachte man auf den höchſten Boden des Thurmes, weil er das Haupt der Freibeuter geweſen war; ein Stockwerk niedriger ſperrte man die beiden Edelleute ein, und zu unterſt die Gemeinen, ſo viele ihrer dort Platz fanden; die andern geringen Gefangenen wurden im Büchſen- oder Zeughauſe, einige auch im Baren-Thurme an der Brookbrücke untergebracht.

Deſſelbigen Tages kam an den Rath ein Schreiben des Grafen Edzard von Oſtfriesland; der hatte, wie gedacht, gute Freundſchaft mit Claus Knipſtoff gepflogen, und war auch durch König Chriſtiern bewogen, alles Mögliche zur Rettung ſeines Hauptmanns zu thun. Er forderte in dieſem Briefe vom Rathe die ſchleunige Auslieferung Knipſtoff's, ſeines Volkes und ſeiner Schiffe, da dieſelben auf ſeinem, des Grafen Stromgebiet gefangen und erbeutet wären. Noch ſelbigen Sonntags rief der Rath die Bürger aufs Rathhaus und legte ihnen die Sache vor. Die Bürger, die ihr kaiſerlich Recht gegen alle Seeräuber wohl kannten, lachten des gräflichen Begehrs, und beſchloſſen einmüthig, dem Grafen zurückzuſchreiben: wenn er unſere Schiffe und Leute haben möchte, ſo könnten ſie ihm wohl geſchickt werden, aber nur, um auch ihn, den Grafen, abzuholen, der die Seeräuber vertheidigen wolle; denn der Hehler wäre ſo ſchlecht wie der Stehler. Doch hat's der Rath, als er dem Grafen Antwort ſchrieb, etwas glimpflicher und höflicher abfaſſen laſſen, wenn ſchon der Sinn derſelbe geweſen iſt. Und der Graf hat auf ſolche Erwiederung nichts weiter von ſich vernehmen laſſen. Dagegen kam vom regierenden Könige von Dänemark, Friedrich I., ein Schreiben an den Rath, worin er dieſen aufforderte, die Gefangenen zur Rechenſchaft zu ziehen, ſcharf zu examiniren und Juſtiz zu üben.

Am 21. October, Dienſtag vor Allerheiligen, ſind Knipheff's ſämmtliche Fähnlein, die im Seetreffen erbeutet waren, mit klingendem Spiele und unter Rührung der Trommeln in die Domkirche gebracht, und allderten über dem Predigtſtuhl aufgehängt worden, als Siegeszeichen und zum ruhmlichen Gedächtniß an Ditmar Kehl und ſeine tapfern Kampfgenoſſen. Daſelbſt haben ſie lange Jahre gehangen, zuletzt ſind ſie ins Zeughaus gebracht, wo auch das grobe Geſchütz aus Knipheff's Schiffen aufbewahrt wurde.

Dann wurde den tapfern Kriegs- und Schiffsleuten, wie ihren heldenmüthigen Anführern der Sold ausbezahlt. Ueberdies behielten ſie die ſelbſtgewonnene Beute, und bekamen noch dazu als Belohnung, den Werth eines der eroberten Raubſchiffe, 2720 Pfund Pfennige oder Thaler, für damalige Zeit eine große Summe.

XIII. Wie Knipheff und ſeine Geſellen gerichtet werden.

Mittwoch den 25. October, iſt Knipheff mit ſeinen Geſellen vor Gericht geführt, und daſelbſt verhört von 8 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags. Da wurde er vom Fiſkal auf Seeräuberei verklagt, und ſein ganzes Sunden-Regiſter, alle die Schiffe, die er genommen und geplündert, nicht weniger als 172, und all' das unſchuldige Blut, ſo dabei vergoſſen war, wurde ihm vorgehalten. Und Knipheff vertheidigte ſich ſelbſt mit großer Klugheit und Kraft in beſcheidenlicher Rede. Er entgegnete vornämlich, daß er keinen Seeraub begangen, da er König Chriſtiern's beſtallter Hauptmann, und von ihm zu Kriegszügen gegen ſeine abgefallenen Reiche wie gegen die Hanſen befehligt ſei. Alle Schiffe, die er genommen, habe er nach Kriegsrecht genommen, darum ſei er jetzt auch Kriegsgefangener und verlange für ſich und ſeine Leute anſtändige Haft bis zur Auslöſung, nach Kriegs-

recht und Kriegsbrauch. Und ſeine Beſtallung und all' ſeine Briefe und beſiegelten Documente wurden verleſen, aber nichts konnte ihn retten. Denn er konnte es nicht rechtfertigen, daß er die Feindſeligkeiten ohne alle Wahrſchauung und Kriegs-Erklärung angefangen hatte, daß er namentlich die Hanſiſchen und Hamburgiſchen Schiffe, die ſonder alle Kunde von ſeinem Vorhaben ſo wehr- als arglos geweſen, gekapert und geplündert habe. Und der Brief der Regentin Margaretha, die ihn dem Seeräuber-Recht für verfallen erklärte, machte ſein Maaß voll. Die Richtherren waren die Rathmänner Jürgen Plate und Albert Weſtede, die erkannten ihn ſchuldig des Seeraubes, und fanden zu Rechte, daß er mit der Strafe der Seeräuber, der Enthauptung, zu belegen ſei. Und von ſeinen Genoſſen wurden vorerſt ſechszehn zu gleicher Strafe verdammt. Knipbeff ſchalt zwar dies Urtheil vor dem Rath, und forderte deſſen Sentenz, aber der Rath judicirte nicht anders, ſondern beſtätigte das Todesurtheil. Da Knipbeff dies vernahm, bat er nicht um ſein Leben, ſondern um Gnade für ſeine Genoſſen, zumal für die, welche ihm nur gezwungenerweiſe gedient hatten. Dann wurde er wieder in den Thurm zurückgeführt.

Unterdeſſen kam noch manch' Fürwort beim Rathe ein, von großen Herren, die ſich für Knipbeff verwendeten. Auch ſein Stiefvater, der Burgermeiſter von Malmoe, ſchrieb gar beweglich, und bot ein großes Löſegeld für ſeinen Sohn. Aber der Rath mußte wohl beim ſtrengen Rechte bleiben, denn Knipbeff hatte zu viel geſchädigt und geſündigt, als daß es hätte ungebußt und ohne die ordentliche Strafe des Geſetzes bleiben können; darum verſchmähete der Rath das Löſegeld, davon der Vater dann eine Armenſtiftung in Malmoe grundete, zum Seelenheile ſeines unglücklichen Sohnes.

Der ſaß indeſſen im Winſerthurme und ſchaute aus ſeinem hohen Gitterfenſter ins Freie, über den Elbſtrom hin, den ſegelnden Schiffen nach, weit hinaus in die Welt, aus der er nun in jungen Jahren ſo unglücklich ſcheiden ſollte; ſcheiden von aller Erdenluſt, Größe und Macht, von der er geträumt! Er war zu hoch geflogen, darum fiel er ſo tief. Und Herr Stephan Kempe, damals noch Kloſterbruder, nachmals aber erſter lutheriſcher Paſtor zu St. Catharinen, ſaß bei ihm und tröſtete ihn aus Gottes Wort, vermahnte ihn zur Reue und hörte ſeine Beichte an. Denn er fand in Knipheff's tiefſtem Innern einen guten Grund, und Gottes Gnade war in ihm mächtig, ſo daß er ſeinen Tod durch Henkershand als eine gerechte Strafe und Buße ſeiner vielen Sünden und als ein Heilmittel zu ſeiner ewigen Seligkeit erkannte; deshalb bereitete er ſich, in Hoffnung auf die Abſolution und das Sacrament, mit Freudigkeit zum Tode.

Auf dem Grasbrook wurden ſeit uralten Zeiten Angeſichts des freien Elbſtroms die Seeräuber enthauptet, nahe dem Element, auf dem ſie geſündigt; wonach dann die Köpfe auf hohe Pfähle geſteckt wurden, die den Schiffern ſchon von Weitem als Denk- und Warnungszeichen galten. Da hinaus wurde Knipheff am Montag, den 30. October, geführt, er ganz allein, denn dies hatte er ſich als eine Gnade erbeten, damit es ihm nicht das Herz breche, wenn er etwa die Verwünſchungen ſeiner Genoſſen vernehmen müſſe. Es war früh Morgens, da der Frohn ihn abholte. Knipheff war bereit, er ſtreckte ihm die Hände entgegen. Unverzagt und friſch ſchritt er zwiſchen den Vutteln und Kriegsknechten durch die Straßen, und in ſeinem Angeſicht ſah man kein Zeichen von Todesfurcht und Bangen. Und wer ihn dahin gehen ſah, den jammerte es, und manch mitleidig Herz, abſonderlich bei den Frauen, konnte ſich der Thränen nicht erwehren über das

ſchreckliche Ende des jungen ſchönen Hauptmanns. Auf St. Catharinen-Kirchhof ſtand ſchon Pater Stephan, der ertheilte ihm hier vor allem Volk, das betend niederfiel, die Abſolution und reichte ihm das Sacrament der Verſöhnung. Und als Knipheff ſich vom Knien erhub und weiter ſchritt, ſprach er Allen vernehmbar: "Herr Jeſu Chriſte, der du dein Blut auch für mich vergoſſen, erbarme dich meiner und ſei mir gnädig!"

Dann ging's zum Brookthore hinaus, und am Strande der Elbe, auf der Stelle, wo 123 Jahre früher Claus Störtebeker und ſeine Geſellen denſelben Tod erlitten, kniete Knipheff nieder und empfing mit gefalteten Händen den Schwertſtreich, der ſein Haupt vom Rumpfe und ſeine Seele von der Erde ſchied.

Eine Stunde ſpäter wurden 16 ſeiner Gefährten in derſelben Weiſe hingerichtet. Und am 10. November empfingen noch 46 ihr Urtheil, das lautete auch auf den Hals; da wurden ſie wild und zornig und ſchalten überlaut auf Rath und Burgerſchaft; es half ihnen aber nichts, denn am Montage nach Martini wurden ſie enthauptet. Am 24. November wurden 26, und am 4. December noch 20 Gefangene vom Gerichte freigeſprochen, die hatten bewieſen, daß Knipheff ſie zum Dienſte gezwungen. Am 13. December aber wurden wieder acht Freibeuter, darunter der Edelmann Simon Gans und im Januar 1526 noch ihrer vier zum Tode verurtheilt, und bald darauf hingerichtet.

Endlich wurden noch zur obengenannten Zeit die letzten drei von Knipheff's Geſellen freigeſprochen, alſo daß, ihn ſelbſt eingeſchloſſen, im Ganzen 75 enthauptet, die Uebrigen aber frei erkannt und losgelaſſen worden ſind. Mit ſelbigem Richtſchwerte aber, welches Knipheff und ſeine Geſellen vom Leben zum Tode gebracht hat, iſt kein Menſch mehr gerichtet

werden. Es iſt ins Zeughaus gebracht, und wurde dort bei den erbeuteten Seeräuber-Waffen und Kanonen aufbewahrt.

Die alte Chronik, aus der die Geſchichte größtentheils genommen iſt, ſchließt ihren Bericht alſo: "Gott gebe, daß die Richter alle Schuldigen geſtraft und alle Unſchuldigen freigeſprochen haben mögen; und Gottes Gnade und Barmherzigkeit ſei mit Allen, die in dieſen unglücklichen Knipheff'ſchen Begebenheiten in irgend einer Weiſe umgekommen ſind. Amen!"

---

68. Ditmar Kohl.

(1525—1563.)

Den beiden tapfern Anführern, deren glorreicher Sieg über die Knipheff'ſche Flotte ſo eben erzählt iſt, gebührt wohl noch ein beſonderes Wort der Erinnerung.

Von Simon Parſeval, dem damaligen Admiral, iſt freilich nichts weiter zu erzählen. Vielleicht kehrte er ins Privatleben zurück, aus welchem dann ſein Name nicht wieder hervorgetreten iſt; vielleicht auch iſt er bald hernach verſtorben. Vermuthlich war der Simon Parſeval, welcher 1570 Senator wurde und 10 Jahre ſpäter, vom Rathhauſe heimgehend, auf der Reimersbrücke todt niederfiel, ſein Sohn oder Enkel. Sein Wappen: zwei Hände, die mit zwei Hakenſtecken einen Fiſch fangen, wäre allenfalls auf des Admirals glücklichen Fiſch- oder Seezug zu deuten. Mit einem um 1620 in Hamburger Kriegsdienſten geſtandenen Hauptmann Parſeval ſcheint dieſer Name erloſchen zu ſein.

Herr Ditmar Kohl aber, der ſich bei jenem Zuge ſo äußerſt ruhmlich ausgezeichnet, und viel Preis und Ehre bei Rath und Burgerſchaft, auch wohl einen guten Antheil an der ehrlichen Kriegsbeute davon getragen hatte, wurde zwei

Jahre darauf in den Rath gewählt. Auch in dieſem höheren Amte hat er ſich in Kriegs- wie Friedenszeiten ſehr verdient gemacht. Er beförderte die Kirchen-Reformation, an deren friedlicher Einführung ſeine Vermittlungsgabe großen Antheil hatte. Im Jahre 1539 verſuchte er ſich wieder im Waffenwerk als Admiral der Hamburger Schiffe auf der Unterelbe, und wehrte erfolgreich den Uebergang der Truppen des Pfalzgrafen Friedrich ab, welche von Hadeln aus in Holſtein einfallen wollten. Darnach verwaltete er das Amt Bergedorf, dem er eine Kirchenordnung gab. Seit 1548 zur Bürgermeiſter-Würde erhoben, leitete er 1559 die Vertheidigung Moorburgs gegen die Angriffe Herzogs Otto von Lüneburg-Harburg. Nachdem er 1562 als Geſandter in Copenhagen geweſen war, ſtarb er daſelbſt den 22. September 1563 und wurde in der St. Nicolai-Kirche beſtattet. Von ſeinen Nachkommen iſt ein Enkel Ditmar Oberalter, und deſſen ebenfalls Ditmar genannter Sohn Rathsherr geweſen. Mit dem Lic. Albert Kohl ſtarb 1716 dieſes Geſchlecht aus.

So viele auffallende Aehnlichkeiten nun auch unſeres Ditmar Kohl's Lebenslauf mit dem ſeines Verweſers Simon von Utrecht darbietet, ſo iſt ihm doch kein kirchlicher Denk- und Ehrenſtein geſetzt, wie dieſem. Dennoch gab es vor Zeiten eine Art Denkmal, welches gewiſſermaaßen an ſeine größte That, und zwar auf dem Elemente derſelben, erinnert: eine der großen Hamburger Seetonnen, welche das Fahrwaſſer zwiſchen der Inſel Neuwerk und Vogelſand bezeichnen, führte den Namen "Ditmar Kohl's Tonne."

Für ein ſolches Sicherungsmittel der Schifffahrt war es in der That eine glücklich gewählte Bezeichnung, wenn man ihm den ruhmlichen Namen des Mannes beilegte, der einſt mit dem Schwerte in der Hand ſo Großes für den verwandten Zweck geleiſtet hatte. Darum iſt es Schade, daß

eine Ditmar Kohl's Tonne (vielleicht wegen ſpäterer Veränderung des Fahrwaſſers) jetzt nicht mehr vorhanden iſt. Genaue Erkundigungen bei den Lootſen zu Curhaven und Neuwerk haben nicht einmal eine Erinnerung an ſolchen Namen irgend einer Seetonne zu Tage gefördert

Die alten Römer ſetzten ihren Seehelden eine Denk- und Ehrenſäule aus erbeuteten Schiffsſchnäbeln. Statt ſolcher Roſtrata war die Deutſche Seetonne ein gar beſcheidenes Gedächtnißmal; und auch dieſes iſt, wie ſo manches Denkzeichen der mittelalterlichen Größe Hamburgs, untergegangen. Schon durch ihre leicht zu beſchaffende Wiederherſtellung wurde die dankbare Erinnerung an einen unſerer verdienſtvollſten Vorfahren aufgefriſcht werden. Noch paſſender aber erſcheint vielleicht der Gedanke: mit den glorreichen Namen und Bildern unſerer alten Seehelden die Wacht-, Signal- und Leuchtſchiffe bei Curhaven zu ſchmücken, und die beſten derſelben zu taufen: Simon von Utrecht und Ditmar Kohl.

---

69. Ein Turnier auf dem Pferdemarkt.

(1525.)

Auf dem Pferde- wie auf dem Hopfenmarkte haben in alten Zeiten zuweilen ritterliche Turniere, Ringelrennen und Lanzenſtechen ſtattgefunden. Nicht grade, daß unſre ehrbaren Väter ſonderliche Luſt an dieſer Ergötzung gefunden hätten; ſie trugen wohl gern ihre Haut zu Markte, aber nur, wenn's Ernſt war und etwas Rechtes und Großes galt; ſondern, wenn Fürſten und große Herren hier waren, denen der Rath auf Stadtfeſten eine Kurzweil nach ihrem Geſchmack bereiten wollte, dann ordnete er wohl ein Turnier an, wozu das Pflaſter aufgebrochen und der Kampfplatz mit Sand über-

fahren, auch mittelſt Schranken und Balkonen für ſeinen Zweck geſchickt gemacht wurde.

Solch Turnier fand Ao. 1525 ſtatt auf dem Horſemarkte (wie des Pferdemarktes alter Name lautet), nachdem Sonntags vor Allerheiligen der Holſteiniſche Herzog Carſten oder Chriſtian (Königs Friedrich von Dänemark Kronprinz) des Herzogs Magnus von Lauenburg Tochter Dorothea gefreiet hatte und mit ihr auf der Heimreiſe durch Hamburg kam. Er wurde vom Rathe mit allen Ehren eingeholt und auf Stadtkoſten ſtandesgemäß tractirt und freigehalten, auch wie üblich beſchenkt mit einem güldenen Becher; und ſeine Gemahlin und ihre Mutter erhielten ebenfalls güldene Kleinodien zum Andenken an Hamburg.

Als nun, wie geſagt, das Turnier auf dem Pferdemarkt ſtattfand, und des Herzogs Ritter und Junker, auch viele der benachbarten Edelleute ſich wacker auf der Stechbahn tummelten, und die fürſtlichen Perſonen und Hofleute, auch hieſiger Stadt Rathmänner und andre Würdenträger, von hohen Balkonen zuſchaueten, da kam dem königlichen Prinzen die Luſt an, ſelber mit zu turnieren, um vor ſeiner Gemahlin durch ſeine adlichen Künſte Ehre einzulegen. Und nachdem er ſich ſittig vor ihr verneigt und ihren Urlaub dazu erhalten hatte, ließ er ſich ein Ruſtzeug anlegen, ritt in die Schranken, und begann ein hartes Rennen mit zweien Rittern, die er einen nach dem andern glücklich mit dem Speer aus dem Sattel hob und in den Sand warf; da erſcholl ein lautes Beifallsrufen und Trompetenſchmettern, worauf Herzog Carſten ſich grüßend und dankend gegen die Zuſchauer verneigte und zu ſeiner Gemahlin emporſtieg, die ihm dann gar holdſelig lächelnd des Kampfes Preis mit ihren durchlautigen weißen Händen überreichte.

Was ſich 13 Jahre ſpäter hier begab, als Herzog Carſten König von Dänemark geworden war und ſich Chriſtian III.

ſchrieb, und in ſolcher Eigenſchaft Hamburg beſuchte, das wird hernach getreulich berichtet werden.

70. Marx Meyer, oder was aus einem Hamburger Grobſchmidt werden kann.

(1533.)

An der Wiege wird's ihm nicht vergeſungen ſein, dem Marx Meyer, was ſpäter aus ihm werden und wie er enden würde. Und als er ein gelernter Grobſchmidt war und auf der Wanderſchaft hie und da einen Kriegszug mitgemacht hatte, da ſchwoll ihm wohl der Muth nach großen Dingen, aber noch kam's nicht dazu. Er ſetzte ſich nach ehrbarer Bürger Weiſe in ſeiner Vaterſtadt Hamburg, und hat noch 1530 oder 1531 als Meiſter Grobſchmidt die beiden großen eiſernen Röhren zur Bornmühle oder Waſſerkunſt bei der Alſter ſelbſt geſchmiedet. Er war ein großer, ſchöner, ſtarker Mann mit feurigen Augen und mächtigem Barte, und wer ihn in ſeiner Schmiede am Amboß den Hammer ſchwingen ſah, der meinte, einen der alten Nordiſchen Wikinger zu ſehen, der ſich ein Schwert ſchmiede, ſo kühn und dreinſchlagend ſah er aus. Es ließ ihm aber nimmer Ruhe, er mußte hinaus in die Welt, darum nahm er wieder Kriegsdienſte und vollbrachte als Fähndrich unter den Lübeckern manche verwegene tollkühne That auf einem Zuge nach den Niederlanden. Als ſodann Lübeck dem Kaiſer 800 Landsknechte gegen die Türken ſchickte, wurde Marx Meyer zu deren Hauptmann beſtellt, und zog gen Ungarn. Und als nach Jahresfriſt der Krieg beendet war, kam er reich an Ehre und Beute mit ſeiner Schaar wieder heim, zog durch ſeine Vaterſtadt Hamburg und beſuchte ſeine Freundſchaft als ein ſtolzer großer Herr.

Am Tage Viti ritt er wieder von hier fort nach Lübeck, im vollen Kuraß mit großen Federn auf dem Helm, überaus herrlich anzuſehen, "denn, obſchon er nur ein Grobſchmidt war, ſo war er doch ein ſo anſehnlicher geſchickter Kerl, daß er für den beſten Edelmann paſſiren kunnt." Und wie er von hier ritt, Trompeter vorauf, 40 Harniſchreiter im Gefolge und zwei Ruſtwagen voller Beute hinterdrein, da gaben ihm ſeine Hamburgſchen Freunde das Geleite, als Tydeke Meller, ein Reitendiener, Cord Goldener, ein Junkerbrauer, Jochim Tweſtreng, Timmo Schröder und Andere.

Und als er nun ſo herrlich in Lübeck eingezogen war, und ob ſeiner Thatkraft und Freigebigkeit vom Volke faſt angebetet wurde, da verliebte ſich des Burgermeiſters Lunte reiche Wittwe in den ſchönen Mann, und wider ihrer Sippſchaft Willen freiete er ſie, und gewann dadurch große Guter und noch größeres Anſehen. Wen's beliebt, der kann es in der Lübſchen Geſchichte nachleſen, wie Marx Meyer dann Wullenweber's Freund und immer mächtiger in Lübeck geworden iſt; und wie er als Befehlshaber der Lübſchen Flotte Holländiſche und Spaniſche Schiffe nahm, in England landete, daſelbſt aber, als wäre er ein Seeräuber, in den Thurm geſetzt wurde. Der König Heinrich VIII. indeß, der ihn vor ſich ließ, fand Wohlgefallen an ihm, gab ihm die Freiheit und eine guldene Gnadenkette, wobei er ihn eigenhändig zum Ritter ſchlug.

Nachmals iſt der Ritter Marx Meyer wiederum nach Hamburg gekommen, aber nur durchpaſſirt. Er hat viele Züge in Holſtein gemacht und iſt dann mit einer Flotte nach Dänemark und Schweden gefahren, woſelbſt er bei Helſingborg in der Dänen Gefangenſchaft gerieth und nach Wardbiergſchloß gebracht wurde. Er wußte aber 30 Mann zu gewinnen, mit denen überrumpelte er die ganze Beſatzung und wurde Herr

des Schloſſes, das er 15 Monate lang behauptete. Dann aber wurde es erſtürmt, und am 17. Juni 1536 wurde der Ritter Marx Meyer daſelbſt enthauptet, ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf aber oben drauf geſteckt.

71. Die Synode zu Hamburg.

(1535.)

Ao. 1535, am 15. April, verſammelten ſich zu Hamburg, früherer Verabredung gemäß, die Superintendenten und Pastores primarii der Hanſeſtädte Lübeck, Bremen, Hamburg, Roſtock, Stralſund und Lüneburg, alleſammt gelahrte Doctoren und Theologen, wie auch eifrige Beförderer der lutheriſchen Lehre; der Hamburgiſche Superintendent war Johannes Hoeck, genannt Repinus, ein Mann der ſich nach Bugenhagen die größten Verdienſte um unſer Kirchenweſen erworben hat. Und dieſe Zuſammenkunft allhier nennt man die erſte evangeliſche Synode in Niederſachſen, welche beherbergt zu haben für die gute Stadt Hamburg keine geringe Ehre iſt. Die geiſtlichen Herren tagten nun bieſelbſt und verfaßten Beſchlüſſe, die lange Zeit in ihren Städten Geltung gehabt haben, z. B. über die ſtrenge Beichtprüfung vor Zulaſſung zum heiligen Abendmahl, über Beibehaltung der alten Kirchenzucht und Disciplin, über die Kinderlehre; ſie ſetzten auch feſt, daß nur ſolche Geiſtliche zum Predigtamte zugelaſſen werden ſollten, die vorher in der Augsburgiſchen Confeſſion geprüft und darin wohlbeſchlagen erfunden wären. Auch in Betreff der Kirchen-Ceremonien kamen ſie überein. Es wurde damals noch Vieles von den katholiſchen Gebräuchen beibehalten, nämlich das, was man für gut und erbaulich erachtete, da man das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten wollte. So wurde eine

tägliche Meſſe und Veſper beibehalten, und in der Meſſe wurde erſt geſungen das Kyrie eleison und Gloria in excelsis, meiſt Lateiniſch, mitunter Deutſch; dann folgte die Collecte, die Epiſtel, ein Halleluja, Bugenhagen's Ermahnung wegen des Abendmahls, das Vaterunſer und der Segen an das Volk. Für die Veſper beſtimmte man zwei bis drei Bußpſalme mit Antiphonien und den Reſponſorien.*) Dann folgte das Magnificat und eine Collecte. Sonntags ſollte der Gottesdienſt mit Verleſung des Katechismus beginnen, worauf zwei bis drei Pſalme mit Reſponſorien, eine Lateiniſche und eine Deutſche Collecte aus der heiligen Schrift und das Lateiniſche Te Deum laudamus folgten; der Predigt war nur wenig Zeit beigemeſſen. Von all dieſen ſchönen Dingen iſt jetzt kaum noch eine Spur im Gebrauch. Außerdem aber verfaßten die Superintendenten auch ein ernſtes eindringliches Mandat wider die Sacramentſchänder, Wiedertäufer und Gotteslästerer, welches Mandat die Rathsſtühle der obgedachten Ehrbaren Städte am Sonntage Trinitatis 1535 publicirt und in Druck ausgegeben haben; worin unter Andern ſehr geeifert wird gegen die erſchrecklichen Ketzereien und die dem Reiche des Teufels angehörigen Irrlehren, nach welchen z. B. alle Güter der Welt, ſogar Frauen und Kinder, ſollten gemeinſam ſein und alle Obrigkeit vertilget werden; welche Irrlehren neuerdings unter andern Namen wieder erſtanden ſind.

Und nachdem die geiſtlichen Herren ihr Werk wohl beſchloſſen hatten, ließ E. E. Rath, wie's von jeher ſo üblich

---

*) Antiphonien und Reſponſorien: Wechſelgeſänge zwiſchen dem Geiſtlichen und der Gemeinde (dem Chor), ſchon im Urchriſtenthum gebräuchlich.

geweſen und eine ſchöne Sitte iſt, denſelben zu Ehren ein köſtlich Gaſtmahl auf der Doctorei (einem vormaligen Dom-Gebäude) veranſtalten und der Rathmann, Herr Detlev Schulderp, richtete Alles in die Wege und machte den Wirth. Um nun einmal zu zeigen, was vor 300 Jahren ein "wahrlich Mahl" hieß, und wie viel es koſtete, mag hier Einiges aus Herrn Detlev Schulderp's "Rekenung, wat de mahltidt deren Herren Paſtoren vorunkoſtigt heft," mitgetheilt werden.

Der Ehrengäſte waren ſechs, dazu kamen noch wohl verſchiedene hieſige Geiſtliche, ſo wie einige Rathsherren und Oberalten; ſchwerlich werden mehr als 16 bis 20 zu Tiſche geſeſſen haben. Dieſen wurde vorgeſetzt: drei Viertel vom Reh (koſteten 21 ß), zwei Viertel vom Kalbe (14 ß), ein Lamm (14 ß), ein Ochſenbraten (11 ß), ein Grapenbraten*) (14 ß), einige Hechte (12 ß), Gemüſe und Kraut (29 ß 4 ₰), Brodt (8 ß), Kuchen (9 ß), 1 ß Confect zum Nachtiſch (3 ß). Der Koch verbrauchte an Zuthaten: 4 ß Speck (4 ß), Eier (4 ß), Butter und Eſſig (2 ß 4 ₰), ein Stubchen Wein (6 ß), Peterſilie (1 ß). An Getränken kamen auf die Tafel: ſechs Stubchen**) ordinairer Wein (2 ß 4 ß), ſechs Stubchen Claret (6 ß 14 ß) und eine Tonne Bier (3 ß 1½ ß). Zum Holz, Kohlen, Salz und Licht: 21 ß. Da nun auch der Koch und ſein Bratenwender zuſammen 10 ß Lohn bekamen und die Schulgeſellen (welche vermuthlich die Aufwartung bei dieſem Schmauſe der Paſtoren gehabt oder denſelben eine Tafelmuſik

*) Grapenbraten: im Graxen geſchmortes zerſtücktes Fleiſch. Hier vermuthlich, da ſchon Ochſen- und Kalbfleiſch vorkommt, vom Schwein. Der Ao. 1568 verſtorbene Rathsherr Gerert Schröter hat 1000 Gulden den Rathsverwandten vermacht, welche von den Zinſen quartaliter einen Grapenbraten als Ergetzung haben ſollten. Später nicht in natura ſondern in Geld vertheilt.

**) Ein Stubchen iſt gleich vier Flaſchen.

durch frommen Geſang der Chorſchüler bereitet hatten) eine Ergötzlichkeit von 24 ß erhielten, ſo beliefen ſich in Summa die Koſten dieſes Banquets auf nicht minder denn 28 ℔ weniger 4 ß; "das heiß ich ſchlampampen!"

Freilich waren damals alle Lebensmittel wohlfeiler, da das baare Geld einen unweit höheren Werth hatte; aber es war doch ein ſehr mäßiges bürgerliches, ein unbegreiflich einfaches Gaſtmahl, nach unſern Begriffen. Da fehlten ſo viele uns unentbehrlich ſcheinende Gerichte: Auſtern, Gänſeleber-Paſteten, Trüffelragouts u. ſ. w., — da waren nur zweierlei Sorten Weine, kein Portwein, kein Champagner! Da gab's ſogar — Bier! Dennoch, getrunken haben die alten frommen Herren nicht übel: 1 Tonne Bier und zuſammen 12 Stübchen (gleich 18 Flaſchen) Wein, etwa pr. Mann 3 Flaſchen, ohne das Bier!

72. Der Frohn mißhauet einen Uebelthäter.

(1536.)

In der Nacht auf den 1. Februar 1536 wurden in Hamburg drei Menſchen todt geſtochen; der Mörder eines derſelben wurde noch ſelbigen Tages in Ketten und Banden gelegt, ein ganz junger Kerl, der früh da angefangen hatte, wo andere Uebelthäter aufhören. Am 17. März wurde er von E. E. Rathe verurtheilt, und nach den üblichen drei Tagen, am 20. hinausgeführt zur Hinrichtung. Und als der Scharfrichter, um ihn zu köpfen, das Schwert ſchwang, verſah er's und hieb zu hoch, nämlich oberhalb des Mundes hinein ſtatt in den Hals, ſo daß Unterkiefer und Hals unverſehrt blieben, was gräßlich genug ausgeſehen haben mag.

Da aber das Volk dies ſah, wurde es wild und meinte, ſein Recht zu üben, wenn es über den ungeſchickten Büttel

herfiele und ihn tödtete. Als dieser aber das Ungewitter kommen sah, machte er sich auf mit seinem Knechte und lief übers Bergfeld nach Hamm zu, und das wüthende Volk mit Geschrei und Steinwurfen setzte ihm nach. Die Reitendiener ritten auch nach und sprengten zwischen den Flüchtenden und dem Volk hin und her, damit sie letzteres etwas zurückhielten. So bekam der Frehn Luft und erreichte das feste Haus beim Hammerbaum und zog hinter sich die Zugbrücke auf. Während er nun verschnaufte und das Haus von Innen verrammelte, hatte das Volk die Zugbrücke niedergeworfen, und begann mit Bäumen die Thüre zu stürmen.

Mittlerweile hatte E. E. Rath in der Stadt diese Ereignisse vernommen, und schickte nun, was an Reitendienern und Reisigen in der Eile aufzutreiben war, mit Spießen, Schießröhren und Haken bewaffnet hinaus. Als sie zum Hammerbaum kamen, war es die höchste Zeit. Der Frehn und sein Knecht hatten sich tapfer gewehrt, ihr Leben theuer verkaufen wollen, und von oben herab Steine und Ziegel auf das Volk geworfen, davon ein Kerl todt geblieben und mehrere verwundet waren. Aber den Angriff der Reisigen hielt das Volk nicht aus, so daß der Frehn und sein Knecht, die sich schon ihres Lebens verziehen hatten, befreit, und Abends gegen 5 Uhr sicher in die Stadt geleitet werden konnten.

Der arme Sünder hatte übrigens trotz dem, daß er "mißgebauen" war, dennoch an jenem Fehlstreiche des Frehns sein junges Leben gelassen. Er blieb auch todt, trotz der Rache, die das Volk zu nehmen gedachte. Aber eine gute Folge hatte die Sache doch für ihn oder für seine Familie. Sein Körper wurde nämlich nicht wie sonst bei Enthaupteten gebräuchlich, mit aufgespießtem Kopf aufs Rad gelegt, oder als Cadaver eines Malefizianten auf dem Galgenfelde verscharrt. Denn sein Stiefvater nahm gleich vier erbgesessene Bürger

zu Zeugen, daß der Delinquent "übel gerichtet" ſei, und damit bewies er klärlich, daß ihm zuviel geſchehen ſei, was über Recht und Urtheil hinaus gehe, was alſo nicht anders gebeſſert werden könne, als durch ein ehrlich Begräbniß. Da nun auch der arme Teufel gar nicht eigentlich enthauptet folglich das übliche Verfahren nicht genau anzuwenden war, ſo gab E. E. Rath zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther darin nach, und ließ es geſchehen, daß der Körper im anſtändigen Sarg in St. Jurgen beerdigt wurde. Für ſolche Milde aber erholte er ſich auch wieder an den Anſtiftern des Aufruhrs. Alle, die den Frehn thätlich verfolgt und ihn im Hammerbaum belagert hatten, ſoweit man ihrer habhaft werden konnte, wurden mit Gefängniß oder Geldbußen bis zu 10 Joachimsthaler angeſehen; und einige, die deshalb entwichen waren, mußten bei ihrer Rückkehr ebenmäßig tüchtig bezahlen, was man damals nannte: "in die Büchſe blaſen."

---

73. Wahrhaftige Hiſtoria von der Anweſenheit des Königs Chriſtian III. von Dänemark in Hamburg.

(1538.)

1. Ankündigung.

Es war im März 1538, als zu Braunſchweig eine Verſammlung der Fürſten und Stände des Schmalkaldiſchen Bundes ſtattfand, woſelbſt über evangeliſche Angelegenheiten geredet und gehandelt wurde. Die Hamburgiſchen Abgeſandten daſelbſt waren Johann Rodenberg, Bürgermeiſter; Vincent Moller, Rathmann, und Magiſter Hermann Rover, Secretarius, nebſt Gefolge von Reiſigen, 28 Pferde ſtark. Während ſolcher Verhandlungen eröffnete nun der gleichfalls anweſende König Chriſtian III. von Dänemark unſern Geſandten, wie

er gesonnen sei, auf seiner Heimreise die Stadt Hamburg zu besuchen, nicht nur, um daselbst einige Händel des Dom-Capitels zu schlichten, sondern auch, um die Erb-Huldigung des Raths und der Bürgerschaft entgegen zu nehmen, die seit seiner Thronbesteigung (1533) annoch rückständig sei; worauf unsre Gesandten nicht verfehlten, königlicher Majestät in verbindlichen Worten die ungemeine Freude der Stadt auszudrucken über die frohe Aussicht, Hochdieselben einmal wieder in ihren Mauern zu beherbergen; über den Huldigungs-Punkt jedoch gingen sie vorerst mit weisem Stillschweigen hinweg. Uebrigens berichteten sie sogleich die wichtige königliche Eröffnung an E. E. Rath und sandten Etliche ihres Gefolges damit gen Hamburg.

18. Empfangs-Vorbereitungen.

Sobald E. E. Rath die Botschaft vernommen, berathschlagte er fleißig, was zu thun sei, um Ihrer Majestät einen guten, auch der Stadt nutzlichen Empfang zu bereiten. Der König, der allen Bürgern noch in gutem Gedächtniß war, seit er Ao. 1523 als leutseliger und ritterlicher Herzog Carlen, damaliger Kronprinz, alle Herzen gewonnen hatte, verdiente schon deshalb ein Uebriges. Dazu kam, daß es galt, der Stadt seine Gewogenheit, zumal in den bevorstehenden kriegerischen Zeiten, zu erhalten, um in dem mächtigen Nachbarn und starken Schirmherrn auch einen guten Freund zu besitzen. Aber mehr als Schirmherr durfte er nicht heißen, und deshalb war die angemuthete Erb-Huldigung der kitzliche Punkt, um den herumzukommen und doch den König zu befriedigen, die hochweisen Herren ihre Gedanken waidlich ergehen ließen.

Der Monat April verging fast mit solchen Berathungen. Endlich war alles in Betreff der Feierlichkeiten beim Einzuge,

der Beherbergung, der Bewirthung, auch in Betreff der anzuſtellenden Feſtivitäten in Ordnung. Und da der Rath noch von Ao. 1525 ſich entſann, daß königliche Majeſtät ein "ſonderbarer Liebhaber derer Turniere" ſei, ſo traf er auch hierfür die nöthigen Anſtalten und ließ den Hopfenmarkt mit Schranken gehörig berrichten. Und die Marſchleute aus Billwärder wurden befehligt, die Pflaſterſteine aufzubrechen und die aus den Gerüſtdörfern mußten den Platz mit Sand befahren, das war am 29. April; und am 30. April war die Rennbahn fertig.

Und am 30. April war E. E. Rath auch fertig mit ſeinem Entſchluſſe, wie der kitzliche Punkt zu behandeln ſei, und zwar in der Weiſe, daß man dem Könige als Herzog von Holſtein für ſich und ſeine unmündigen Bruder Adolf, Johann und Friedrich zwar eine ſchirmherrliche, aber keine erbunterthänige Huldigung darbringen wolle. Und ſelbigen Tages forderte der Rath 20 gute Bürger aus jedem der vier Kirchſpiele aufs Rathhaus, denen legte er ſeine Beſchlüſſe vor. Und die Bürger, die eigentlich von gar keiner Huldigung wiſſen mochten, ſahen doch die Perſon des guten Königs und den Drang der Umſtände an, und waren damit friedlich. Und auf freundliches Begehren des Raths gelobten ſie ferner, daß ſie an dem Tage des Actes in ihren beſten Kleidern aufs Rathhaus kommen wollten, um das Werk vollbringen zu helfen.

So weit waren denn die Vorbereitungen getroffen, als der Einzug nahe bevorſtand. Unſre Geſandten waren längſt von Braunſchweig zurück, und der König ſchon in Lauenburg, bei Herzog Magnus, ſeinem Schwiegervater, woſelbſt er ſeine Gemahlin Frau Dorothea und ſeine Schweſter Fräulein Elisabeth verſand, mit welchen er dann die weitere Reiſe antrat.

III. Des Königs Ankunft.

Der Tag der Ankunft des Königs war der 1. Mai, Mittewochs vor dem Sonntage Misericordias Domini. Da machten ſich auf, den Majeſtäten entgegen zu reiten, ſie an der Grenze zu empfangen und herein zu geleiten: die Burgermeiſter Albert Weſtede und Johann Rodenberg, und mit ihnen 14 der angeſehenſten Burger: Claus Rodenberg, Tile Rigel, Hinrich von Helte, Jochim Tweſtreng, Hermann von Hutlem, Hans Wichtenbeck, Jochim Schulderp, Jeſt Rover, Jochim Meiger, Johann Luchtenmaker und Andere mehr; alleſammt in prächtigen Rüſtungen und Harniſchen, und hinter ihnen her ritten noch im beſten Waffenſchmuck wohl 60 Reitendiener und Reiſige von den Söldlingen der Stadt.

Als der König auf die Grenze gekommen iſt, haben die Burgermeiſter ihn mit einer ſehr wohl geſetzten Anrede ſchön willkommen geheißen, worauf er gar freundlich geantwortet, und den Zug fortgeſetzt hat. Und gegen 1 Uhr Nachmittags iſt der hochgeborene und durchlauchtige König Chriſtianus in großer Herrlichkeit und Pomperei durchs Dammthor in die Stadt gezogen. Sein Gefolge war über 400 Pferde ſtark, und war meiſt in Blumengelb gekleidet, die vom Adel aber, ſo darunter, halb in Blumengelb, halb in Sammet, eine Falte ſo, die andre ſo. Voran ritten 12 Trompeter und ein Paukenſchläger, ſodann ritt der Königin Bruder, der junge Furſt Franz von Lauenburg, und ein Theil der Ritter und Junker, dann kam königliche Majeſtät ſelbſt; und ihm zur Seite ritt die Königin, und beide grüßten leutſelig rechts und links gegen die vielen tauſend Zuſchauer, die ſie mit Jubel willkommen hießen. Dicht hinter dem Könige ritt ſein erſter Geheimer Rath und Marſchall, Herr Johann Rantzau, zwiſchen den beiden Burgermeiſtern von Hamburg, dann folgten wieder Herren vom Adel und die 14 vornehmen Hamburger Burger;

und die Knappen, Trabanten, Reitendiener und Reiſige machten den Beſchluß. Und im Thor war ein Stand hergerichtet, da hatte E. E. Rath ſeinen Platz, und dahinter waren die Muſikanten, die machten mit Diskanten (Violinen), Violen, Poſſitiven und Fiedeln eine gar feine Muſik und hießen alſo den König willkommen. Und zu dieſer artigen Muſik erſcholl das Schmettern der Zinken und Trompeten und das Dröhnen der Pauken; von den Kirchthürmen herab tönte das feierliche Glockengeläute, und von den Wällen donnerten die großen Karthaunen, alles Ihren Majeſtäten zu Lieb und Luſt — es war ein herrlicher Ohrenſchmaus, zumal bei den Kanonen, für Alle, die ſolch "Gepölder" gut leiden können. Alſo ehrenreich wurde der König empfangen, durch die Schmiede- und Reichenſtraße zum Rathhauſe geleitet, das mit friſchen Maienzweigen geziert war, und von dort unter tapferer Muſik der Spielleute und Sänger in die für ihn bereitete Herberge geführt, in Eberhard Huge's Hauſe.

Deſſelbigen Tages kam auch mit ſtattlichem Gefolge der junge Herzog Franz von Lüneburg an, der bekam ſein Quartier in Jürgen von Zeven's Hauſe in der (alten) Gröningerſtraße, in demſelben großen Gebäude, welches hernach bis 1805 die Engliſche Geſellſchaft innegehabt hat, worauf es 1819 abgebrochen iſt, um der neuen Gröningerſtraße Platz zu machen.

Am folgenden Tage, Donnerstag, den 2. Mai, iſt der König, von ſeinen Rittern und Junkern zu Fuße begleitet, feierlich nach der St. Catharinen-Kirche geritten. Da wurde diskantirt und das Te Deum laudamus geſungen, und der Paſtor, Herr Stephan Kempe, hielt einen ſchönen Sermon. Nach Mittag iſt der König, der ſchon von dem bevorſtehenden Turnier vernommen, nach der Rennbahn auf dem Hopfenmarkt geritten; daſelbſt hat er alle Anſtalten beſichtigt und gut befunden, auch ſeine Hengſte darauf verſucht.

IV. Von Staats-Geſchäften.

Am Freitage, den 3. Mai, Nachmittags, iſt der König mit ſeinen Räthen aufs Rathhaus geritten, um in der Papen-Sache zu verhandeln; daſelbſt waren die Herren des Raths und ſechs Bürger aus jedem Kirchſpiele, ſammt unſerm Superintendenten Dr. Aepinus und Paſtor Stephan Kempe einerſeits, und die Herren vom Dom-Capitel andrerſeits, deren Zwiſtigkeiten der König zu vertragen ſuchte, wobei er großen Fleiß anwandte, um dieſen ärgerlichen Handel gütlich beizulegen. Es kam aber zu Nichts, denn es fand ſich, daß die Papen keine genügende Vollmacht hatten zur Verhandlung, weshalb ſie auch vom Könige einen guten "Schraper" (Ausputzer) bekamen. Darnach, am Sonnabend, den 4. Mai, fand die wichtige Verhandlung wegen der Huldigung ſtatt, von der noch Niemand wußte, wie ſie enden würde, ob zum Heil und Frieden, oder zum Unglück und Krieg. Darum war verabredet, daß man zuvor im feierlichen Gottesdienſt den Segen des Allerhöchſten herabrufen wolle auf das vorhabende Werk, damit das Auge klar und das Herz feſt werde, Recht und Gerechtigkeit, auf welcher Seite es ſei, zu ſehen, und darnach zu handeln. Alſo zog Morgens früh der König mit ſeinem ganzen Gefolge ſein demüthig zu Fuße nach St. Nicolai-Kirche, allwo ihm ein Geſtuhlte eingerichtet war. Und E. E. Rath in corpore und E. Oberalten, auch die für den heutigen Act geforderten 80 Bürger (20 aus jedem Kirchſpiel), imgleichen noch viele andere Bürger und anſehnliche Perſonen waren gegenwärtig in ihrem beſten Gewande und Schmuck. Und nach dem Geſang hielt der Superintendent, Herr Dr. Aepinus, einen gar erwecklichen Sermon und erflehete Gottes Segen auf das vorhabende hochwichtige Werk herab.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes kamen alle Betheiligten auf dem großen Rathhauſe zuſammen. Und auf der

einen Seite der Halle ſaß in einem Armſeſſel der König; ſein Geheimer Rath Johann Rantzau ſtand neben ihm, die übrigen Räthe und Ritter aber ſtanden dahinter. Auf der andern Seite ſaß auf einem Stuhle der worthaltende älteſte Bürgermeiſter Dieterich Hohuſen, ein hochbejahrter rüſtiger Herr, ſchon 33 Jahre im Rathe und ſeit 21 Jahren Bürgermeiſter; und zu ſeinen beiden Seiten hatten die übrigen Bürgermeiſter und ſämmtliche Rathmannen nebſt den Secretarien ihren Platz, dahinter ſtanden die 80 Bürger, je 20 nach ihren Kirchſpielen. Und nachdem des Königs Canzler die Forderung wegen der Erbhuldigung geſtellt und die Väter der Stadt vermahnt hatte, ihre Schuldigkeit zu bedenken und ihrer Lehnspflicht zu ihren Oberherren, dem Könige und ſeinen Brüdern, als Herzogen von Holſtein, zu genügen, da erhub ſich der alte Herr Hohuſen, antwortete mit eben ſo höflichen und gütlichen als ernſten und feſten Worten, und zeigte, wie laut uralter Privilegien und Verträge die Stadt keine Holſteiniſche den Herzogen erbunterthänige Landſtadt, ſondern eine reichsunmittelbare ſei, wie die Bürger die von den Vorfahren errungene Freiheit als ihr höchſtes Gut würdig zu bewahren trachteten, und davon nicht laſſen könnten, ſelbſt wenn ihnen kein ausdrücklich Huldigungs-Verbot des Kaiſers zur Seite ſtünde; eingedenk aber nicht nur der werthen Freundnachbarlichkeit, ſondern auch der vielen von Seiner Majeſtät und dero glorreichen Vorfahren der Stadt erzeigten Gutthaten und Gnaden, eingedenk auch der den Herzogen hieſigerſeits nicht in Abrede geſtellten Schirmherrlichkeit, wollten Rath und Bürger mit Freuden königliche Majeſtät und dero durchlauchtige Herren Brüder als Herzoge von Holſtein anerkennen und als der Stadt Schirmherren annehmen, als ſolchen ihnen auch treu und hold ſein, woferne königliche Majeſtät dagegen die uralten Freiheiten, Privilegia und Gerechtigkeiten der Stadt anerkenne und ihre Aufrecht-

haltung gelebe. Und während noch Einiges pro et contra geredet wurde, mochte ſich wohl der König von dem Rechte der Hamburger überzeugt haben, wie auch deren ſtandhafte Behauptung der ererbten Freiheit und die ſo ehrerbietige als feſte Rede des alten Hohuſen ihm wohlgefallen hatte. Dazu gab's damals ernſtere Welthändel zu bedenken. Genug, der König ſprach: In Gottes Namen, Ja, er ſei's zufrieden, und wurde ſodann die Anerkennungs- und Annehmungs-Formul ganz in der Weiſe beliebt, wie ſie bei Zeiten der Könige Chriſtian I., Johann und Friedrich I. ſtattgefunden hatte. Und ſtehenden Fußes und entblößten Hauptes ſprachen der Bürgermeiſter und ſodann der König die Formuln aus, und letzterer beſtätigte damit alle unſre Freiheiten und Gerechtigkeiten und gelobte, die Stadt zu vertheidigen und gegen ſie zu handeln, als ein frommer Fürſt von Rechtes wegen thun ſoll. Und darauf gaben die Zweie ſich einen ehrlichen Handſchlag an Eides Statt; und alle Rathmannen und Bürger traten zum König und jeder gab und empfing einen Deutſchen Handſchlag.

So war nun dieſe wichtige Sache glücklich abgehandelt und jeder Theil völlig zufrieden geſtellt und lobte Gott im ſtillen Herzen. Und der alte Herr Hohuſen ſtrich ſich vergnügt den ſilberweißen Bart und ließ durch den Herrenſchenken und die Diener Zuckerkraut (Confect) und Rheiniſchen Wein umherreichen, und jeder anweſende Mann, Fürſt, Rathsherr, Ritter oder Bürger nahm ſein Glas und trank's dem andern zu nach altem Brauch. Und die Bürger traten vor und boten dem König Gruß, Glück und Heil. Und der König antwortete "Dank habet's ihr lieben Herren und Bürger!" Und darauf lud der König in freundlicher Rede Bürgermeiſter und Rath, ſo wie alle anweſenden Bürger auf des nächſten Tages Mittag zu Gaſte, welche Einladung Herr Dieterich Hohuſen im Namen Aller mit geziemender Dankbarkeit annahm. Darnach hob der

König die Sitzung auf und verließ, von der ganzen Verſammlung begleitet, das Rathhaus, um in ſeine Herberge zu gehen.

V. Von allerlei Luſtbarkeiten.

Selbigen Tags (den 4. Mai), nach glücklicher Erledigung der Staatsgeſchäfte, ſpeiſeten die Majeſtäten zwar zur Erholung allein in ihrer Herberge, für den Abend aber hatten ſie E. E. Raths höfliche Einladung zum Banquet und Tanz auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe freundlich angenommen.

Gegen acht Uhr Abends kamen alſo die Fürſtlichkeiten mit Ritter- und Adels-Gefolge und allem Hofgeſinde aufs Eimbeck'ſche Haus, allwo E. E. Rath ſie gar herrlich mit Trompeten und Pauken empfing. Oben in der großen Halle waren die 80 Bürger ſammt ihren Hausfrauen, Töchtern und Söhnen in Sonntagsröcken und Feſtgeſchmeide ſchon verſammelt. Und das Tractement, ſo der Rath auf Stadt-Koſten den Herrſchaften vorſetzte, war über die Maaßen gut, und machte dem Raths-Koch wie dem Raths-Kuchenbäcker, imgleichen dem Schenken und dem Kellerhauptmann alle Ehre. Und die Königin erfreute bei dieſem Tractement ihr Gemüthe alſo, daß ſie dem Bürgermeiſter laut zurief, daß man doch in Hamburg ſo ausnehmend gut wie nirgendwo in der Welt zu ſpeiſen verſtehe, — welche gerechte Lobpreiſung unſrer guten Stadt zu vernehmen, denen Herren des Raths wie ſämmtlichen Bürgern eine ungemeine Freude verurſachet hat. Und nach eingenommener Collation ſpielten die Raths-Muſikanten auf, mit allen Violen, Geigen, Flauten, Zinken und Trompeten. Der Tanz begann mit der ernſthaften Sarabande, die der König mit der älteſten Frau Burgermeiſterin und die Königin mit dem älteſten Burgermeiſter, Herrn Hebuſen, eröffnete; und ferner wurde getanzt und beſirt und courtoiſirt, daß es Art

hatte, und die jungen Hamburger Bürgersſöhne meinten darin den Rittern und Junkern vom Hofe mit Richten nachzuſtehen und machten ihre Sachen gut, und die Hoffräulein mochten ebenſo gerne mit ihnen tanzen, als die Ritter und Junker mit den ſchönen Bürgerstöchtern. Und der König, ein in allen ritterlichen Künſten gar gewandter Herr, tanzte ſo dannig und drade (flink) mit den Bürgersfrauen als ſonſt mit den Hofdamen. Alſo endete denn dieſer wichtige Tag mit einem frohen Feſte in allgemeiner Luſt und Freude.

Nächſten Tages, am 5. Mai, war der Sonntag Misericordias Domini. Da ritt der König nebſt Gefolge zum Dom und nahm ſeinen Platz auf dem hohen Chor, wo man nach altem Brauch das Evangelium abſang. Die beiden jungen Fürſtenſöhne, Franz von Lauenburg und Franz von Lüneburg, ſtunden bei ihm. Und nach dem Evangelium wurde die Orgel geſpielt und vielſtimmig geſungen: Te Deum laudamus. Und weil der König Herrn Stephan Kempe, den Paſtor zu St. Catharinen, gern gehört hatte, ſo hielt derſelbe auch heute den Sermon. Er predigte über das Evangelium: "Ego sum pastor bonus, ich bin ein guter Hirte," wobei er viele feine Nutzanwendungen für die Hirten der Völker, die Fürſten, anbrachte. Darnach wurde geſungen: "victimae pascali laudes," damit ſchloß der Gottesdienſt.

Zur Mittagstafel in des Königs Herberge kamen geladenermaaßen ſämmtliche Herren des Rathes und die Bürger. Da zwar alle achtzig gebeten waren, aber nicht Platz gefunden hätten, ſo erſchienen auf des Raths Anordnung aus jedem Kirchſpiel nur fünf, mithin zwanzig zuſammen. Die beiden jungen Fürſten waren auch recht luſtig dabei. Das Gaſtmahl fand zur fruhen Stunde ſtatt, etwa um 10 Uhr, und als es 11 Uhr ſchlug, da hob der König die Tafel auf. Denn es ſollte Nachmittags das Turnier ſein, und er

mochte lieber die Zeit dieſem Vergnügen, als den Freuden der Tafel gönnen.

VI. Vom Turnier.

Gleich nach der Mahlzeit ritt der König, in eitel Roth gekleidet, nach der Deichſtraße am Orde des Hopfenmarktes, da war ſeine Rüſtung. Bald darauf kam er ganz in Grün gekleidet auf die Rennbahn geritten und tummelte ſein Roß ſo ritterlich, daß Jedermann ob der Reiterkunſt Sr. Majeſtät ſich freute. Abermals ritt er in ſeine Herberge und ließ ſich einen Stechharniſch anlegen. Mittlerweile kamen die Königin und die Princeß Eliſabeth mit ihrem Hofſtaate angeritten, die nahmen alle ihren Platz der Rennbahn gegenüber in des Rathsherrn Joh. Wetken Hauſe, in der oberen Dönns. Auch kam zu derſelben Zeit unſer Rath mit den Vornehmſten des Adels, die nahmen Platz auf dem Hopfenſaal, zur Seite der Rennbahn. Darnach kam der König im Stechharniſch angeritten, die beiden jungen Fürſten von Lauenburg und von Luneburg führten ihm die Schilde vor. Seine Edelleute gingen neben ihm, die trugen weiße Hemden über den Wämſern, und goldne Ketten am Halſe, und Perlenkränze im Haare und hatten ihre Geſichter geſchwärzt wie die Mohren. Der König aber war ſehr köſtlich in Grün gekleidet und forderte ein Stechen mit dem Ritter Chriſtopher von Veltheim, wobei die beiden jungen Fürſten neben dem König lieſen; und die Trompeten ſchmetterten, das Stechen ging los, die Turnierer ritten auf einander, und trafen ſich Beide gut. Der König ſtach Herrn Chriſtopher herunter, fiel ſelbſt aber auch von der Gewalt des Stoßes zu Boden. Schnell halfen ſeine Junker ihm wieder auf.

Darauf turnierten andere Ritter mit einander, der blieb feſt im Sattel, jener wurde in den Sand geworfen; oft

fielen Beide. Nach Verlauf einer Stunde ſtach der König abermals mit einem andern Edelmann, den ſtach er ab, daß er unſanft vom Pferde kam. Darnach ſtach derſelbe Edelmann mit Chriſtopher von Veltheim, und beide fielen ab. Darauf ſtach ein Paar in Küraſſen, der Eine kam zweimal zu Falle; ein anderes Paar ſtach ſcharf, auch der junge Lauenburger Fürſt turnierte im vollen Küraß mit zweien Rittern; und ſo ging das Turnieren fort, ſo lange noch einige Ritterbürtige da waren, die ſolcher Ergötzung zu Liebe Knochen und Haut feil tragen mochten.

Als nun dieſer Luſt genug gethan war, begann eine andere. Abends gegen 8 Uhr fand abermals auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe ein Banquet und Tanzgelag ſtatt; König, Königin und Prinzeſſin, die jungen Fürſten und alle Ritter, Junker und Hofdamen waren zugegen und tanzten bis 10 Uhr. Dabei ward geſchenkt Rheinwein, Eimbecker Bier, Hamburger Bier, ſo viel als man nur trinken konnte und mochte; es ging hoch her, und wohl an 100 Gläſer wurden bei dem Vergnügen entzwei geſtoßen. Darnach auf die Letzt wurde der König von all den guten Dingen ſo ausnehmend luſtig, daß er in ſeiner Fröhlichkeit der Königin die Flege (Haube) vom Kopfe ſtieß, und dann allen andern Frauen und Jungfern desgleichen, ſo daß ſie Alle in bloßen Köpfen und fliegenden Haaren tanzten, was gar "kürig und ſpaßhaft" zu ſehen geweſen iſt.

VII. Abermals Arbeit, abermals Kurzweil.

Montag, den 6. Mai, Vormittags, ritt der König wieder aufs Rathhaus und handelte fleißig in der Papen-Sache bis Mittags. Es wollte wieder nichts helfen, die Katholiſchen vom Capitel forderten vom Rath die Herſtellung der abgeſchafften Ceremonien, und zumal die Wiedererſtattung der dem

Lutherthume zugewendeten Kirchengüter, als urſprünglich für den katholiſchen Gottesdienſt beſtimmte Stiftungen, und ein Spruch des Reichs-Kammergerichts zu Speyer ſtand den Papen zur Seite. Der Rath aber vermeinte, da es in Hamburg keine katholiſche Gemeinden mehr gebe, ſo müßte das ſtreitige Vermögen den evangeliſchen Kirchen zu Gute kommen. Daß nun der König als eifriger Proteſtant den Papen nicht grade beiſtand, iſt zu denken. Und daß dieſe, auf Urthel und Recht fußend, in nichts nachgaben, gleichfalls. An demſelben Tage vollzog der König auch den neuen Pergamentbrief, der ſeine Beſtätigung der Hamburger Freiheiten und Rechte enthielt, mit ſeines Namens Unterſchrift in Vieler Gegenwart, worauf die Urkunde dem Rathe feierlich übergeben wurde. Zur Erholung nach dieſen Staats-Actionen, und zur Verdauung nach eingenommener Mahlzeit turnierte der König Nachmittags von halb drei Uhr an mit den beiden jungen Fürſten und 15 Herren, Alle im vollen Kuraß, bis gegen fünf Uhr. Und Abends gab's wiederum Kurzweil auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe, da wurde in der Majeſtäten Gegenwart zu Fuße turniert und getanzt. Da ſtand auch ein Banquet bereit, da machten ſich die Herrſchaften fröhlich, ſo daß die Luſtbarkeit gar bis 4 Uhr Morgens dauerte.

Dingstag, den 7. Mai, ruhete der König ein wenig aus, Nachmittags fuhr er auf der Alſter in einem kleinen, ſchön verzierten Ever ſpatzieren. Hernach gegen 5 Uhr, da er wieder in ſeiner Herberge in Ebert Huge's Hauſe war, überraſchten die beiden jungen Fürſten von Lauenburg und von Lüneburg die königlichen Perſonen gar ergötzlich; ſie kamen nämlich in prächtiger Verkleidung als Mohren und hatten ihre Antlitze ſchwarz bemalt, ſo auch die ihrer Diener, und ließen vier Geiger voraufgehen und luſtig ſtreichen, und brachten alſo dem Könige einen Mummenſchanz zum Valett. Denn nach

ſelbigen Abends um 10 Uhr beurlaubten ſich die beiden jungen Fürſten vom Könige und der Königin, und fuhren in einem Ever die Elbe hinauf nach Winſen.

Am Mittwoch, den 8. Mai, handelte der König noch einmal (aber in ſeiner Herberge) in der Papen-Sache von Morgens 7 bis Nachmittags 2 Uhr, alſo 7 Stunden lang, was keine Kleinigkeit iſt. Und obwohl der König ſich ſelbſt ſo großer Mühe dabei unterzog, ſo haben doch die Papen in keiner Weiſe ſich ſchicken wollen. Blieb alſo dieſe leidige Stadtſache noch unausgetragen.

VIII. Abreiſe und Schluß.

Am Donnerstag, den 9. Mai, alſo am neunten Tage nach des Königs Ankunft, erfolgte die Abreiſe Ihrer Majeſtäten. Nach dem glänzenden Einzuge und herrlichen Empfange, und nach ſo manchem koſtbaren Beweiſe der Gaſtfreiheit der Hamburger, hatte der König ſich alle Feierlichkeiten beim Abzuge freundlich verbeten, und wollte ganz incognito, ohne daß irgend Aufhebens davon gemacht werde, ſich verabſcheiden. Es war früh Morgens, als er ſeinem Wirth Ebert Huge zum Valett die Hand reichte und mit kleinem Gefolge von fünf Reitern durch die Stadt nach dem Dammthore ritt. Dort ſah man den König im grauen Mantel raſch zum Thore hinausſprengen und nach dem Grindel reiten; da war der Sammelplatz ſeines Gefolges. Dort traf auch gleich nach ihm ſeine Gemahlin ein. Und als 40 Mann beiſammen waren, ſetzte der Zug ſich in Bewegung und verließ bald darauf die Hamburger Grenze.

Und hiermit endet die wahrhafte Geſchichte von des glorwürdigen Herrn Chriſtian III., Königs von Dänemark, hochpreislicher Anweſenheit zu Hamburg vom 1.—9. Mai 1538.

74. Der Schar-Kapelle Säculariſirung.

(1538.)

Zur Zeit der Kirchen-Reformation kam auch, im Jahre 1531, die Reihe an die alte Kapelle am Scharthor, in welcher das uralte Mutter-Gottes-Bild ſtand, von dem oben erzählt iſt. Wie's mit der Zerſtörung im Innern zuging, weiß man nicht mehr, nur ſo viel, daß die Altäre, Bilder und Heiligthümer umgeriſſen und zertrümmert wurden. Das Gebäude wurde ſodann als ein Büchſenhaus benutzt, in welchem Schieß-Gewehre, Pulver und Blei aufbewahrt waren. Der Rath aber ſäculariſirte die Kapelle, und zog für die Stadt-Caſſe alles Vermögen derſelben wie der Jacobs-Brüderſchaft ein. Von den Renten der letzteren erhielten arme lutheriſche Prediger milde Gaben. Die Kleinodien der Kapelle, darunter an Gold- und Silber-Sachen viele Monſtranzen, Altarkelche und Patenen, Crucifixe, Apoſtelbilder u. ſ. w., auch eine feine Krone zum St. Marien-Bilde gehörig, — dieſe Kleinodien ließ E. E. Rath an den Stadtmünzmeiſter Illies Rode verkaufen. Auch die ſonſtigen Zierathen des Gnadenbildes, imgleichen die Oberröcke, Meßgewänder u. ſ. w. wurden verkauft. Und all dieſe Guter wurden bei Heller und Pfennig verzeichnet, weil ſie der Stadt-Caſſe zu Gute kamen; wo aber das Mutter-Gottes-Bild, dies uralte Heiligthum unſrer gottſeligen Vorfahren geblieben, das meldet keine Kunde; vielleicht wurde es von Bilderſtürmern zertrümmert, vielleicht heizte es den Ofen irgend eines eifrigen Anti-Papiſten.

Um 1538 wurde aus dem Gebäude der vormaligen Kapelle ein Getraide-Magazin. Nach einigen Jahren aber begann es nicht geheuer darin zu werden. Arbeitsleute, die noch ſpät Abends mit Kornumſtechen beſchäftigt waren, hatten befremdliches Geräuſch und Gepolter vernommen; welches dann ſo

ſchreckhaft ſich anhörte, daß ſie davor ſchleunig entwichen waren. Die am Scharthore Wacht haltenden Landsknechte wußten von gar bedenklichen Rumoren in der nahen Kapelle zu erzählen, und alle Nachbaren klagten über ähnliche nächtliche Beunruhigungen. Kluge Leute meinten zwar, das Rumoren thäten Ratzen und Mäuſe, die etwa im Korn herumſpökten. Aber das Aechzen und Seufzen, das häufige Schimmern von Lichtern wie beim abgeſchafften Kirchendienſt, die ganz vernehmbaren Schritte und Tritte vieler Menſchen, wie bei den vormaligen Proceſſionen in der Kapelle, alles um Mitternacht, — das konnten doch unmöglich Ratzen und Mäuſe verurſachen! In den Nächten vor den Marienfeſten war es beſonders ſtark mit dem geſpenſtiſchen Gottesdienſte, während zu andern Zeiten das bloße Rumoren und Poltern ganz grauſam überhand nahm.

Das währte ſo fort, 40, 50 Jahre und länger. Der Sohn hörte es vom Vater erzählen, der Enkel vom Großvater, daß es im Korn-Magazin in der vormaligen Schar-Kapelle unrichtig ſei und ſpöken thäte, und daß es ſonder Zweifel der heilige Anſcharius ſelber wäre, der aus Betrübniß über die Entheiligung einer von ihm geweihten Stätte mit Seufzen und Wehklagen darin umginge; und daß die Geiſter aller der frommen Prieſter die einſt hier Gottesdienſt gehalten, nun zur mitternächtlichen Stunde ſtille Meſſen läſen; und endlich, daß das ganz erſchröckliche Poltern von den Geiſtern der ehrſamen alten Jacobs-Brüder herrühre, die in derber Schifferweiſe ihre Entrüſtung über den Mißbrauch ihrer frommen Stiftung durch ſolch herzerſchütterndes Lärmen kund thäten. Und manch' guter Bürger, der unſrer Vorfahren gedachte und ihre Ruhe in Gott gern ungeſtört ließ, ſchlug in ſich, erkannte das Unrecht, das allemal darin liegt, wenn das, was für *geiſtliche* Zwecke geſtiftet iſt, einer *weltlichen* Nutzung

überliefert wird; und ſann auf Gutmachen durch Verwendung der ſäculariſirten Kapelle und ihres Vermögens zu einer neuen chriſtmilden Stiftung. Und darum kam's Ao. 1597, zu dem Rath- und Bürgerſchluß: daß an dieſer altgeweiheten Stätte ein Waiſenhaus aufgerichtet und demſelben alles Vermögen der Kapelle und der Jacobs-Brüderſchaft zugewieſen werden ſollte, wozu Jochim Viel, ein wackrer Bürger in St. Catharinen-Kirchſpiel, der dieſe gute Sache eifrigſt gefördert hatte, ein anſehnliches Capital vermachte. Und im Jahre 1604 war das Waiſenhaus auf dieſer Stelle gebaut und bald darauf auch ein Kirchlein darin zum Gottesdienſt geweiht.

Damit ſcheinen St. Anſcharius, die alten Prieſter und die Jacobs-Brüder, in die veränderte Zeit ſich ſchickend, friedlich geweſen zu ſein, denn kein Spuk iſt ſeitdem wieder daſelbſt vernommen. Wie es aber gegenwärtig damit ſteht, ſeitdem 1781 das neuere Waiſenhaus in der Admiralität-Straße erbaut, und 1801 das bis dahin als Schul- und Arbeitshaus der Armen-Anſtalt benutzte Gebäude verkauft, abgebrochen, und der alte claſſiſche heilige Platz der Schar-Kapelle mit Häuſern und Speichern bebaut worden iſt — darüber hat man nichts in Erfahrung bringen können.

---

75. Wibeke, die Putzenmakerſche.

(1541.)

Noch heut zu Tage benennt das Volk ein Weib, das mit Lug, Trug und Schwindeleien umgeht, mit dem wunderlichen Namen "Putzenmakerſche," woraus denn Andere, die gern Hochdeutſch reden, noch ſeltſamer eine "Putzmacherin" bilden und damit auf das ganze ehrbare Näh- und Putz-Geſchäft ein verkleinerndes Streiflicht werfen. Jenes Wort aber rührt

her von Poſſen machen, womit nicht nur harmloſe "Narrens-Poſſen," ſondern alle Arten betrüglicher auf Gewinn abzielenden Schwindeleien verſtanden waren. Der Ausdruck iſt alt, wenn gleich die Sache noch viel älter iſt.

Solch' eine Putzenmakerſche war auch ein Landweib, Wibeke, gebürtig aus Meerwärder, von geringer Herkunft, aber mit gewaltigem Mundwerk begabt. Die lief in der Stadt umher, log ehrlichen Leuten ſchlechte Waare für gutes Geld an, trog ihnen unter allerlei Vorwänden Geſchenke ab und machte Wind und Poſſen wie die geſchickteſte Gaunerin. Und wenn eine Manier nicht länger ziehen wollte, ſo erfand ſie flugs eine andere. Ao. 1537 hatte ſie das Gevatterbitten erfunden, damit betrog ſie die halbe Stadt und ſchwindelte ein Erkleckliches zuſammen. Da ſie nämlich ſeit Jahren in den guten Häuſern aus- und eingegangen war, ſo kannte ſie alle Familien-Verhältniſſe und Umſtände, auch die anderen oder intereſſanten der Frauen, ganz genau. Wo's denn halbweges paßte, da ging ſie in ein Haus, vermeldete ein feines Compliment von Dieſem oder Jenem, ſeine Frau Liebſte wäre von einem Kindlein verlöſet worden, und er laſſe ſchön zu Gevatter bitten u. ſ. w. Damals mochten die Leute noch gern Gevatter ſtehen und Pathen Stelle vertreten, die Taufſchmäuſe und Kindelbiere waren auch nicht zu verachten, darum blieben ſie nicht lange bei Betrachtung der Anſagerin ſtehen, ſondern verabreichten ihr ein honettes Biergeld; und wenn ſie dann am dritten Tage wohlgeputzt zur Taufe zu kommen gedachten, ſo war Alles eitel blauer Dunſt geweſen, und zum Schaden hatten ſie noch den Spott zu tragen. In dieſer Weiſe trieb ſie's lange, und wußte nicht nur die geringen und einfältigen, ſondern ſelbſt die vornehmſten, gelehrteſten und klügſten Leute auf das Unverſchämteſte zu prellen.

Aber mit dem Gevatterbitten wurde es doch zu arg; deswegen paßte man ihr ſcharf auf den Dienſt, und eines ſchönen Morgens nahmen die Schlupfwächter ſie beim Kopfe. Am 8. Auguſt 1537 bekam ſie ihren Lohn: ſie wurde am Kaak geſtäupt, worauf ihr der Frohn ein Ohr abſchnitt, damit ſie ſich der Strafe erinnern möge.

Aber das war ihr nicht genug. Eine ächte Putzenmakerſche kann nun einmal nicht aus ihrer Schwindelhaut heraus. Sie trieb nach einigen Jahren ihr Gauner-Gewerbe wieder dreiſter denn zuvor. Da war des Richtherrn Geduld aber zu Ende; Ao. 1541 wurde ſie abermals gefaßt, und nun gings kurz und bündig: erſt am Kaak geſtäupt, dann das andere Ohr abgeſchnitten, und zuletzt zur Stadt hinaus!

---

70. Der ewige Jude in Hamburg.

(1547.)

Unter den vielen und großen Vorzügen, die Hamburg vor andern Städten genießt, iſt einer von allen Lobrednern unſerer Vaterſtadt ſtets überſehen: daß Ahasverus, der ewige Jude, deſſen Umherirren im Morgenlande zwar längſt bekannt geweſen ſein mag, im Abendlande zu allererſt in Hamburg aufgetreten iſt.

Es war im Winter 1547, als man Sonntags in einer der Hamburgiſchen Kirchen einen fremden Mann bemerkte, deſſen ſeltſames Ausſehen und Benehmen die Andacht der frommen Gemeinde ſtörte. Er ſchien etwa 50 Jahre alt und war von ſehr großer hagerer Geſtalt, mit lang auf Schultern und Bruſt herabwallendem Haupt- und Baarthaare; bekleidet war er, trotz des kalten Winters, nur mit linnenen, an den Füßen zerriſſenen Hoſen, mit einem Leibrock bis ans Knie,

und mit einem darüber gehängten sehr langen Mantel oder Talar, übrigens aber baarfuß. Ob nun auch er die Aufmerksamkeit Vieler erregt hat, so ist in seinem Gebahren doch nichts als die inbrünstigste Andacht und Demuth zu erkennen gewesen; der Kanzel grade gegenüber hat er gestanden, und den Pastor (der darüber beinah aus dem Conterte gefallen) aufmerksam angeblickt, um kein Wort der Predigt zu verlieren; und jedesmal bei Nennung des Namens unseres Heilandes hat er sich äußerst tief und ehrerbietig verneigt, an seine Brust geschlagen und dabei merklich geseufzet. Nach dem Gottesdienste ist er gesenkten Hauptes still hinaus gegangen.

Unter den Kirchgängern ist nun auch Paul von Eitzen gewesen; eines hiesigen Bürgers Sohn, damals grade von Wittenberg, allwo er Theologie studieret, zum Besuch hier anwesend. Der hat aus Wißbegier dem befremdlichen Manne weiter nachgeforscht, und bei einigen weitgereiseten Bekannten erkundet, daß ein ähnlicher Pilgrimm an unterschiedlichen Orten des Morgenlandes gesehen sei, und daß man ihn Ahasverum, den ewigen Juden, nenne, weil er nicht sterben könne. Paul von Eitzen hat nun fleißig nachgespüret, wo derselbige Mann hier verkehre, hat ihn endlich in einer geringen Herberge angetroffen, und ihn gefragt, wer er wäre. Darauf hat der Pilgrim ganz bescheidentlich und höflich geantwortet, und hat von sich ausgesagt: daß er zur Zeit des Heilandes schon gelebt habe, und in Jerusalem, wo er auch gebürtig, als Schuhmacher angesessen gewesen und Ahasverus heiße. Und weiter hat er berichtet: wie er damals unsern Herrn Christus nicht für den Heiland, sondern für einen Sectirer und Aufrührer gehalten, darum er ihn gehasset, und mit anderm Volke vor Pilatus Thüre seine Kreuzigung begehret habe. Und wie dann der Herr zur Richtstätte geführet sei, habe er mit seinem Kinde und Gesinde vor der Thüre

ſeines Hauſes geſtanden, um das Schauſpiel zu ſehen, und ſich darob gefreuet. Und als der Herr, ermattet von der Laſt des Kreuzes, das er getragen, ſich an ſeinem Hauſe habe anlehnen wollen, um zu raſten, da ſei er im blinden Zorneseifer, und um des Ruhmes willen bei den andern Juden, ſo unmenſchlich grauſam geweſen, daß er dem Herrn keinen Augenblick Ruhe gegönnet, ſondern ihn fortgetrieben habe von ſeiner Schwelle. Und da habe der Herr Chriſtus ihn nur eine Weile angeblickt, und geſagt: "ich wollte hier nur ſtehen und ruhen, du aber ſollſt gehen ohne Ruhe bis an den jüngſten Tag." Und alsbald habe er, obſchon er es eigentlich nicht gewollt, dem Zuge nachgehen müſſen, habe die ganze Kreuzigung unter wachſender Unruhe mit angeſehen, worauf er die bergſchwere Laſt ſeiner Verſündigung empfunden, und es ihm ſchier unmöglich gedäucht, wieder heim gen Jeruſalem zu gehen, weshalb er fortgegangen wäre, immer zu, Heimath und Freunde, Haus und Hof, Weib und Kind verlaſſend, durch fremde Länder irrend wie ein betrübter Pilgrim, ohne Raſt, ohne Ruhe; Jahrhunderte wären alſo verſtrichen, er habe einmal Jeruſalem wieder beſucht und Alles verödet gefunden, und die alte Herrlichkeit zerſtört. Und ſo inniglich er ſich ſehne, aus dieſes Erdenlebens Jammerthal erlöſet zu werden, ſo glaube er doch, daß Gott ihn leben laſſen werde, wie's der Heiland geſagt, bis zum jüngſten Tage, damit er dann als lebendiger Zeuge wider die Juden diene, zur Bekehrung der Gottloſen und Ungläubigen.

Und auf ſolche ſchier unglaublich klingende Ausſage hat Paulus von Eitzen den Mag. Matthäus Delius, Rector der Schule hieſelbſt, gehelt; der war in den Hiſtorien der alten Welt trefflich beleſen, und kannte aller Dinge Verlauf, und hat den Pilgrim examinirt, und dann mit größter Verwunderung bekannt, Alles, was der Fremdling angebe, ſei richtig

und ſtimme vollkommen mit den Geſchichten der Evangeliſten und aller Hiſtorienſchreiber; und von den orientaliſchen Begebenheiten, Regimentsveränderungen, Kriegen und Friedensſchluſſen erzähle er als ein Augenzeuge, alſo, daß kein Zweifel wäre, daß er wirklich Ahasverus ſei, der ewige Jude, da bei Gott kein Ding unmöglich.

Darauf iſt er noch einige Zeit in Hamburg geblieben, hat Alles wohl betrachtet und ſich ſonſt ſtille verhalten, nur daß er viel in den Kirchen verkehret hat, daraus ein Hochehrwürdiges Miniſterium hat ſchließen wollen, daß er dem lutheriſchen Glauben ſich ſehr zuneige. Im Uebrigen iſt von ihm noch zu bemerken, daß er die Sprache jedes Landes, dahin er gekommen, alſobald ohne Erlernung inne gehabt und fertig geſprochen hat, wie er denn auch allhier nicht nur die Hochdeutſche, ſondern auch die Niederſächſiſche oder Plattdeutſche Sprache geredet hat, als wenn er im Hexenſack oder beim Devenſteh geboren ſei. Ferner iſt aufgefallen an ihm, daß er, wider alle Gewohnheit ſeiner Landsleute, das Geld ganz verachtet hat,*) und wenn Jemand ihm etwas hat verehret, hat er nie mehr denn etwa 2 ß angenommen, da er keines Geldes bedurfe, weil Gott ihn doch nicht Hungers ſterben laſſe. Und wo in Hamburg er zu Gaſte geladen iſt, da hat er ſehr mäßig geſſen und trunken, nur ſo viel, als zur Körpers Sättigung nöthig, daß die Hamburger ſich gar ſehr darüber verwundert haben. Und Fluchreden hat er ganz nicht hören können; und ſo Jemand bei Gottes Marter oder Chriſti Blut geflucht, hat er ſich heftig verbittert über ſolchen Mißbrauch der allerheiligſten Dinge, und hat den Frevler

---

*) Daher heißt es von ihm in einem alten Volksliede:

"Der ewige Jude lauft durch die Welt,
Spricht alle Sprachen, veracht't das Geld."

ſcharf vermahnt und ihm ſein eigen Exempel unter Augen geführet. — Darnach plötzlich eines ſchönen Morgens iſt der ewige Jude von Hamburg weggeſchwunden geweſen. Wohin er dann gepilgert, das gehört nicht hieher.

Herr Paulus von Eitzen iſt nachmalen ein großer Doctor der Theologie, auch Dom-Paſtor und Superintendent allhier, ſpäter zu Schleswig, geweſen, deſſen brieflich Zeugniß haben gute Freunde in Druck ergehen laſſen, daraus dieſe Geſchichte genommen iſt. Nach alten Chroniken iſt Ahasverus ſpäter wiederum hieher gekommen; da heißt es: "Ao. 1606. Jüdiſcher Umblaufer kommt nacher Hamburg, der nicht ſterben kann, ſondern muß immerfort wandern, ſintemal er das Crucifige über den Heiland geſchrieen und hat den müden Herrn von ſeinem Hauſe weggeſtoßen, da dann der liebſte Herr Chriſtus ihm ſein ruheloſ Pilgern bis an den jüngſten Tag vorherverkündigt hat."

---

77. Die Schlacht bei Drakenburg.

(1547.)

Im Verlauf des Schmalkaldiſchen Krieges der proteſtantiſchen Stände des Reichs wider die katholiſchen und den Kaiſer Karl V. wurde es zu Anfang des Jahres 1547 ruchtbar, daß die Katholiſchen wider Niederſachſen Arges im Schilde führten, und daß es dabei zumeiſt auf die reichen Hanſeſtädte Bremen und Hamburg abgeſehen ſei. Deshalb waren die Hamburger vorſichtig und auf ihrer Hut, beſſerten und erweiterten vor allen Dingen ihre Wälle und Gräben und beſonders die Feſtungswerke beim Spitaler-, Stein-, Schar- und Millern-Thore.

Inzwiſchen waren die feindlichen Truppen, die ſich im Bisthum Munſter geſammelt hatten, unter ihrem Oberſten,

Chriſtoph von Wrisberg, bei 21 Fähnlein Fußvolk und gegen 1200 Reiter ſtark die Weſer hinabgezogen und ſtanden vor Bremen, woſelbſt darnach auch Herzog Erich von Braunſchweig, der zu den Katholiſchen hielt, eintraf. Beide Heerhaufen verbanden ſich und fingen an, die Stadt Bremen zu belagern und hart zu drängen. Die Bremer aber leiſteten gute Gegenwehr, ihre Stadt war feſt und Proviant hatten ſie ziemlich; ſie beſchickten aber die Ehrbaren Hanſeſtädte, und thaten das Anſinnen um bundesfreundliche Hulfe.

Als darauf im März die Hanſen zu Lubeck Tagefahrt hielten, wozu von Hamburg zwei Bürgermeiſter, und übrigens auch Geſandte anderer Niederſächſiſcher Kreis-Stände gekommen waren, da wurde beſchloſſen, daß man ſich tapfer vertheidigen, bundesmäßig zuſammenhalten und vereint ſchleunig den Brüdern in Bremen Hulfe ſchicken welle; und der Graf Albrecht von Mansfeld, ein verſuchter Kriegsheld, erhielt das Ober-Commando uber die zu ſtellenden Hanſiſchen und andern Truppen.

Alſobald rüſtete Hamburg ſein Contingent, und ſandte zuvörderſt ſechs oder ſieben Vojer (Kriegsſchiffe) mit ſtarker Beſatzung und guten Geſchützen die Elbe hinab auf die Weſer, damit ſie Bremen von der Waſſerſeite decken und die Zufuhr von Lebensmitteln beſorgen möchten. Und darnach wurden Soldaten geworben, und hätte Hamburg nicht ſchon die zwei Jahre vorher zum Schmalkaldiſchen Kriege ſo viele Truppen geſtellt, davon etliche Fähnlein Reiter und Fußvolk unter Commando des Rathsherrn Matthias Rheder in Lothringen zu Felde lagen, ſo wäre dies neue Contingent noch ſtärker ausgefallen. Es kamen aber an Fußvolk 5 Fähnlein Landsknechte, jedes etwa 250 Mann ſtark, zuſammen, darunter 3 Fähnlein Bootsleute, die muſſig am Hafen lagen und ſich gern einmal zu Lande verſuchen wollten, ungelernte Soldaten,

aber rüſtige Kerls und mächtige Dreinſchlager. Sodann ein Fähnlein Reiter, die commandirte als Rittmeiſter Caspar Tebingk. Und beſtallter Oberſt der Hamburger war der Ritter Herr Cord Pemingk, ein vielverſuchter alter Degenknopf von großen Meriten im Kriegswesen. Am 29. April 1547 zog dieſe wohlgerüſtete Mannſchaft mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen aus Hamburgs Thoren, und die Bürger und Weiber und Kinder gaben ihnen nach der Ueblichkeit das Geleite, und war bei dem Frauenvolk, wie immer, wenn Soldaten ausziehen, gewaltig viel Weinens und Heulens, aus mancherlei Urſach. Es iſt auch mancher ehrlichen Mutter Sohn und manch friſcher Geſell draußen geblieben auf grüner Haide und nimmer heimgekehrt.

Die Hamburger zogen durch die Vierlande, gingen zu Eßlingen beim Tellenſpieker über die Elbe, und obzwar der feindliche Oberſt von Wriesberg von ſeinem Bremiſchen Lager aus mit 600 Reitern und vielen Hakenſchützen ſie zu verſprengen gedachte, ſo boten ſie demſelben doch ſo mannhaft die Stirn, daß er ſich zurück zog; worauf die Hamburger ſich bei Lafferte an der Leine im Braunſchweigiſchen mit den Kriegsvölkern der übrigen Hanſeſtädte und verbündeten Fürſten glücklich vereinigten und mitſammen Herzog Erichs ihres Feindes Land nach Kriegsgebrauch tüchtig brandſchatzten, um zuerſt eine gefüllte Kriegscaſſe zu erlangen.

Darauf zogen die vereinigten Hanſeſtädter und ihre Genoſſen unter dem Mansfelder zu Bremens Rettung an die Weſer, obſchon ſie Kunde hatten von der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, in der am 24. April die proteſtantiſche Hauptmacht unterlegen und der Kurfürſt von Sachſen gefangen war; und obſchon die Sachen ſo mißlich ſtanden, galt's doch, die Bundesſtadt Bremen zu befreien und die verſprochene Hülfe zu bringen. Unter dem Mansfelder befehligten noch der Graf

Chriſtoph von Oldenburg, die Oberſten Cord Penningk, von Heydeck, Wilhelm von Thumbshirn, der verſprengte Kurſächſiſche Truppen bei ſich hatte, und Andere mehr.

Bei dem Heya'ſchen Städtlein Drakenburg an der Weſer, zwiſchen Verden und Nienburg, ſtießen ſie unvermuthet auf die Feinde, welche einſtweilen aus ihrem Lager vor Bremen aufgebrochen waren, vermeinend, erſt die Hanſeaten zu vertilgen und dann gemächlich Bremen zu erobern und auszuplündern. Es iſt aber mit Gottes Hulfe anders gekommen. Die Hanſeaten und ihre Verbündeten (wozu noch Bremiſches Kriegsvolk geſtoßen war, das flugs hinter ſeinen Belagerern drein gezogen kam) nahmen am 24. Mai 1547 die dargebotene Schlacht an, obſchon ſie bei Weitem in der Minderzahl waren. Denn auf den Höhen beim Köppelberg in feſter Poſition ſtand Herzog Erich mit etwa 29,000 Mann und vielen ſchweren Geſchutzen, und weiter zuruck ſtand der Oberſt von Mrſberg, welchen der Herzog ſogleich herbeirucken ließ.

Nachdem nun der Feldherr, Graf von Mansfeld, den Oberſten und Hauptleuten ſeine Befehle gegeben, und ſelbige und das ganze Kriegsvolk zu mannhaftem Angriffe und ſtandhaftem Streiten vermahnt hatte, wurde ein kurzer erwecklicher Gottesdienſt gehalten auf freiem Felde mit Gebet und Geſang. Worauf ſämmtliche Feldprediger, darunter des Grafen von Oldenburg Beichtvater, Dr. Albrecht Hardenberg, vor der Heeresfronte und Angeſichts des Feindes niederknieten, und den Allmächtigen um Verleihung ruhmlichen Sieges anflehten, ſodann aber die vorruckenden Truppen, unter fortgeſetzter Vermahnung für die evangeliſche Lehre Leib und Leben zu wagen, bis ins Gefecht begleiteten.

Als Mansfeld das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben, ruckten ſogleich die zum erſten Angriff befehligten Hamburger in geſchloſſenen Gliedern vorwärts, ſetzten muthig

in den Feind und erſtürmten als die Erſten einige mit Karthaunen und Feldſchlangen beſetzte Höhen, worauf raſch und kräftig von allen Verbündeten ein allgemeiner Angriff geſchah. Und die Hanſeaten und ihre Genoſſen ſchlugen ſich gegen die Ueberzahl der Feinde alſo kühn und tapfer, und ſtürmten ſo unwiderſtehlich die mit Geſchützen vertheidigten Schanzen, hieben auch ſo nachdrücklich in die weichenden Reihen, daß ſie den Herzog Erich und ſein Heer, welchem der Oberſt Wrisberg ſchlecht ſecundirte, völlig aufs Haupt ſchlugen und die Schlacht gänzlich gewannen. Und als zur Victoria geblaſen wurde, da zeigte es ſich, daß gegen 2500 Feinde auf der Wahlſtatt geblieben waren, 2519 Mann waren gefangen, von den Feldflüchtigen fanden noch mehrere Tauſende ihren Tod entweder in den Fluthen der Weſer, oder durch das Schwert der nachſetzenden Hanſeaten. Alles Geſchütz und große Vorräthe an Waffen und Lebensmitteln waren ihnen in die Hände gefallen.

Herzog Erich entkam nur mit wenigen Reitern, deren Einer ihm ſein Pferd abtrat, als er von ſeinem Streitroß geſtürzt war, welches, nebſt prächtigen Piſtolen und andern Kleinodien im Halfter, die Bremer erbeuteten. Oberſt Wrisberg, der grade inmitten des hitzigſten Kampfes aufs Schlachtfeld kam, hätte dem Herzoge noch den Sieg zuwenden können, wenn er gleich ins Gefecht gegangen wäre; aber er mied die Bataille, und warf ſich, von Habgier getrieben, ſeitwärts auf den Troß der Verbündeten, den er ſammt der geſuchten vollen Kriegscaſſe erbeutete und auf ſeiner eiligen ehrloſen Retirade über Waldshauſen nach Holland mit ſich fortführte. Bremiſche Reuter unter Arend Ulcken verfolgten ihn und jagten ihm noch manch gutes Stuck Beute und an 500 Gefangene ab. Die Hanſiſchen verſchmerzten aber in ihrer Siegesfreude den Verluſt ihres Treſſes um ſo leichter, als ſie dafür den des Feindes beſaßen, und ein Hamburgiſcher Feldweibel, der in

der "Meiſterſinger holdſeligen Kunſt" nicht unerfahren war, machte davon ein artig Spottlied, darin die Reime vorkamen:

"Wi hefft dat Feld,
Wrisberg dat Geld, —
Wi hefft dat Land,
Wrisberg de Schand."

Ueber den Oberſten Cord Penningk und die Seinigen war groß Lobens und Preiſens im Lager. Denn die Hamburger, die durch ihren kühnen Angriff beim Beginn der Schlacht, dem Geſchick des Tages die erſte glückliche Wendung gegeben, hatten auch im Verfolg des Kampfes ruhmwürdig gefochten, und zumal die Beetſleute, wenn's Mann gegen Mann galt, ſollen fürchterlich dreingeſchlagen haben, daß Roß und Reiter vor ihren Simſons-Streichen zuſammenkrachten wie altes Holzgerümpel. Und unterm Victoria-Blaſen hat der Graf von Mansfeld den Oberſten Cord Penningk vorgerufen, und da er der Ritterwürde ſchon längſt theilhaftig war, ſo hat er ihm eine goldene Schaumünze an einer güldenen Kette, wie er ſelbſt ſie getragen, um den Hals gehängt, als Dank- und Ehrenzeichen, und dem jungen Penningk, ſeinem Sohne, deſſen Pferd im Kampfe erſtochen war, hat er einen ſchönen Schimmel verehrt, den dieſer fortan lange Jahre geritten; und davon hat man dem Vater wie dem Sohne, Beide ſich gleich an Tapferkeit und Soldatentugend, unterſcheidende Beinamen gegeben, und den Alten "Guldenpenningk" und den Jungen "Schimmelpenningk" genannt; und deſſen Nachkommen ſollen große Herren geworden ſein und dieſen Namen noch heute führen.

Darnach marſchirte das Heer nach Bremen, das nunmehr völlig entſetzt war. Und 18 große Kanonen wurden als Siegeszeichen auf den Domshof geſtellt; dort blieben ſie, bis 10 Jahre ſpäter beim Frieden, Herzog Erich ſie für 6000 Thaler einlöſete. Und als die Sieger mit Sang und Klang und unter

Glockengeläute in die befreite Stadt einzogen, da war der Bremer Freude und Jubel groß, und ihre Dankbarkeit gegen die Hanſen, ſonderlich die Hamburger, die mit Schiffen und Kriegsvolk ſo treu zu ihnen geſtanden, ſolle in Ewigkeit nicht enden, ſo ſagten ſie.

Der Mansfelder, der Oldenburger, Cord Penningk und alle Oberſten, Hauptleute und Officierer wurden von dem Rathsherrn und Camerarius Thiele, von wegen des Raths und gemeiner Stadt Bremen, auf dem Schütting am Markte gar prächtig bewirthet, und im Rathskeller zum Valett Jeder mit einem Ehrentrunke köſtlichen Rheinweines regaliret.

Darnach zogen die Hamburger über Ottersberg und Rothenburg wieder nach ihrer Stadt, und die 7 Kriegsſchiffe ſegelten auch wieder von Bremen ab und kamen zurück. Worauf das Kriegsvolk meiſtentheils abgedanket und mit ehrlichem Zehrgelde entlaſſen wurde. Herr Cord Penningk aber blieb Oberſter der Stadt-Beſatzung, und im Jahre 1549 hat er dem Könige von England Hülfsvölker zugeführt. Im Jahre 1554 fühlte der alte Rittersmann ſein letztes Stündlein nahen, und rüſtete ſich dazu mit frommer geiſtlicher Wappnung, machte auch ſein Teſtament, und ſchenkte darin der Stadt Hamburg zum Bau der neuen Feſtungswerke am Steinthore zwanzig Engletten oder große Goldmunzen. Darnach am 5. Februar 1555 iſt er ſanft und ſelig geſtorben und in St. Jacobi-Kirche begraben, allwo ein ſchönes Epitaphium von ſeinen Thaten Rühmliches erzählt.

---

78. Von einigen Ungeheuern in der Elbe.

(1549—1659.)

Die alten Chroniſten erzählen uns von vielen wunderbaren Ungeheuern, welche in der Elbe bei Hamburg verge-

kommen ſein ſollen. Von den Schlangenknäueln im Jahre 1010 iſt ſchon oben die Rede geweſen. Fernere Naturwunder ſind folgende.

Ao. 1549 fing man in der Elbe beim Grevenhof, dem Eichholze in Hamburg gegenüber, einen ganz unerhörten Fiſch, 6 Ellen lang und dicker als eine Hamburger Biertonne. Da ſein Maul abſonderlich ſtumpf war, ſo gaben die vaterſtädtiſchen Gelehrten dem entdeckten Fiſch ſofort den Namen Stumpfmuhl, was im Hochdeutſchen ſo viel heißt als Stumpfmaul, weren übrigens, wie es ſcheint, die wiſſenſchaftliche Naturkunde weiter keine Notiz genommen hat.

Ein anderes Monſtrum ließ ſich im Jahre 1615 in der Elbe ſehen, am meiſten bei Teufelsbrück, wo es von jeher nicht geheuer geweſen iſt, wie ſchon der Name ſagt. Der Teufel muß in dem dortigen duſtern Walde eine ſeiner vielen Herbergen gehabt haben, denn die Stelle des heutigen ſchönen Flottbecker Parks wird in alten Urkunden "des Düvels Boomgarden" benannt; vielleicht auch war er dort vom Ritter Bertram in die Enge getrieben, welcher deshalb den ſchönen Ehren-Namen Möt-den-Düvel (Metemeduvele) führte. Genug, dort bei Teufelsbrück tauchte oftmals ein Monſtrum aus den Fluthen oder ſonnte ſich nach Art der Robben auf den Sandbänken zur Ebbezeit. Es war geſtaltet wie ein ungeheures Pferd mit einem rieſigen Schweinskopf. Aus dem Rachen dräueten vier lange ſcharfe Zähne hervor. Alle Kugeln, die man auf das Unthier ſchoß, prallten wirkungslos ab von ſeiner hornharten Haut. Nach einiger Zeit aber, ſo melden die Chroniſten, verlor ſich ſolch Spectrum oder Geſpenſt gänzlich aus dieſen Gewäſſern.

Ao. 1638 ſchwamm in der Unterelbe bei Freiburg im Lande Kedingen ein gräuliches Ungeheuer umher, faſt geſtaltet wie ein rieſiger Hirſch, mit ſpießigem Geweih auf dem Kopfe.

Der Hamburgiſche Schiffer Peter Bartelé, ein feſter nüchterner Mann, welcher mit ſeinem Schiffe und Schiffsvolk juſt dort lag, machte Jagd auf das Gethier, und vermeinte es zu fangen. Aber als er grade mit Harpunen und Haken darnach langte, verſchwand es plötzlich vor ſeinen ſehenden Augen, und zwar in ſo ganz erſchrecklicher Weiſe, daß den guten Mann, der doch ſicher nicht nervenſchwach war, vor Entſetzen auf der Stelle der Schlag rührte. Sprachlos wurde er heim gebracht und verſchied bald darauf. Naturkundige aber wollten wiſſen, beſagtes Monſtrum habe wohl eine electriſche Kraft in ſeinem Schwanze gehabt, und mit demſelben, vermittelſt der in ſeinen Händen gehaltenen Harpunen, ihm einen ſo derben electriſchen Schlag communicirt, daß er darüber Todes verfahren müſſen.

1658, am 1. September, wurde bei Blankeneſe von den Fiſchern ein merkwürdiger Fiſch erhaſchet, den die Seefahrer "Butzkopf" genennet. Es war nur ein Weiblein, aber dennoch in der Runde 3 Ellen dick und 28 Fuß lang ohne den Steert. Er wurde bei Hamburg an den Strand gebracht, und gegen eine geringe Ergötzlichkeit für die Fiſcher an Jedermann gezeigt, woſelbſt ihn auch Herr Mag. Petrus Heſſelius, der Peſthof-Prediger auf dem Hamburger Berge, geſehen hat. Derſelbige vermeldet, man habe für großen Geſtank nicht lange bei dem Beſehen ausdauern können, dannenhero Viele ihn auch den Stinkfiſch geheißen; als es damit zu arg geworden, ſeien aus ihm viele Tonnen Thran gebrannt, und ſchließlich meint Mag. Heſſelius, der ihn auch hat zeichnen und in Kupfer ſtechen laſſen, daß die Bedeutung dieſes an ſolchem Orte ſo ganz ungewöhnlichen Fiſchfanges allein Gott bekannt ſei.

79. Was Alles im Jahre 1557 paſſirt iſt.

Zum Erſten: Ein grimmiges Wolfsthier, ſo übers Eis der Elbe kommen war, that im Winter großen Schaden, erwurgete Menſchen und Vieh rund um die Stadt, und ließ ſich nicht fangen, ſo daß die Leute ſchon glaubten, er ſei ein Wärwolf, der ſich wieder zum Menſchen zaubere, wenn er verfolgt werde. Am 10. Februar, Morgens früh, wollte die Ehefrau des Horner Hufners Arends nebſt ihrer Magd zur Stadt gehen; da ſie nun vom heiligen Geiſt-Gehöfte (ſo dem alſo genannten Hoſpital annoch zuſtändig) nach der hohlen Rönne kommt, wo dazumal ein Gehölze, da ſpringt aus dem Buſch das gräuliche Unthier mit mordluſtigen Augen und Tatzen auf ſie zu, beißt ſie jämmerlich in Kopf und Lenden und läuft davon, da die Magd ein entſetzlich lautes Zetergeſchrei anhebt und etliche Männer herzukommen. Die Bauerfrau aber ſtarb am dritten Tage, ſo zerfleiſchet war ſie; darnach ordnete der Landherr von Hamm und Horn ein Treibjagen an, das half. Der Wolf wurde aufgeſpürt im Haſſelbrook und verlief und verfing ſich in Jaspar Buchwald's Gehöfte; da ſchlugen ihn die Bauern erſt todt und hingen ihn dann, wie man einen Miſſethäter juſtificiret, mit einem Strick um den Hals an dem größten Eichbaum der Heerſtraße auf, zum Wahrzeichen, daran Jedermann ſehen könne: alſo verfährt man zu Hamm und Horn mit beshaftigen Wölfen.

Zum Andern: Am 27. März wurde in Hamburg zuerſt zur nächtlichen Beſetzung der Wälle eine ordentliche Bürger-Wache angerichtet, was etwas ganz Neues war und viel Aufſehens bei den Bürgern machte, weshalb man es auch darnach benennet. Es war aber damit nicht weit her und nicht weit hin, denn bald wurden ſolchem Bürger-Aufſehen die Augen ſchläfrig und die Glieder lahm, und es kam dahin,

daſs nur ein paar alte Männer mit Knebelſpießen Wache hielten, wenn's keinen Krieg gab, — und erſt Ao. 1619 kam die beſſere Bürger-Wache ins Leben, die bis 1810 (zuletzt auch verwunderlich genug) beſtanden hat.

Zum Dritten: Im April und Mai liefen bedränliche Kriegsgerüchte in Hamburg um, dieweil der Biſchof Chriſtopher von Bremen einen Zorn auf die Stadt geworfen und der Graf von Mansfeld ſich ſchwierig bezeigte. Darum ließ der Rath die Trommeln rühren und die Fähnlein fliegen, und ſchickte Kriegsvolk nach dem Tollenſpieker. Es kam aber Gott Dank, zu keinem Kriege.

Zum Vierten: Im October kamen gen Hamburg hohe Gäſte, welche Rath und Burger gar herrlich tractiret haben, nämlich: die Königin von Dänemark Frau Dorothea, nebſt ihren Söhnen Kronprinz Friedrich und Herzog Magnus, die bekamen in Hinrich Wittekop's Hauſe ihr Logiement; ſodann Auguſt von Sachſen, des heiligen Römiſchen Reichs Kurfürſt und Herzog Hans von Sachſen, die wurden in Hinrich von Zeven's Hauſe in der Gröningerſtraße (im ſpätern Engliſchen Hauſe) einquartirt; und endlich Herzog Wilhelm von Luneburg, der in Hans Rede's Hauſe lag. Und um den hohen Perſonen die Zeit zu vertreiben, und die Tractemente und Feſtlichkeiten anzuordnen und zu beaufſichtigen, auch ihnen ſonſt aufzuwarten, wo's nöthig war, wurden deputiret aus E. E. Raths Mittel: die Herren Jurgen Vilter und Johann Wetken; und von der Bürgerſchaft, aus St. Petri-Kirchſpiel: die Ehrbaren Tönnies Clers und Johann Brand, die beſorgten die Gäſte im von Zeven'ſchen Hauſe; aus St. Nicolai: Hinrich Rheder und Hinrich vom Kreghe, für die in Wittekop's Hauſe; aus St. Catharinen: Joachim Reutzel und Chriſtoph Kellinghuſen, für den Luneburger in Hans Reden Hauſe; endlich aus St. Jacobi: Claus Kervemaker und Evert vom Berge,

die mußten aufpaſſen helfen, daß kein Mangel an irgend Einigem war.

Zum Fünften paſſirte in demſelben Jahre, auch im October, als kaum die Herrſchaften abgereiſet waren, viel Brandſtiftung. Eine Rotte beshaftiger Strolche unterfing ſich, die ſchönen Gartenhäuſer vor der Stadt in Feuer aufgehen zu laſſen, um dabei zu rauben. Vom 16. bis 19. October braunten ſie Johann Ritzenberg's, Hans von Helten's, Hinrich von Düllmen's und Beckendorp's Gartenhäuſer ab. Darnach noch Peter von Spreckelſen's Wohnung und Kornſpeicher. Alle dieſe ſchönen Luſtgärten lagen vor dem Dammthore, am heutigen Jungfernſtiege, der damals "der Damm" hieß.

Erſt im December kam man den Mordbrennern auf die Spur, und griff zuerſt einen Jungen, Paul Bernemann, der geſtand Alles, wie man ihn mittelſt ſcharfer Frage peinlich vernahm. Hans Dammann, der Anſtifter, gab ſich darauf ſelbſt an, als auf ihn gefahndet wurde, und vermeinte, ſich weiß zu brennen; zum Brennen kam's auch mit ihm, aber roth, denn er wurde mit dem Jungen am 20. Januar 1558 auf dem Melkberge (Andere ſchreiben: auf dem Meßberge) mit Ketten an den Pfahl gebunden und zu Tode "geſchmöket." Jurgen Vogt, einer der Spießgeſellen, entlief, wurde aber in Lubeck gegriffen und allda gleichermaaßen gerichtet.

80. Peſtgeſchrei und Schloßbrand.

(1561.)

Da kurz vor Weihnachten 1561 zu Bettery die Hochzeit des Fürſten Adolf ſollte gefeiert werden mit des Landgrafen Philipp zu Heſſen Tochter Chriſtina, ſo kam die fürſtliche Braut nebſt ihren zwei Brudern und Gefolge, 300 Pferde

ſtark, am 13. December zu Bergedorf an, willens durch Hamburg zu reiſen. Der vorausgeſchickte Courier aber, als er durch die Steinſtraße ritt, traf es ſo wunderlich, daß ihm zufällig fünf oder ſechs Leichenzüge begegneten, was in einer großen Stadt wie Hamburg noch nichts Auffälliges iſt. Der ehrliche Heſſe aber, in deſſen Heimathsort vielleicht nur alljährlich fünf bis ſechs Menſchen ſtarben, vermeint nicht anders, als daß Peſtilenz und Viehſterben ganz grauſam in Hamburg wüthet, wirft alſo kurz reſolvirt ſeinen Gaul herum und galloppirt ſpornſtreichs zur Stadt hinaus nach Bergedorf zurück, wo er ſeine Hiobspoſt ganz kläglich vermeldet. Darob geriethen die Fürſtlichkeiten in einige "Verſtörzung," änderten ihren Weg, vermieden Hamburg und ritten bei Fuhlsbüttel über die Alſter.

Dies war E. E. Rathe empfindlich zu vernehmen, nicht nur der vorbeigegangenen Ehre wegen, ſondern auch des Schadens halber, den löbliches Commercium dabei zu befahren hatte, wenn das Peſtgeſchrei allzufrühe auskäme. Denn leider Gottes war's nicht ganz ohne, und die Seuche wirklich in Anmarſch, obſchon der Courier davon nichts wiſſen konnte, der gleichwohl unbewußt eine feine Naſe gehabt haben muß. Und da zur Hochzeit nach Gottorp mit Glückwünſchen und Geſchenken der Bürgermeiſter Hermann Wetken und der Rathmann Jeremymus Hoge reiſeten, ſo überzeugten dieſe die Heſſiſchen Herrſchaften bald, daß ihr Courier ein Eſel und Haſenfuß, und nichts an ſeiner Geſchichte wahr ſei.

Darum kamen dann auch die beiden Heſſen-Prinzen auf ihrer Rückreiſe am heil. Chriſttage Morgens 10 Uhr nach Hamburg. Und auf E. E. Raths Befehl mußten in St. Petri- und in St. Nicolai-Kirchſpiel ein paar Schock Bürger aus der Kirche bleiben, um in ganzer Rüſtung und vollem Harniſch Ihre Hoheiten am Millernthore zu empfangen, wo-

ſelbſt ſie von etlichen Herren des Raths becomplimentirt wurden. Die jungen Fürſten hatten noch niemals ein Seeſchiff geſehen, baten deshalb, man möchte ihnen eins weiſen, worauf ſie von Michel Plate durch den Rödingsmarkt nach den Kajen geführt wurden, woſelbſt ſie die groſſen Schiffe liegen ſahen, auch eins in Augenſchein nahmen, was Alles ſie gar ſehr in Erſtaunen geſetzt hat; von da marſchirten die Prinzen immer in ſtattlicher Geleuſchaft nach dem Rathhauſe, wo ſie ſich einen Ehrenwein gefallen ließen, gingen dann zum Dom, den ſie beſichtigten, und von da ſtrax zum Steinthor hinaus, allwo das Reiſe-Gefolge ihrer harrte. Und da ſie doch dem Frieden in der Stadt nicht trauen mochten, und begehret hatten, in Bergedorf zu ſpeiſen, ſo hatte der Herrenſchenk auf E. E. Raths Befehl zuvor genugſamen Proviant dahin bringen und daſelbſt ein artig Mahl anrichten laſſen, was der Stadt Hamburg Ehre machte. Bald darnach brach wirklich eine gefährliche Peſt in Hamburg aus, die viele Menſchen hinwegraffte.

Während der Zeit die Heſſen-Prinzen heimreiſ'ten, wär's ihrer Frau Schweſter, der jungen Herzogin auf Gottorp, faſt übel ergangen. Denn am Silveſter-Abend gab ihr Gemahl ein gar herrlich Banquet zu Ehren der fremden Hochzeitgäſte, darunter zwei Spaniſche Grafen. Da ſie ſich müde gegeſſen, getrunken und getanzt, gehen ſie allzumal ſchlafen. Derweil nun kein Menſch im Schloſſe wacht, als einzig ein Stallknab bei den Roſſen, merkt dieſer, daß ein Feuer in den fürſtlichen Zimmern auskommt, und thut einen Schuß zum Allarm, davon der Herzog erwacht und die Seinigen geſchwind auf die Beine bringt. Weil nun aber die Dienerſchaft und Hofleute, theils wegen der 14tägigen Feſtivitäten todtmüde, theils auch, weil ſie insgeſammt mehr denn ziemlich berauſchet ins Bette gekommen waren, äußerſt ſchwierig zu Gange kamen, ſo nahm

das Feuer dergestalt überhand, daß die fürstlichen Personen und Hofdamen nur mit genauester Noth baarfuß und nacket oder im blanken Hemde beim grausamen Winterfrost, über Wall und Graben hin, ihr Leben salviren konnten. Was dabei an fürstlichen Kleidungen und kostbaren Zierathen verbrannte, das ist nicht zu sagen. Und wäre der Stallbub' nicht zufällig nüchtern gewesen, und hätt' er nicht grade einen geladenen Musquetonner zur Hand gehabt, so wäre das ganze Schloß mit Mann und Maus schmählich zu Tode geschmäuchet, und ein schmerzlich Neujahr wäre über das Land aufgegangen.

Unter den jungen Hoffräuleins hat's etliche schämerige gegeben, die sich anfangs gesträubt haben, so fast im Stande der Unschuld aus dem Schlosse zu weichen und unter die Mannsleute zu gehen. Aber die alte Herzogin hat zu ihnen gesagt: "dumm Tüg."

"Beter is't, naket up'n Hof to rennen,
Als hier in dat höllische Füür to verbrennen."

Und damit ist denn die ganze Schaar der weißen Lämmlein, wie beschrieben, unter einem so erschrecklichen Zetergeschrei hinausgestürzet über den Hof u. s. w., daß die Mannsbilder entsetzt auseinander gestäubt sind.

---

81. Bestrafter Kornwucher.

(1571.)

"Unser täglich Brodt gieb uns heute," beten wir mit Recht, denn es wird uns oft schwer genug, gutes Brodt zu gewinnen, sonderlich wenn das liebe Korn mißrathen und dann leicht ein Gegenstand der Gewinnsucht einiger Speculanten ist, die grade durch die allgemeine Noth reich werden

wollen. Gewiſſenhafte Korn-Spekulanten giebt's freilich; aber gegen die vielen eigennützigen hilft kein Geſetz, und nur die's gar zu arg treiben, finden zuweilen in ihrem eignen Gewerbe eine gerechte göttliche Strafe.

Gar zu arg trieben's auch Ao. 1571 zwei Bürger Joachim Ernſt und Johann Sprenger, die hatten ein Kornlager zu Lauenburg an der Elbe, und trotz der allgemeinen Theurung und des Kornmangels wollten ſie nicht verkaufen, ſondern dachten, wenn die Preiſe ſtiegen: es muß noch beſſer kommen! Und um ihren Vortheil noch ſorglicher zu wahren, wollten ſie das Korn nach Hamburg verſchiffen laſſen, und unter Wehklagen der hungrigen Lauenburger, die ſo gern etwas von dem vielen Getraide behalten hätten, wurden die vollen Säcke in die Schiffe getragen. Doch da ereignete ſich ein Strafgericht Gottes, denn in den Kornſäcken begann es ſich wunderlich zu regen, als ſtecke Lebendiges darin, und alsbald ſurrte und ſummte es immer lauter, und aus jedem der Säcke flogen ungeheure Schwärme von Motten und Käferchen, die verdunkelten beinahe die helle Luft und flogen auf und davon; und als die Leute auf die Säcke ſahen, da waren ſie faſt leer und nur die ausgefreſſenen Hülſen zurückgeblieben.

Die böſen Kornwucherer aber, die dabei ſtanden, verſchracken ſehr, Joachim Ernſt kriegte vor Entſetzen den Stickfluß und blieb auf dem Fleck todt; Johann Sprenger gebehrdete ſich verzweifelt, lief in die Elbe und wollte ſich verſaufen, was aber die Lauenburger nicht litten; darauf iſt er — Gott behüt' uns — vom Satan leibhaftig beſeſſen worden, hat noch eine Zeitlang gräulich geflucht und geraſet, und iſt dann eines ſo erſchrecklichen Todes verfahren, daß man wohl ſehen konnte, es habe ihn der Teufel geholt.

82. Hermann Rodenburg.

(Um 1586.)

Nachdem Hermann Rodenburg, des Bürgermeiſter Johann's Sohn, in jungen Jahren dem Herzog Adolf von Holſtein als Secretarius gedient hatte, wurde er Ao. 1577 in den Rath gekoren. Als einige Jahre darnach der Markgraf von Anſpach ſich nach Hamburg begab, wurde Herr Rodenburg mit dem Syndicus Dr. Michael Rheder vom Senate deputirt, um in deſſen Namen Seine fürſtliche Gnaden an der Grenze zu empfangen. Als nun auch der berühmte Herr Heinrich Rantzau, des Königs von Dänemark Statthalter in Holſtein, ebendahin kam, um den Markgrafen von wegen ſeines Herrn zu begrüßen und zu geleiten, da hat Herr Rodenburg ſich mit ſtarken Worten dawider gelegt, und es ſchlechterdings in keiner Weiſe geſtatten wollen, daß von Holſteiniſcher Seite irgend Jemand das Geleite auf Hamburger Gebiet thäte, geſchweige denn mit in die Stadt käme. Und das that er nicht aus Laune oder Eigenſinn, ſondern zur Behauptung der Hamburger Hoheit, welche durch Herrn Rantzau's Geleiten hätte angetaſtet erſcheinen können, in einer Zeit, wo über unſere von den Holſteinern angefochtene Immedietät ſo viel geſtritten wurde. Und darüber iſt Herr Rodenburg mit dem Statthalter in Wortwechſel gerathen, erſt nicht zu gelind, dann immer hitziger, und der Disput iſt am Ende ſo weit gediehen, daß zwiſchen Worten und Werken nur eine ſchmale Grenzlinie geblieben; denn Herr Rantzau, ſonſt ein edler und großherziger Mann, hat zur Wehre gegriffen und blank gezogen. Als dies Herr Rodenburg geſehen, hat er auch ſein Schwert gezogen und iſt damit auf den Statthalter zugeritten. Da dieſer nun vermerkt, daß ein Hamburger Rathsherr nicht ſo leicht ſich einſchüchtern läßt, zumal wenn er im vollen Rechte, der Herr

Markgraf auch solche Händel durchaus nicht für Empfangsfeierlichkeiten erachten konnte, so hat Herr Rantzau, obzwar sehr unwirsch, die Segel streichen müssen. Ist also mit seinem Haufen im vollen Galopp davon gesprengt, der Kürze wegen quer durch die Alster geritten ("dabei der Herr in seinem Unmuthe schier verdrunken wäre") und wohldurchnässet im Schlosse zu Wandsbeck, so ihm gehörig, angekommen. Herr Rodenberg aber hat mit den Seinigen den Markgrafen geruhig in die Stadt geleitet.

Dieser tapfere Rathmann ist 1590 verstorben. Sein Geschlecht hat noch lange in Hamburg geblüht, ist wohlangesehen gewesen und hat in der Petri-Kirche eine eigene Kapelle besessen. Der Name, später Hochdeutsch Rothenburg geschrieben, erlosch 1742, aber neuerlich hat ihn der auswärts lebende Nachkomme einer weiblichen Linie, bei Erhebung in den Adelstand, seinem Familien-Namen beigefügt.

83. Vom Pastor Werner und allerlei Irrlehren.

(1589 und später.)

"Anno 1581 is Magister Joachimus Werner, de tovör in St. Johannis-School de twede Classe aff Subrector bedeenet, Dom-Paster worden und darna 1585 aff Paster to St. Peter karen, averst na veer Jahren ut der Stadt verwieset. Und de Orsake is dusse: Anno 1589, den 17. Julius, is de hoge Thoorn to St. Nicolai in der Nacht dorch en grausam Dunnerwedder angesteket und in sie Stünn' herdahl brennt, wat averst sünst keenen Schaden dahn hätt, obglyk de Wind van allen Syden gewenet, dat ydt sick leet ansehn, aff schull de heele Stadt in Fuur unnergahn, welkes averst de groote allmächtige Godd in Gnaden afwendt hätt. Dere-

halven is van't Ministerium en Gebede und Dankseggung upsett, de darna lange Tyd in allen Predigten van den Canzeln is affgelesen worden. In düssem Gebede is mit insett wesen, dat Godd uns wolde behöden vor der Calvinisten Lehr. Und da nu de Pastor Joachimus Wernerus alltyd vör dat Woord Calvinisten gelesen hätt Sacrament-Schwärmer, so stell Rev. Ministerium em derohalven to Red; und da hefft se em unnersöcht und befunden, dat he hymlick Calvinisch was. Wowoll se sick nu veel darümb bemöden, dat he wedderropen schull, hett he dat doch nich dahn, is also synes Deenstes entsettet und darna is he na Bremen hentrocken."

Und Magister Hieronymus Pasmann, Archi-Diacon to St. Micheel, de 100 Jahr darna levt hätt und de groote Armen-School in de Neistadt inricht hätt, de vertellt van düsser Geschichten:

"Anno 1590 hat das Ministerium zu Bremen einen Lateinischen Brief an das Predigtamt zu Hamburg geschrieben, darin Beschwerde geführet wird über die harte und unbarmherzige Relegirung des Magister Werner, welche unsern Pastoren von den Reformirten zu Bremen gar unglimpflich vorgeworfen wird. Aber vor Gott und allen Engeln ist es uns eine große Ehre, daß unsre seligen Vorfahren über die Reinigkeit der Lehre also dapfer sich erwiesen haben, wie die fernere Lebenshistorie des Magister Werner bestättiget hat."

"In Bremen averst hätt de Magister Werner sick apenbar aff Calviner bekennt, und noch in dat sulvige Jahr 1590 hefft em de Calviner to Groningen in Fresland to erem Pastoren karen, wo he ook 1614 storven syn schall."

Und Herr Magister Pasmann fuget hinzu: wie es nicht ganz ohne sei, daß in Hamburg zum Oefteren der leidige Satan sich gereget und gräuliche und verdammliche Irrthümer vorgebracht habe, als: der Calvinisten Schwärmerei, der

Quäcker Gräuel, der Papiſten, Sacramentirer, Schwenkfelder, Wiedertäufer und anderer "phantaſtiſcher" Irrgeiſter verwerfliche Lehren; wie aber unſre Vorfahren im Predigtamte nicht wie ſtumme Hunde geſchwiegen, ſondern laut und kräftiglich das Wort der Wahrheit darwider erhoben haben; und wie E. E. Rath ſeine Schuldigkeit meiſtens wohl erkannt und mit ſcharfen Maaßregeln dahin geſehen habe, "daß der Teufel ſolch enthuſiaſtiſches Unkraut nicht ferner ausſtreue;" — muß es aber bedenklich erachten, daß eine Jüdiſche Synagoge in Hamburg geduldet werde, weil Chriſten ohne Verletzung der Ehre Chriſti, ihres Gewiſſens und des chriſtlichen Glaubens den Juden eine Synagoge nicht geſtatten können, wie Dr. Martin Luther lehre; — kann es ſchließlich auch nicht ganz billigen, daß man Ketzer und Schwärmer haufenweis in große Städte aufnehme, unter dem nichtigen Vorwenden, daß die bürgerliche Nahrung bei vorhandenen ſchweren Zeiten brodtloſen Handels und Wandels, ſolches erfordere; "wie denn auch der Irrthumb der Gergeſener, welche ihre Sau-Nahrung Chriſto und ſeinem Worte vorgezogen, eine gar ſchwere Sünde geweſen iſt."

84. Der Hanſen Spiele zu Bergen.

(Vor 1599.)

Seit alten Zeiten waren bei den Kaufleuten, welche das große Hanſiſche Handels-Comtoir zu Bergen in Norwegen bildeten, allerlei berühmte oder berüchtigte "Spiele" im Schwange, mit welchen ſie ihre neuen Lehrburſchen plagten; wie es heißt, um reiche junge Leute abzuſchrecken, ſich zur Handlung nach Bergen zu begeben, auf daß aus ſolchen ſpäter ihnen keine gefährliche Concurrenten erwuchſen. Denn eine ungeheure Menge Prügel, welche die Burſche bekamen, war

Hauptſache dabei. Vielleicht war es auch eine freilich wunderliche Art der Erprobung der Neulinge, ob ſie kräftig und geſchickt zur Erduldung großer Körperbeſchwerden ſeien, denn verzärtelte Mutterſöhnchen konnte das Hanſiſche Comtoir in Bergen nicht gebrauchen. Uebrigens kommen von Altersher ähnliche Spiele und Proben noch bei andern Verbrüderungen und Genoſſenſchaften vor, z. B. die Handwerksgebräuche beim Geſellwerden der Lehrburſchen, die myſtiſchen Prüfungen der aufzunehmenden Freimaurer, die Fuchs-Commerſche der Studenten, und das "Einweihen" der Scholaren.

Aber ſo gut wie einem neuen Quintaner, den die Genoſſen übers Katheder ziehen und ihm mit einer einmaligen Tracht ehrlicher Prügel die Weihe der Verbrüderung geben, ſo leicht und gut wurde es den armen Hanſiſchen Handelsburſchen in Bergen nicht, denn drei gefährliche Proben hatten ſie zu beſtehen, ehe ſie völlig aufgenommen waren. Und wer den Schaden hat, der darf für Spott nicht ſorgen; ihr ſchmerzliches Ungemach diente den älteren Hanſen, den Principalen und Geſellen, zur großen Beluſtigung, und eigentlich nur für dieſe waren ihre Proben ergötzliche "Spiele."

Ao. 1599 beſuchte König Chriſtian IV. von Dänemark ſeine Stadt Bergen. Von Natur ſehr munter und damals noch im Jugendalter, trieb er dort ſo viel Kurzweil und Ergötzung, daß noch 150 Jahre ſpäter die Einwohner voll davon waren. Auf einem Gaſtmahl im Hauſe des Statthalters Milzow wurden der König und ſein Bruder Ulrich alſo luſtig, daß ſie, nach Art Deutſcher Studenten, alle Fenſterſcheiben im Hauſe einwarfen und durch neue erſetzen ließen. Am 25. Juni geruhte der König, ein Feſtmahl der Hanſiſchen Kaufleute in deren Hauptgebäude einzunehmen; um ihn gut zu unterhalten, wurden zu ſeinen Ehren nach Tiſche einige dieſer "berühmten Spiele" aufgeführt, wobei den armen Lehr-

jungen der Spaß ſo wenig ehrenvoll als vergnüglich vorkommen mochte. Der König aber fand die Spiele ſo ergötzlich, daß ſogleich einer ſeiner Laquaien einem ſolchen ſich unterziehen mußte. Der arme Menſch wurde dabei ſehr übel zugerichtet, und da der König ihn zu einer zweiten Probe durch einen Roſenobel locken wollte, bat er demuthig um Schonung und vermaaß ſich, lieber 100 Thaler einzubußen, als ſolch Teufelsſpiel nochmals zu probiren.

Außer einigen minder bekannt gewordenen, gab es hauptſächlich drei Arten dieſer Spiele, welche hier beſchrieben werden ſollen, damit man die Furcht des königlichen Hof-Laquaien ermeſſen könne.

Das "Rookſpill" (Rauchſpiel) war die erſte, eine Art Feuer-Probe. An einem Feierabend um 10 Uhr holte unter Trommelſchlag eine Proceſſion von Geſellen, darunter einige als Bauern, alte Weiber und Narren verkleidet waren, allerlei Holzſpäne, Haare, Lederſtücke und Gerümpel; damit zogen ſie in ihren Schutting, die große Halle jeder der in einzelnen Höfen zuſammenwohnenden Abtheilungen der Geſellſchaft. Dann wurde der Lehrling, dem's galt, in einen Sack geſteckt und in den großen Schornſtein des Schutting-Gawins hinauf gewunden, während man das mitgebrachte Holzgerümpel, die Haare und das Leder unter ihm in Brand ſetzte. Dieſen ſtinkenden Qualm und Rauch auszuhalten, war des Neulings erſte Probe. Damit er aber recht viel Rauch in den Hals bekäme, mußte er, während er ſo hing, auf gewiſſe vorgelegte Fragen laut antworten und ſingen. Glaubte man ihn genügend durchräuchert, ſo nahm man ihn herab und begoß den wohlgeſchwärzten halb erſtickten Burſchen zur Abkühlung und Erfriſchung mit ſechs Tonnen Waſſer. Bei dieſem "luſtigen Rookſpill" iſt einmal Einer jämmerlich erſtickt, weshalb der Hof, in dem es geſchah, der Stadt Bergen eine jährliche Buße entrichten mußte.

Das "Waterſpill" war das zweite Spiel, eine Art Waſſerprobe. Es ward jährlich nur einmal, am zweiten Mittwochen nach Pfingſt-Sonntag, gehalten. Die Neulinge wurden zuvor Mittags gut bewirthet und um 3 Uhr in Kähnen aufs Meer gefahren, bis in die Gegend des Schloſſes. Dann wurden ſie entkleidet, ins Waſſer geworfen und dreimal untergetaucht, wobei man ſie übrigens an den Armen feſthielt. Sodann wurden ſie, noch im Waſſer liegend, von den Geſellen mit Ruthen auf den bloßen Rucken gepeitſcht, wobei es aber nicht gar hart zuging, indem Jeder der einzuweihenden Lehrlinge einen Secundanten hatte, der mit einem dickbelaubten Maienzweig ſowohl die Schläge abwehrte als ſeine Blöße deckte. Wenn dieſe Luſt gebuſt war, kleidete man ſie wieder an, fuhr zurück und banquetirte Abends in den Schüttingen herrlich, wobei die Lehrburſchen, wie gewöhnlich, ihre Principale und Geſellen bedienen mußten.

Früher ſcheint das Waſſerſpiel in andrer Weiſe, nämlich ſo abgehalten zu ſein, daß die Lehrlinge von einem Felſen hinab in die See geſtürzt wurden, worauf man ſie an einem um ihren Leib befeſtigten Seile wieder in die Höhe wand, und noch zweimal dieſe "artige Kurzweil" wiederholte.

Man erzählte aber unter den Hanſen, es ſei vor langen Jahren ein junges Frauenzimmer in Mannskleidern aufs Comtoir nach Bergen gekommen, aus Liebe zu einem hier angeſeſſenen Geſellen, und habe geraume Zeit dort gelebt, bis es entdeckt und ſie mit ihrem Sponſen fortgeſchafft ſei. Und weil nun nach den Geſetzen der Geſellſchaft kein Frauenzimmer auf dem Comtoir und in deſſen Höfen ſich aufhalten dürfe, ſo ſei zur wirkſamen Abſchreckung ſolcher weiblichen Eindringlinge das Waſſerſpiel erfunden.

Die dritte Probe war das Stupenſpill oder die Stupe (Staupenſchlag geben). Es fand ſtatt am Sonntage nach

dem Waſſerſpiel, und alle Lehrlinge mußten ſich ihm unterwerfen. Am Vorabend mußten ſie in langen Böoten nach der nächſten Holzung rudern, und die Maien- oder Birkenzweige holen, aus denen die Ruthen gemacht wurden, mit welchen ſie geſtrichen werden ſollten. Das war noch das Luſtigſte, was ihnen von dieſer Ergötzlichkeit zu Theil wurde. Am andern Morgen fuhrte man alle Lehrburſchen unter Trommelſchlag nach einem Garten vor dem Thore. Dabei war viel Kurzweil, zwei Principale, herrenmäßig gekleidet, waren die Anführer, andere fungirten als ſogenannte Rechenmeiſter und beſorgten die Bewirthung. Der Narr oder Hanswurſt und ſeine Cumpane, ein als Bauertölpel gekleideter Geſell, und ein als Bauerweib maskirter Lehrling fehlten nicht; ſie redeten in Reimen, ſeppten und neckten alle Welt und trieben grobkörnige Poſſen, zumal mit der Bergen'ſchen Einwohnerſchaft, die neugierig dem Zuge zuſah. Im Garten trieb man ſich eine Weile herum, und kehrte in derſelben Ordnung, mit Maienzweigen in den Händen, auf die größte der Schuttingsſtuben zurück, wo um 12 Uhr ein Mahl gehalten wurde. Dann kam für die armen Neulinge die große Kataſtrophe. Der Narr und einige als Herren verkleidete Geſellen fingen zum Schein einen Streit an, worauf die neuen Lehrlinge befehligt wurden, ihn ins ſogenannte Paradies zu bringen, einen Winkel oder Alkoven am Schuttingsſaale, den man zuvor heimlich zur Marterkammer umgewandelt hatte. Gewöhnlich hatte man die Lehrburſchen zuvor bei der Mahlzeit ſich ziemlich berauſchen laſſen, ſo daß ſie beim Eintritt ins Paradies ihre 24 uberdies als Bauern vermummten Peiniger nicht erkennen konnten. Einer derſelben redete die erſtaunten Opferlämmer mit dieſem alten Spruche an:

"Ehre ſei Gott, ja, Ehre ſei Gott.
Das rede ich wahrhaft und ſonder Spott.

Nu krupt in dat hillige Paradies,
Da ſchölt jü ſchmecken ſöt' Barkenries,
Ja ſo veel Barkenries ſchölt jü ſupen,
Als 21 Bauern up de Steert könt ſupen."

Dann erſcholl draußen ein betäubender Höllenlärm von Pauken, Trommeln und Becken, während die vermummten Bauern wie die Teufel über die Lehrlinge herfielen, ſie packten, über eine Bank warfen und mit Birkenruthen aus Leibeskräften ſo lange bearbeiteten, bis es genug war, d. h. bis aufs Blut der armen Jünglinge, deren Jammergeſchrei die laute Muſik übertönte.

Wenn ſie nun dergeſtalt, nach der Feuer- und Waſſer-Probe, auch die Einweihungsfreuden dieſes "Paradieſes" genoſſen hatten, dann wurden ſie erſt als rite aufgenommene Lehrburſchen und Angehörige der Hanſiſchen Corporation in Bergen angeſehen, konnten ſpäter Geſellen und Principale ("Hausherren") werden, und zu ihrer Satisfaction in dieſen drei Hauptſpielen, welche ſie ſo paſſiv mitgemacht hatten, auch eine active Rolle übernehmen, nach dem Princip: was ich habe leiden muſſen, dem ſollen Andere auch nicht entgehen.

Erſt Ao. 1671 hat König Chriſtian V. von Dänemark und Norwegen durch ein ausdrückliches Geſetz ſolche Spiele der Hanſen zu Bergen bei ſchwerer Geldſtrafe gänzlich verboten.

Dieſe Spiele, die unſerm verfeinerten Jahrhundert allerdings ebenſo unanſtändig und witzlos als roh und grauſam erſcheinen, wurden in jenem derberen Zeitalter meiſtens als etwas ganz Schickliches und Natürliches betrachtet. Rauſereien und Prügel gehörten damals noch mehr zum volksthümlichen Spaße, als jetzt, wo noch immer die rechte Jahrmarktsfreude oder ein gutes Puppentheater ohne ſolche Balgerei nicht beſtehen kann, die ja ſelbſt unſern Knaben-Ergötz-

lichkeiten nicht fehlen darf, ſoll das Vergnügen vollkommen ſein.

Uebrigens wurde kein Lehrling zu Bergen gezwungen, ſich jenen Spielen zu unterwerfen. Nur wird er alsdann beſſer gethan haben, ſeine Laufbahn am Hanſiſchen Comtoir aufzugeben, wie dies Heinrich Huſanus um 1555 that. Es wird nämlich erzählt, daß dieſer ſpäter als Staatsmann und Gelehrter berühmt gewordene Mann, in ſeiner Jugend zum Kaufmann beſtimmt und als Lehrling nach Bergen gekommen ſei. Wie er aber das Stupenſpiel überſtanden, da hat er ſeiner Mutter (einer Burgermeiſters-Frau zu Eiſenach) das blutige Hemde geſchickt, um ihr zu Gemuth zu führen, wie unbarmherzig mit ihrem Sohn umgegangen werde. Die Mutter hat ihn dann eilends zurückgerufen und ihn den ſanfteren Muſen in Pflege gegeben. Huſanus muß aber hernach, als Weimarſcher Geſandter oder als Mecklenburgiſcher Canzler, das Hanſiſche Birkenreis in Bergen als veranlaſſende Urſache ſeines Glückes in Ehren gehalten haben.

---

83. Von Würden und Bürden der Brauerknechte.

(Um 1600.)

Von der Brauerknechte Heldenthum ums Jahr 1300 und von einigen damit zuſammenhängenden Rechten iſt zwar ſchon Oben (No. 34) die Rede geweſen. Es iſt aber noch Manches über dieſes Gewerk zu erzählen.

Die Brauerknechte bildeten eine Gilde, die nach ihrem Schutzpatron die St. Vincentii-Bruderſchaft hieß, und unter vier Brauer-Herren als Aelterleuten ſtand. Der erſte und vornehmſte ihres Mittels aber war der Baumtrager, der bei feierlichen Gelegenheiten einen wohlverzierten Zuber-Baum

als Zeichen ſeiner Würde trug, und zwei Jahre lang ſein Amt führte. Der von den Mitknechten erkorene Baumtrager mußte einen Eid ſchwören, daß er ſeine Genoſſen vertheidigen wolle "vor Bürgermeiſter und Rath, zwiſchen Ring und Mauer, vor dem Wirth und Frau," — worauf ſie ihm wiederum Beiſtand, Hülfe und Treue verſprachen.

Nach dem Baumtrager kamen die ſechs Vorſprachen oder Vertreter der Brauerknechte, auch auf zwei Jahre gewählt. Die Neuwahlen wurden heimlich gehalten, bis zum nächſten Sonntage vor Johannis. Dann, während der Hauptpredigt, trugen die drei abgehenden Vorſprachen drei Kränze von Roſen oder ſonſtigen ſchönen Blumen in die Wohnung der Neuerwählten, und hingen ſie auf der Diele an den Spiegel. Dann wußte Jeder, den's betraf, Beſcheid. Fürwahr, eine löbliche zarte Manier, eine Erwählung durch die Blume zu verkündigen, die freilich der alſo Geehrte mit 1 bis 2 Thalern bezahlen mußte. Dann erſchienen alle Vorſprachen zur Mahlzeit bei einem der beiden Altermänner, woſelbſt die Tauglichkeit und Tüchtigkeit der Neugewählten erprobt wurde.

Nach altem Deutſchen Begriff iſt ein guter Zecher zu allen Dingen nütze, darum beſtand die erſte Probe der Vorſprachen darin, daß Jeder auf übliches Zutrinken der Alten einen vergoldeten Pokal (½ Nöſſel groß) voll ſtarken Bieres, nicht weniger als zehnmal austrinken mußte, und zwar je auf einen Zug, ohne abzuſetzen. Jeder Zutrinker ſagte dabei: "Claß, du weeſt, dat du hüüt mit einem ſchönen Roſenkranz hüſt beehrt, üm de Bröderſchop und de Armen twee Jahr lang to bedeenen, und ſchalſt dahn dehn, aff Gott am jüngſten Dage mit diner Seelen dehn ſchall, darup magſt du düſſen Becker empfangen," worauf er beſtätigte: "darup will ick em empfangen." Während dieſes Zutrinkens mußte eine tiefe Stille herrſchen, wie es feierlichen ernſten Handlungen ſo wohl an-

ſtehet; wer einiges Geräuſch machte, büßte es mit 4 Schillingen in die Armenbüchſe.

Dann mußten ſie ſich auch als Männer von ſcharfen Zähnen und kräftigen Magen bekunden, um ſymboliſch zu erweiſen, daß ſie geſchickt ſeien, harte Pillen zu verſchlucken, in ſaure Aepfel zu beißen, Uebeleingebrocktes zu verzehren und ſich in der Brüderſchaft Angelegenheiten "durch Dick und Dünn zu freſſen." Die Hauptprobe dieſer, für jeden Gemeinwohls-Vorſteher erſprießlichen Qualitäten war: daß ſie nach ſonſtiger Mahlzeit, ein ganzes Huhn mit Haut und Knochen verzehren mußten, welche Sitte jedoch ſpäter, bei abnehmender Kräftigkeit der Menſchheit, durch Zahlung von 1 Orts-Thaler abgelöſt wurde. Endlich mußten ſie auch ihre Fertigkeit im Malz-Meſſen zeigen.

Am Johannistage kamen dann die Alterleute mit dem Baumtrager und den ſechs Vorſprachen wieder zuſammen um eine kleine "Höge" zu halten, ein fröhliches Feſtmahl zum Beſten und auf Koſten der Bruderſchaft; Tags darauf fand ihre feierliche Luſtwandelung ſtatt, da ſie denn ganz ehrbar und langſam durch die Straßen zum Thore hinaus zogen, meiſt vors Steinthor nach dem Strohhauſe, ſeltener nach dem Hamburger Berge. Dabei mußten die Vorſprachen in ihrem Ehrenkleide erſcheinen, das war ähnlich wie der Reitendiener Kleidung beim Leichentragen (die alte Feiertracht ehrbarer Bürger), was ihnen und geſammter Brüderſchaft kein geringes Anſehen gab.

Sodann waren vordem die neuen Vorſprachen auch gehalten, ihr Haupthaar ganz kurz und glatt zu ſcheeren und nur an jedem Ohr ein Schöpflein längerer Haare ſtehen zu laſſen. Das war auch von wegen ihres Ehrenamtes. Denn vormals trug das Volk der Knechte, Geſellen und andere ganz geringe Leute, das Haar langwüchſig auf die Schultern

fallend, wie die alten Cimbern und Teutonen; vornehme Männer aber (der geiſtlichen Tonſur gar nicht zu gedenken), Rathsherren und Doctoren, hielten es fein kurz und glatt und pflegten dagegen des Bartes um Mund und Kinn als ehrſamen Männerſchmuckes. Darum mußten auch die zur Würde der Vorſprachen erhobenen Brauerknechte, um ſich von ihren Mitbrüdern zu unterſcheiden und zum größeren Anſehen des Gewerks, "Haare laſſen" und kurz geſcheren einherſtolziren. Etwa um 1650 aber ſind drei Knechte gewählt, die ein trefflich ſchönes langes Haupthaar gehabt haben, von dem ſie ſich ungern trennen wollten; und weil dazumal bei den Vornehmen die Sitte der ganz kurzen Haartracht bereits in Abnahme geweſen, ſo hat die Bruderſchaft den drei Vorſprachen gegen Entrichtung von 4 ß Lübſch ihr langes Geleck zu behalten verſtattet, wobei es denn fortan geblieben iſt.

---

80. König Chriſtian IV. in Hamburg.

(1603.)

Im Herbſte 1603 erging an den Rath eine Anſagung Königs Chriſtian IV. von Dänemark, daß er geſonnen ſei, nach Hamburg zu ziehen, um die Erbhuldigung entgegenzunehmen. Denn wie weiland die Deutſchen Könige ihren Römerzug zu machen pflegten, um die Kaiſerkrone ſich aus der Stadt Rom zu holen, wiewohl oftmals nicht zu ihrem und des Reichs Heil, — alſo hatten es die Däniſchen Könige Oldenburgiſchen Stammes im Brauch, als Herzoge von Holſtein nach Hamburg zu ziehen, um dieſer guten Stadt Erbhuldigung zu begehren, zu welcher ſie jedoch mit Nichten verpflichtet war. Darum machte es auch diesmal der Rath wie allemal, ſchrieb wieder, es werde der Stadt eine Ehre ſein

den Herrn König zu ſehen, falls Derſelbe belieben wolle, zwar keine Erbhuldigung, jedoch eine biedere Freundſchafts-Verſicherung, nach Art der Vorfahren, entgegenzunehmen.

Der König ließ ſich die Sache gefallen, ſchickte auch ſeinen Statthalter Gerd Rantzau und ſeinen Canzler Chriſtoph Pultejus nach Hamburg, welche in Gemeinſchaft der Holſteiniſchen Räthe Clemens Gadendorf und Nicolaus Junge, Canzler, alles Erforderliche mit dem Senate vorher beſprachen. Uebrigens beſtimmte der König den 28. October als Tag ſeines feierlichen Einzuges. Und da er ein Liebhaber von ſinnreichen Luſtbarkeiten war, ſo traf er Anſtalten, ſeine Anweſenheit in Hamburg durch allerlei Spiele und Aufzüge zu verherrlichen, weshalb er auch ſeine Verwandten und Freunde unter den Deutſchen Reichsfürſten nach Hamburg einlud, nämlich, außer ſeinem Bruder Ulrich und den Vettern von Holſtein, auch ſeinen Schwiegervater den Kurfürſten von Brandenburg, und ſeine Schweſtermänner: den Kurfürſten von Sachſen und den Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig; dieſe aber, obſchon ſie anfangs zugeſagt hatten und ſich ſehr auf die guten Tage in Hamburg freuten, konnten zuletzt doch nicht kommen, man ſagt, weil des Kaiſers Majeſtät es ihnen übel vermerkt haben würde. Doch ſandten ſie ihre Gemahlinnen, des Königs Schweſtern, zu ſolcher Zuſammenkunft.

Am 28. October fand der feierliche Einzug in Hamburg ſtatt; 19 Fähnlein wohlbewaffneter Bürger im blanken Harniſch hatten das Steinthor und die Straßen in der Nähe beſetzt, auf den Wällen ſtand die beſoldete Soldateska, ungemein zahlreich, denn der Rath hatte zu mehrerer Sicherheit und Aufrechthaltung guter Ordnung noch 600 Mann verſuchter Musketiere angeworben. Die Rathsherren Eberhard Eſich und Hieronymus Vogler hielten hoch zu Roß in ſilberhellen glänzenden

Harniſchen vor dem Steinthore, die Majeſtäten würdig zu empfangen und zu beneventiren; während dies in wohlgeſetzter Rede geſchah, donnerte von den Wällen alles grobe Geſchütz, und ringsum ging dem Könige zu Ehren ein ſo tapferes Freudenſchießen los, daß er daran wohl merken konnte, was es mit der Stadt und Feſtung Hamburg auf ſich habe.

So kam der Zug in die Stadt, voran ritten 24 Trompeter und 4 Heerpauker in Roth und Gold gekleidet, die ſchmetterten und trommelten, daß es Art hatte; dann kamen Leibtrabanten, ſodann ritten der König und der Herzog Johann Adolf von Holſtein zwiſchen unſern Rathsherren, darauf fuhr in prächtig vergoldeter Caroſſe die Königin Anna Catharina, geborene Prinzeſſin von Brandenburg; Herzog Ulrich von Schleswig, des Königs Bruder, ritt zur Seite des Wagens. Dann folgten andre große Herren, Ritter und Räthe, worauf wieder Leibtrabanten und Reiter-Geſchwader kamen. Es waren an 1500 Pferde zuſammen. Der Leibtrabanten waren 100 Mann, die waren prächtig in Sammet gekleidet, roth und gelb. Auch 300 Mann Dithmarſcher waren dabei, die trugen lange Musketen und blaue Mäntel. Die Reiter waren auf gut Alt-Braunſchweigiſch gekleidet, trugen lange hohe Stiefel, Lederhoſen und Reitröcke, und waren mit ſilbernen Dolchen zierlich geſchmückt.

Der Zug ging dann nach der großen Reichenſtraße, woſelbſt in Matthias Meyer's, eines reichen Bürgers großem Hauſe, die Majeſtäten ihr Quartier nahmen. Noch ſelbigen Tages trafen eine Menge andrer fürſtlicher Gäſte ein, insgeſammt Vettern oder Verſchwägerte des Königs, außer ſeinen Schweſtern Hedwig, Kurfürſtin von Sachſen, und der Herzogin von Braunſchweig mit ihrem jungen Prinzen Friedrich Ulrich und zweien Töchterchen; nämlich noch drei Herzoge zu Sonderburg, Alexander, Friedrich und Albrecht; dann ſechs Brüder, Herzoge

von Lüneburg-Celle, nämlich der regierende, Ernſt, dann Auguſt, ein Däniſcher Feld-Obriſter, ſo wie George, Friedrich, Hans und Magnus. Sodann der Erzbiſchof von Bremen Johann Friedrich, ein geborener Herzog von Holſtein-Gottorp. Im gleichen auch der Graf Anton Günter von Oldenburg-Delmenhorſt, und die Grafen Enno und Guſtavus von Oſtfriesland, letzterer nebſt Gemahlin; auch zwei junge Mecklenburgiſche Prinzen, Adolf Friedrich und Johann Albrecht. Schließlich traf noch ein ſeltener Gaſt in Hamburg ein; ein Moskovitiſcher Fürſt, des Czaren Großkanzler, der als Ambaſſadeur nach Deutſchland kam. Sein Name ſcheint etwas ſchwierig zu behalten gewesen zu ſein, denn wie er in der Chronik geſchrieben ſteht, "Aſtinaſſa," wird er wohl kaum geläutet haben.

Alle dieſe Herrſchaften wurden beſtens einlogirt in guter Bürger Häuſer; und Raths-Deputirte ſorgten dafür, daß Alles ſich fügte und ſchickte und Jeder ſein Recht bekam. Auch die Kriegsleute, Reiter, Wagen und Pferde wurden untergebracht, hie und da; allein in den Ziegelhutten beim Tevelfelde in der Neuſtadt fanden die Wagen und 1100 Pferde Platz. Daſelbſt wurde auch in den folgenden Tagen der ganze Troß der Knechte, Kutſcher und ſonſtigen Geſinde geſpeiſet und getränkt.

Am Sonnabend, den 29. October, beſahen die Herrſchaften die Stadt und ihre Gelegenheit, gaben auch freundwillige Audienz Jedem, der darum anhielt. Uebrigens wurden die Rennbahnen und ſonſtigen Verrichtungen für die Turniere und Feſtſpiele auf dem Hopfen- und Pferdemarkt fertig gemacht. Die eine Rennbahn ſollte fürs Ringelrennen und Carouſſel dienen; die andere, um darauf über Pallinen oder Planken zu turnieren; beide waren mit Sand erhöht und rings von Schranken umgeben. Auf dem Pferdemarkt war

das ſogenannte Judicir-Häuslein, wo die Kampfrichter ſitzen ſollten, von Holz gar zierlich erbaut. Sieben Säulen waren dabei angebracht, darauf gar ſchöne Puppen, die ſieben Tugenden, von Holz geſchnitzt und ſauber vermalt, recht artig anzuſehen waren.

Am Sonntag, den 30. October, ſind die königlichen Majeſtäten und fürſtlichen Hoheiten ſammt allen Räthen, Rittern und Hofleuten in Begleitung der rothen Leibtrabanten nach St. Petri-Kirche geritten, woſelbſt E. E. Rath, E. Oberalten und die vornehmſten Bürger in Staatsröcken ſich auch eingefunden. Die Kirche war von Grund aus renoviret und gezieret, und den Herrſchaften darin der beſte Platz hergerichtet. Eine ganz herrliche Muſik von Inſtrumenten, Zinken und Poſaunen, ſo wie von den Kirchenſängern ging der Feſt-Predigt voraus, welche Herr Paſtor M. Johannes Schellhammer mit großer Salbung zu allgemeiner Erbauung hielt.

Darauf ſind der König nebſt ſeinem Vetter Herzog Johann Adolf von Holſtein und zwölf beiderſeitigen Canzlern, Räthen und Rittern nach dem Rathhauſe geritten, woſelbſt Senatus cum Syndicis et Secretariis, nebſt den hundert Bürgern, welche die Burgerſchaft vertraten, bereits verſammelt waren. In der großen Halle nahmen die zwei Fürſten den oberſten Platz ein, hinter ihnen ſtanden ihre Räthe und Ritter, nämlich: der Statthalter Gerd Rantzau, die Amtmänner Hans Rantzau zu Rendsburg, Benedix von Ahlefeld zu Steinburg, Claus von Ahlefeld zu Kaden, Balzer von Ahlefeld zu Flensburg und der Ritter Heinrich Rantzau zu Putlos; dieſe waren im königlichen Dienſte. Sodann die Amtmänner: Dietrich von Bleme zu Tondern, Georg von Scheſtedt zu Steinhorſt, Friedrich von Ahlefeld zu Apenrade, Dietrich von Buchwald zu Gottorp und Thomas von Bleme zu Trittau, ſo wie Nicolaus Junge, Canzler; dieſe waren im herzoglichen Dienſte.

Gegenüber ſtand der Rath vor den hundert Bürgern, der wortführende Bürgermeiſter Joachim Beckendorp aber vor den Rathsherren.

Die Ceremonie verlief dann üblicher Maaßen, die vom königlichen Canzler im Namen des Königs und des Herzogs geforderte eidliche Erbhuldigung wurde diesſeits dankverbindlichſt abgelehnt und nicht geleiſtet, dafür aber die ergebene Freundſchafts-Annehmung und -Verpflichtung gegen jenſeitige Beſtätigung der alten Privilegien und Freiheiten erklärt. Der königliche Canzler ſprach Hochdeutſch, der Hamburger Bürgermeiſter redete "auf gut Niederſächſiſch," d. h. Plattdeutſch. Worauf der König ſelbſt für ſich und Herzog Johann Adolf geſprochen hat. Darnach haben König und Herzog ſich mit Bürgermeiſtern, Rathmannen und hundert Bürgern die Hände gereicht und alſo ihr gegenſeitiges Verbundniß mit "handgegebener Treue" befeſtigt, worauf die neue Confirmation der alten Privilegien in originali iſt überreichet worden.

Hierauf ſind die Herrſchaften in ihre Logiamenter zurückgeritten. Bei Sr. Majeſtät iſt ein koſtbar Banquet angeſtellt, wobei ſämmtliche Fürſtlichkeiten und die Vornehmſten vom Adel nebſt "dem löblichen Frauenzimmer" herrlich tractirt und mit allerhand fürſtlicher Luſt ſind ergötzet worden. Während ſolcher Zeit haben königliche Trompeter und Herolde die auf den folgenden Tag angeſetzten Turniere und Aufzüge verkündigt und ausgerufen, auch die Ordnung der Spiele an das Judicir-Haus affigirt und ſonſt notificirt.

Montag, den 31. October, früh 9 Uhr, begannen die Spiele auf dem Pferdemarkt mit einem ſchönen Spectakel, von des Königs eigner Invention, ſehr anmuthig anzuſehen. Von St. Gertruds-Capelle her (allwo der König ſeine Rüſtkammer gehabt) bewegte ſich ein ſeltſamer Zug. Auf einem

16 Fuß hohen Wagen ſaß zwiſchen zwei Löwen auf einem vergoldeten Seſſel der König ſelbſt, in Geſtalt des Sonnengottes, in fleiſchfarbigvermalten Atlas gekleidet, als ob er nackigt ſei; güldene Strahlen hingen Ihro Majeſtät ums Angeſicht, einen Lorbeerkranz trugen Dieſelben im Haare, und einen güldenen Scepter ſenkten ſie grüßend, als ſie bei dero Gemahlin, dem übrigen fürſtlichen Frauenzimmer und bei dem Judicir-Hauſe vorüberfuhren. Unter dem hohen Wagen gingen, von Teppichen verdeckt, die königlichen Muſikanten, die mit ihren Inſtrumenten eine äußerſt feine und liebliche Muſik machten. Dieſem Wagen folgte eine Jungfrau, in ihrer einen Hand trug ſie ein Herz, darauf ſaß ein Täublein, in der andern Hand hielt ſie eine große Perle. Dann kam des Königs Bruder, Herzog Ulrich von Schleswig (der Biſchof von Schwerin), von St. Nicolai-Kirchhof herangezogen. Mit dem Siegeskranz im Haare ſtand er, zwiſchen zween gebundenen Heidenfürſten, als der große Alexander von Macedonien hinten auf einem Triumph-Wagen, den drei Schimmel mit Hirſchköpfen und Geweihen zogen, welche ein Rieſe vorne lenkte. In der Mitte lag die Erdkugel unter Wehren und Waffen; Trompeten, Pauken und Trommeln darum herum; die vier Fahnen von Europa, Aſia, Africa und America wehten von den Seiten hernieder. Dann folgte noch einiger luſtiger Mummenſchanz; Marquard von Pentz, der Segeberger Amtmann, kam als ein Bauer mit Pflug und Dudelſack; andere Herren, als Polacken, Moscoviter, Ungarn, Turken, Mohren u. ſ. w. tummelten ſich hinterdrein.

Sehr nachdenklich (und ebenfalls von des Königs Erfindung) war noch ein Aufzug von fünf Wagen: allerhand Bilder und Figuren, auch lebendige Menſchen in vielerlei Coſtum mit merkwürdigen Symbolen und Allegorien, welche alleſammt ihre abſonderliche Bedeutung gehabt haben und eine rührende

Verſtellung der Tugenden wie der Laſter geweſen ſint; item, daß der Menſchen Leben nichts anders ſei, als eitel Sorge, Plage, Armuth, Krieg, Verfolgung, Haß, Krankheit und Noth, bis endlich der Tod Alles gut mache, ſo Seneca kurzlich zuſammenfaſſet "omnis vita supplicium est, mare impietum, mors portus," — oder wie viel ſpäter ein gottſeliger Monarch in ſeinem Teſtamente dies noch beſſer ausgedruckt hat: "meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Hernach war waidlich Ringelrennen, Caruſſel-Reiten, Lanzenſtechen und Turnieren auf der Bahn, darin ſich die Prinzen, Grafen, Ritter und Junker verſuchten; die Bürger und alle Leute aus dem Volk hatten ihre Freude und Verwunderung daran, denn Solches war von ihnen noch niemals geſehen.

Dingstag, am 1. November, wurde wiederum geſpielt und turniert. Der König kam in demſelben Aufzug angefahren, weil alle Welt ihn gern noch einmal bewundern wollte. Marquard Pentz hatte aber ein neues luſtiges Stücklein erdacht, er kam in einer vierthürmigen Burg, die war von Pappe ganz natürlich gemacht, wenn ſchon lange nicht ſo groß als eine wirkliche; als man dies nun erſtaunt, da geht aus allen Ecken des Schlößleins urplötzlich ein Feuerwerk los, das knallet und praſſelt und ſprüht umher zum Entſetzen des Frauenzimmers, das darüber laut zu ſchreien beginnt; worauf ſchließlich die ganze kleine Burg in Flammen aufbrennt; inmitten des dichten Feuerregens ſtand Herr Marquard Pentz mit gezogenem Schwert, das ſchwang er ſich in ſchnellen Schlägen und Wirbeln um den Kopf, um ſich gegen die Funken zu ſchirmen, was außerordentlich ſchön anzuſehen war. An dieſen beiden Tagen hatte der König beim Ringelrennen 232 Ritte gemacht, das Ringlein 175 Mal glücklich herausgeſtechen und 31 Gewinne gewonnen. In der Nacht darauf wurde das Judicir-

Haus vom Pferdemarkt weggenommen und am Hopfenmarkt wieder aufgeſtellt, was ſonder einen Schaden der ſchönen Puppen auf den Säulen ablief.

Am Mittwoch, den 2. November, hat der König in ſeinem Quartier dem Rathe der Stadt ein Ehren-Banquet gegeben und unſere Herren herrlich tractiret. Nach der Mahlzeit fand noch eine ſeltene Ceremonie ſtatt, ſo in Hamburg vielleicht einzig iſt: es wurde ein Capitel des Elephanten-Ordens gehalten und das blaue Band dieſes hohen Ehrenſchmuckes an vier Ritter verliehen: an des Königs Bruder, Herzog Ulrich; an den Bremiſchen Erzbiſchof Johann Friedrich, Herzog von Gottorp; an den Grafen Anton Günter von Oldenburg, und an den Segeberger Amtmann Marquard Pentz.

Donnerstag, den 3. November, war das letzte Turnier auf dem Hopfenmarkt, wo über Pallinen oder Planken geſtochen wurde. Etliche 100 Speere und Lanzen zerſplitterten dabei, mehrere vom Adel wurden zu Boden gerannt, darunter Einer, der mußte die Luſt mit dem Leben bezahlen, denn er ſtarb bald darauf an den Folgen ſeines grauſamen Sturzes. Das war aber auch der einzige Unglücksfall bei allen dieſen Ritterſpielen und Feſtlichkeiten.

Freitag, den 4. November, war die ganze Luſt aus. Die Herrſchaften verließen Hamburg, hierhin, dorthin. Der König zog um 10 Uhr aus dem Millernthore ab, in derſelben Ordnung, wie er acht Tage zuvor eingerückt war; die 18 Compagnien Burger ſtanden mit fliegenden Fahnen wieder aufmarſchirt, auf den Wällen wurden die Kanonen gelöſet, daß es krachte, wobei auch eine richtig platzte; und rings um die Stadt ging das ſchwere Musketen-Gepölder, Alles zu Ehren des Königs Chriſtian IV., der wieder in ſein Reich zog.

E. E. Rath und alle Burger dankten aber Gott, daß Alles ſo gut abgelaufen war, wie kaum zu hoffen geweſen

war. Denn zum Erſten war während dieſer acht Tage, nach vorherigem gräulichen Schlacker- und Regenwetter, eine ſehr ſchöne ſonnige Witterung eingefallen, die bei den öffentlichen Spielen trefflich zu ſtatten kam. Zum Andern war trotz der erſtaunlichen Menge Volks aller Nationen, Menſchen und Vieh, dennoch Platz für all die vielen Fremden und Gäſte, und genugſamer Proviant vorhanden geweſen, ſogar, was ſchier Wunder nahm, zu wohlfeileren Preiſen, als vor- und nachher. Zum Dritten war die öffentliche Ruhe und Ordnung kein einzigs Mal geſtört worden, und trotz der vielen möglichen Reibungen mit der fremden Soldateska war der Hamburger Jan Hagel immer friedlich und freundlich geblieben, wozu freilich auch die wohl befriedigte Schauluſt und die 600 angeworbenen Musketirer beigetragen haben mögen. Die guten Burger wußten ohnedies, was ſich ſchickt, wenn man Gäſte beherbergt und bewirthet. Aus Vorſicht hatte der Rath auch viele Straßen mit Schlägen und Ketten verſehen laſſen zum etwanigen ſchnellen Abſperren. Es fiel aber in dieſen acht Tagen kein Brand, Frevel, Diebſtahl, Raub, Mord, Todtſchlag, ſogar keine Zänkerei und Prügelei von Belang vor, was faſt unglaublich klingt, wenn man's ſagt. Zum Vierten dankten Rath und Burgerſchaft Gott dafür, daß die bewußte Staats-Action auf dem Rathhauſe wiederum ſo annehmlich verlaufen war; und endlich zum Schluß auch beſonders dafür, daß der ganze Spaß, trotz der vielfachen Veranſtaltungen und Ehrenausgaben, dennoch der Kämmereicaſſe keinen größeren Druck machte, als 15,404 ℔ 14 ß; indem die Herrſchaften ſich allermeiſtens ſelbſt beköſtiget hatten.

Matthias Meyer in der großen Reichenſtraße, bei dem die Majeſtäten logirt hatten, bekam für ſeine Auslagen zur Ausſchmückung der Prachtzimmer 142 ℔ Entſchädigung von der Kammer, womit er völlig vergnügt war. Er war ſo

ziemlich darauf eingerichtet, Standespersonen zu herbergen, obschon er kein Gastwirth war. Und erst zwei Jahre zuvor, 1601 im Sommer und 1602 im Februar, hatte der kaiserliche Gesandte, Freiherr von Minckwitz, sein Quartier bei ihm gehabt, und in demselben die bekannte Eppendorfer Kohlwurzel für den Kaiser Rudolf II. in Empfang genommen. Aber die Glorie dieses königlichen Besuches ging dem guten Matthias Meyer über alle bisher genossene Ehre seines Hauses. Derselben zum Gedächtniß inventirte er eine feine Poesie, die er mit güldenen Lettern seinem Hause anschreiben ließ, woselbst sie vor 100 Jahren noch zu lesen gewesen ist. Damit Matthias Meyer's Poesie nicht verloren gehe, wollen wir sie hier abschreiben; sie lautete:

"Als man zählt 16 hundert und 3 Jahr
Und dabei der 8 und 20ste war
Octobers. — König Christian
Der Vierte von Dänemark, und Johan
Adolf Herzog zu Hollestein,
Ritten in Hamburg herein.
Zwei Tage lang herrlich und fein
Rennte man nach Ringelein.
Man schaute da viel dem König zu Ehren,
Dabei waren 18 Fürsten und Herren.
Auf'm Herrenmarkte am Donnerstag
Ueber dem Balgen manches Speer zerbrach.
Darauf die Herren insgemein
Von hinnen geschieden seyn,
Der König und sein Gemahl
Dazu die Frauenzimmer all.
Hier nun hatten sie ihr Kolament.
Bei mir, Matthias Meyer genennt,
Dazumal in meinem Wittwen-Stand
Zum Gedächtniß gesetzt an diese Wand.
Gott wöll fortan Glück und Segen geben
Und uns allensampt das ewige Leben"

87. Der St. Catharinen-Thurm und eine Prophezeiung.

(1603)

Im Jahre 1603 geſchahe es, daß der neue St. Catharinen-Kirchthurm, welcher durch die Zimmermeiſter Joachim Behn und Joachim Ruſtmann in drei Jahren, vom Mauerwerk an bis zum Kreuz und Wetterhahn neu erbauet worden war, fertig und mit unterſchiedlichen Feierlichkeiten eingeweihet wurde. Da nun grade zu dieſer Zeit, als oben gemeldet, König Chriſtian IV. zu Hamburg ſich aufhielt, ſo gefiel es Demſelbigen, den neuen Thurm in Augenſchein zu nehmen, wobei er von E. E. Raths Deputirten, den Kirchgeſchworenen als Bauherren, auch von Etlichen aus dem Mittel Reverendi Ministerii geleitet und in dem Kirchenſaale mit einem Ehrentrunke regaliret worden iſt. Als nun Se. Majeſtät Alles wohl beſichtiget, auch ſein Vergnügen über den ſchönen Bau ſattſam erkläret hat, da iſt den umherſtehenden Bauleuten die Luſt angekommen, dem Könige eine Reverenz zu erzeigen; und einer von ihnen, ein eisgrauer Altgeſell, hat das Wort geführt und dem Könige viel Schönes und Gutes gewünſchet, auch die gute Stadt Hamburg ſeiner Gunſt befohlen, und ſodann, gleichwie mit prophetiſchem Geiſte, gewahrſagt: der König werde ſo lange leben, als dieſer neuerbaute Thurm ſtehe. Worüber denn königliche Majeſtät gelächelt und geäußert: "Der Mann meint's doch gar zu gut mit Uns!" Hat ſich aber freundlich für den ſchönen Wunſch bedanket und allen Werkleuten ein treffliches Biergeld verabreichen laſſen, worauf er unter deren Jubelgeſchrei und Gejauchze, geleitet wie er gekommen, den Thurm wieder verlaſſen. Es iſt aber nach Gottes Willen dieſer Wunſch oder Spruch des alten frommen Geſellen zur wahrhaftigen Weiſſagung gewor-

den; denn wider aller Menſchen Vermuthen hat es ſich begeben, daß dieſer neue feſte Thurm, der für Jahrhunderte erbauet ſchien, ſchon 45 Jahre darnach, nämlich am 15. Februar 1648, Morgens 3 Uhr, in einem ganz erſchrecklichen Sturm und Ungewitter unter Blitzen und Donnerkrachen, vom Mauerwerk herabgeriſſen, zuſammengeſtürzet und zur Erde geworfen worden iſt; und kaum 14 Tage darnach, am 28. Februar 1648 iſt in der Hofburg zu Copenhagen der König von Dänemark, Chriſtianus IV., ſanft und ſelig in Gott entſchlafen nach 71 Lebens- und 52 Regierungs-Jahren.

Einige ſagen, nicht der Altgeſell habe dieſe Wahrſagung gethan, ſondern der König ſelbſt habe beim Anblick des Thurmes deſſen Dauer nach ſeines eigenen Lebens Länge bemeſſen, was Jedermänniglich gar curios und fremd vorgekommen, ſintemal darinnen die Meinung zu finden, daß entweder der feſte Thurm gar kurze Zeit ſtehen, oder daß ſein Menſchenleben nach Methuſalem's und anderer Erzväter Weiſe gar übernatürlich lang währen werde, welches Beides gleich unmuthmaaßlich. Sei aber der Prophet geweſen, wer er wolle, König oder Altgeſell, eingetroffen iſt die Prophezeiung jedenfalls.

88. Die Meer-Jungfer.

(1610.)

Als Ao. 1610 der Hamburgiſche Schiffer Jan Smidt und ſeine Leute unfern des Franzöſiſchen Hafens St. Jean de Luz bei Bayonne längs der Küſte fuhren, da haben ſie ein ſeltſames Meerwunder geſehen. Es war eben beim anbrechenden Morgenlicht, und die ganze Mannſchaft noch nüchtern und geruhig. Da ſahen ſie es aufs allerſchnellſte

zu ſich heranſchwimmen, deſſelbigen Geſtalt war ſehr anſehnlich, die Aeuglein, Naſe, Ohren, Wangen, Mund, Stirn, Hals, Alles mit einander war annehmend fein und nett, und einer ſehr ſchönen Jungfrauen völlig gleich. Und die Haare, ſo Türkiſch-Blau von Farbe, ſchlangen ſich über die Schultern hinab und ſpielten in den Wellen. Dies Meerwunder hat ſich immer näher dem Schiffe herzu gemachet, da dann die Mannſchaft am Bord geſtanden und Alles wohl wahrgenommen.

Jan Smidt aber, der Capitain, ein alter vielerfahrner Mann, hat wohl gewußt, daß ſolche Meerweiber, wenn ſie an einen Mann kommen können, denſelbigen ſtrax in ihre Arme nehmen und ihn aus eitel Liebe ſo hart drücken, daß er darüber verſticken muß. Maaßen nun ſolcher Liebkoſung Niemand an Bord begehrete, hat er ſeine Order darnach gegeben; und dieweil die Seejungfer Anſtalt gemachet, mit Gewalt ins Schiff zu ſteigen, haben die Leute ſie mit Bootshaken und Stangen immer wieder ab- und ins Waſſer treiben müſſen, darüber ſie endlich abgelaſſen hat; worauf ſie ihr lieblich Angeſichte in die blauen Haare gehüllet, ganz bitterlich geweinet, die weißen Arme nach ihnen ausgebreitet, die Hände gerungen und darnach vor ihren Augen in die Tiefe hinabgefahren iſt, alſo, daß es die jungen unter den Schiffsleuten gar ſehr erbarmet hat und faſt weinerlich ihnen zu Muthe geworden iſt. Jan Smidt aber hat Segel beiſetzen laſſen und iſt ſo geſchwind als möglich in die hohe See gefahren.

Etliche meinen zwar, Jan Smidt ſei zu furwitzig zu Werke gegangen, und da er und ſeine Leute gar nicht wahrgenommen, daß die ſchöne Jungfer einen ſchuppigen Fiſchleib und Floſſen ſtatt der Beine gehabt, ſo ſei's am Ende gar kein Meerwunder, ſondern ein wirklich Menſchenkind geweſen, welches etwa unverſehens ins Waſſer gefallen und nun her-

zugeſchwommen, um Leib und Leben zu ſalviren. Und wenn Jan Smidt nur beſſer zugeſehen und weniger eilig abgewehrt hätte, ſo würde das arme ſchöne Weibsbild nicht ſo jämmerlich ertrunken ſein, und er ſelber eine Sünde weniger auf dem Gewiſſen haben.

89. "Lewerenz ſin Kind."

(1611.)

Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts lebte in Hamburg ein ſchlichter Bürger, der hieß Damm, mit Vornamen Laurentius oder wie man damals ſagte Lawrenz oder Lewerenz, und ſo nannten ihn auch die Nachbarn. Dieſer Mann, der an ſich nichts Ausgezeichnetes beſaß, iſt dennoch auf die Nachwelt gekommen und lebt in einem Sprüchwort noch jetzt unter uns fort. Was ihn aber ſo bekannt machte, das war ſein Sohn, der auch als "Lewerenz ſin Kind" in Aller Munde lebt, obſchon Wenige wiſſen, daß er eigentlich Jacob Damm geheißen hat. Als dies Wunderkind noch in die ABC-Schule ging, blieben die Leute verwundert über des Jungen ungewöhnliche Länge ſtehen, und fragten, wer er wäre. Da hieß es: "Lewerenz ſin Kind." Unter dieſer Benennung wurde er im ganzen Stadtviertel, und in immer weiteren Kreiſen bekannt, je unaufhaltſamer ſein Wachsthum zunahm. Bei der Confirmation überragte er ſchon die ganze Gemeinde; und als Lewerenz ſin Kind um 1611 völlig ausgewachſen und dergeſtalt in die Höhe geſchoſſen war, daß er nur zwei Finger breit weniger als 5 Ellen, alſo beinahe 10 Fuß lang war, da hieß es einſtimmig: die größte Rarität Hamburgs und der längſte Kerl, der jemals hier gelebt habe, ſei Lewerenz ſin Kind. So war's natürlich, daß er von ſeinen Zeitgenoſſen als Maaß-

ſtab verwendet wurde, und daß man ſehr bald ſprüchwörtlich von langen, großen und hohen Dingen ſagte: "ſo groß, ſo lang, oder beinahe ſo lang, wie Lewerenz ſin Kind."

Dieſer arme Thurm-Menſch oder Menſchen-Thurm hatte indeſſen von ſeiner erſtaunlichen Größe äußerſt wenig Vergnügen und ſehr viel Unbequemlichkeit. Die Angehörigen beläſtigte ſeine Länge; wer mit ihm ſprach, verrenkte ſich den Hals beim Emporſchauen; er gebrauchte das doppelte Menſchenmaaß zu ſeiner Kleidung und das Dreifache zur Ernährung ſeines gewaltigen Körpers; in keinem fremden Bette konnte er ſchlafen und in den wenigſten Stuben ſeines Verkehrs grade und aufrecht ſtehen; vielleicht von den unzähligen Malen, daß er mit dem Kopf irgendwo angeſtoßen, rührte es her, daß er etwas dumm blieb, denn Lewerenz ſin Kind war einzig an Körper ſo groß gerathen, wenn ſchon ſonſt an Gemüth ein ſehr harmloſer gutmüthiger Geſell. Wie ſo oft in ſehr hohen Häuſern die oberſten Geſchoſſe nur Bodenräume ſind, ſo ſah's auch in ſeinem höchſten Stock, im Kopfe, reichlich leer und ſchlecht meublirt aus. Wenn nur damals König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gelebt hätte, ſo hätte man ihn gut verſorgen können; denn den ſchönen Rückpoſten eines Flügelmanns der Potsdamer Rieſengarde hätte ſicher kein Anderer bekommen als Lewerenz ſin Kind. Nun aber ſeelenlagte der gute lange Kerl ſo dahin; ungeſchickt, unbehelfen, wie er war, brachte er's zu Nichts; auf die Ehre, ein lebendiges Sprüchwort zu ſein, gab er wenig; wenn er ſich blicken ließ, ſtarrte und ſtaunte man ihn an, die Gaſſenbuben lachten ihn aus, darüber wurde er immer einſilbiger; und ſo verſchollen und ſo ſtarb er endlich, man weiß nicht wie, wann und wo?

Aber eigentlich iſt nur der körperliche Jacob Damm geſtorben, denn "Lewerenz ſin Kind" iſt nicht verſchollen, nicht

verhallt. Dieſe ſchöne Vergleichungsweiſe erbte fort und drang aus Hamburgs Mauern in alle Länder der Plattdeutſchen Zunge, und überall hört man: "ſo groot — ſo lang: aß Lewereuz ſin Kind."

---

90. Das Engliſche Ruderboot.

(1613.)

Die jungen Herren unſrer Ruder-Vereine führen zwar ſchöne und ſtammenswerthe Fahrten auf der Alſter und Elbe aus; aber ſelb ein Stuck, wie das folgende, haben ſie noch nicht unternommen, werden auch wohl thun, es nicht zu verſuchen. Die alten Chroniken erzählen davon Dies.

Im Jahre 1613 hat ſich die Merkwurdigkeit zugetragen, daß drei Perſonen in einem kleinen offnen Boot von England herüber nach Hamburg gerudert ſind. Wie denn der Engelsmann gern abſonderlich iſt und auch bei ſeinen Wetten was Apartes haben mag, ſo hat ſelb frevelhaft Wagniß auch einer Wette gegolten, ſo die drei Perſonen um einige 1000 Thaler eingegangen ſind. Es war eine offne Jolle, etwa 30 Fuß lang, 2 Ellen breit und ¾ Ellen tief, ohne Maſt, Segel und Steuer, und jeder der drei Engländer hatte nur ein Ruder. Und der liebe Gott hat dasmal ſolchem eiteln Frevelmuth langmuthig zugeſehen, und ſie vor Sturm und Unwetter, Piraten und Seethieren gluklich bewahret, alſo daß ſie, noch bevor ihr Proviant völlig verzehrt war, mit heiler und trockner Haut beim Baumhauſe ans Land geſtiegen ſind. Aber die Heimfahrt haben ſie auf ſelbigem Boote nicht wieder machen mögen, denn nachdem ſie ſich etliche Wochen allhier ſattſam ausgeruhet und gepfleget, auch alle Herrlichkeiten der Stadt in Augenſchein genommen, und ſich ſelbſt haben anſtaunen

laſſen, ſind ſie auf einem großen Englandsfahrer nach Hauſe gereiſet, und haben zuvor ihr Boot mit den drei Rudern dem Collegio löblicher Admiralität dieſer Stadt geſchenket, in deſſen Arſenal es zum ewigen Andenken aufbewahret werden ſollte. Und dieſe Inſchrift iſt daran gemachet worden:

"Ick will uthgan, und will min Lief und Bloet te wage ſetten, umb Geld und Goed und guden Namen darderch te erjagen."

Um 1750 befand ſich dies Boot im Kornhauſe, der jetzigen Infanterie-Kaſerne; wohin es aber ſpäter gekommen, das iſt nicht zu erkunden geweſen.

---

91. Die Hanſiſchen Geſandten bei König Guſtav Adolf von Schweden.

(1620.)

Einige Zeit vor der Vermählung des Königs Guſtav Adolf von Schweden ſchickten die Ehrbaren Hanſeſtädte eine Geſandtſchaft nach Stockholm, die ſollten ſich mit dem Könige beſprechen wegen eines Bundniſſes in Betreff der proteſtantiſchen Religion, und des Hanſiſchen freien Handels nicht minder. Dieſe Verhandlungen ſollten äußerſt geheim geführt werden, daher man nur erzählte, es ſei eine bloße Glückwunſchungs-Geſandtſchaft. Als nun die Hanſiſchen Herren Legaten zur Audienz aufs Schloß gefahren kamen, empfing der König, unbedeckten Hauptes vor einem Stuhle und neben ſeinem Canzler Oxenſtjerna ſtehend, die Legaten gar huldvoll und freundlich. Und die Herren Hanſen entboten dem Könige Glück und Heil, wünſchten ihm alles Gute und beſtändige Geſundheit, auch viel Glück und Segen zu der vorhabenden Vermählung mit ſeinem "herzlieben Geſpenſe" der Kurbranden-

burgiſchen Prinzeſſin Maria Eleonora. Und als ſie von der feierlichen Audienz wieder in ihre Herberge gekommen waren, ließ ihnen der König die üblichen Geſchenke für vornehme Geſandte überbringen, und erhielten ſie zur ziemlichen Zehrung in der Stadt Stockholm, ſo oft ſie nicht bei Hofe ſpeiſen wurden, an lebendigem Vieh: 6 Maſtochſen und 21 feiſte Hammel; ferner 1 Elennthier, auch 4 Ohm guten Weines und dazu 360 Schwediſche Thaler, welche königliche Verehrung Hanſiſche Herren Legaten gar ſehr vergnüget hat.

92. Der Winterkönig in Hamburg.

(1621.)

Als der Kurfurſt Friedrich V. von der Pfalz, den die proteſtantiſchen Böhmen zum König gewählt hatten, nach der verlorenen Schlacht am weißen Berge bei Prag ſein Reich laſſen und in kalter Winterszeit umherirren mußte (weshalb man ihn auch den Winterkönig nannte), da kam er auf ſeiner Reiſe am 14. Februar 1621 nach Harburg und von da übers Eis nach Hamburg. Er hatte bei ſich ſeine Gemahlin, die ſtolze Königstochter aus England, der zu Gefallen er die dornige Böhmenkrone genommen, ſonſt hätte er wohl lieber auf ſeinem ſchönen Schloſſe zu Heidelberg geſeſſen und in Frieden gelebt, denn er war ein gutmüthiger luſtiger Herr, der gern banketirte und bechirte. Ferner waren mit ihm ſein junger königlicher Sohn, ein Graf von Solms, auch ein Herzog von Holſtein-Sonderburg, nebſt unterſchiedlichen Böhmiſchen Herren und anderen Standesperſonen. Dieſe Herrſchaften, deren Logement im Engliſchen Hauſe in der Gröningerſtraße war, blieben etliche Wochen allhier, und beſahen ſich die Stadt und ihre Gelegenheit.

E. E. Rath, welcher den König als einen proteſtantiſchen Reichsfürſten gebührlich empfangen hatte, war am 19. Februar bei ihm zu Gaſte, da er denn ein ſtattlich Convivium veranſtaltet hatte, bei dem er ſich trefflich bene gethan haben ſoll. Es wurde aber Tiſche ſo gar ſtark poculiret, daß unſer älteſter Bürgermeiſter, Herr Vincent Moller LL., der ſonſten, wie in allen loblichen Dingen, alſo auch beim Trinken ſeinen Mann gar wohl ſtand und ein tüchtiges Maaß faſſen konnte, des Guten zu viel bekam; wie ihm denn, als der vornehmſten Rathsperſon, von allen Herrſchaften beſtändig zugetrunken wurde, worauf er den herkömmlichen Beſcheid zu Ehren unſerer Stadt nicht ſchuldig blieb, auch ſelber zum guten Trunk manchen löblichen Spruch zu thun wußte, bis daß er ſich wegen des zu ſcharfen Trinkens ſehr übel befand und in ſein Haus in der Deichſtraße heimbringen ließ. Und iſt dies Gaſtmahl dem wackern Herrn Bürgermeiſter ſo ungünſtig ausgeſchlagen, daß er von Stund' an ſiech wurde und etliche Wochen darauf, nämlich am 30. März, dieſes irdiſche Jammerthal verlaſſen mußte. Starb alſo der gute Herr, wie er gelebt: zu Nutz, Ehr' und Frommen unſrer Stadt.

Der Winterkönig aber zog am 7. März mit den Seinen wieder von hinnen, anfangs nach Segeberg, allwo viele der proteſtantiſchen Furſten und Stände zuſammenkamen und über die vorgehenden Kriegsläufte insgeheim tractirten; ſpäter nach den Niederlanden, allwo ihm zu Harlem ſein älteſter Prinz im Waſſer ertrank; dann auch nach England. Zuletzt iſt er in die Pfalz wieder eingezogen, ſo König Guſtav Adolf von Schweden ihm eroberte, und iſt Ao. 1632 zu Mainz verſtorben, erſt 36 Jahre alt.

93. Schiffs-Aufſliegung bei Neumühlen.

(1622.)

Greß Weinens und Wehklagens iſt in Hamburg geweſen, als das ſchöne Schiff in die Luft flog, mit vielen Menſchen darauf, am 2. Juli 1622, Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr; und dies Unglück hat ſich in dieſer Weiſe zugetragen.

Schiffer Peter Janſſen, der mit voller Ladung nach Malaga ſegeln wollte, wurde am gedachten Tage, als das Schiff auf der Elbe bei Neumühlen lag, von ſeinen Rhedern und deren Freunden beſucht, nachdem ſie ſo eben am Lande eine fröhliche Mahlzeit gehalten hatten. Als ſie nun am Bord waren, um hier vom Schiffer und Schiffsvolk Abſchied zu nehmen, dabei auch eine kleine Kurzweil zu halten, und noch etwas kalte Kuche und einen guten Trunk zu genießen: da läßt der Schiffer zu ihrer Ehre und zu mehrerer Ergötzung alle Kanonen des Schiffes abfeuern. Als die erſte Salve erfolgte, haben ſich die anweſenden Frauen und Jungfern aus angeborener Zaghaftigkeit des weiblichen Geſchlechts gewaltig verſchrocken. Nach der zweiten Salve haben ſie's bittlich von ihren Männern erlangt, daß ſolch überlautes Schießen, welches ihnen gänzlich ungewohnt und ſehr zuwidern, möchte eingeſtellt werden. Jedennoch hat das Schiffsvolk gegen die Order noch eine dritte Salve gelöſet, als zum Valett und weil aller guten Dinge drei ſeien, woraus aber Gottleider ein ſehr böß Ding geworden iſt. Denn es iſt hiebei aus Unverſicht der Geuſtabler, ſo vermutlich betrunken geweſen, Feuer ins Pulverfaß gerathen, und dadurch geſchehen, daß urplötzlich das ganze Schiff mit der ganzen Ladung (darunter viel Pulver und Kupfer in Platten), ſammt allen Menſchen darauf, mit erſchrecklichem Donnerskrachen und feuriger Lohe in die Luft geflogen iſt. Und zwei Ever mit Korn, die grade nahe vorbei-

fuhren, wurden von der Explosion mit ergriffen und gingen auch zu Grunde. Welches erschreckliche Spectaculum von den Leuten am Ufer, die vom verbrannten Getraide überschüttet wurden, mit höchster Bestürzung angesehen werden ist. Die Zahl der also Verunglückten, die man hernach ermittelt hat, ist gewesen 45; darunter Peter Janssen, der Schiffer, nebst Frau, 2 Söhnen und 11 Bootsleuten, sodann seine Rheder, angesehene Kaufleute mit ihren Frauen und Kindern und Freunden, lauter gute Bürger aus den Familien von Kampen, Bettjens, Kräfting, Neukerff u. A. Sie sind im Auffliegen theils zerstuckt und zerrissen, theils verbrannt, theils halbtodt aus der Luft ins Wasser gefallen und ertrunken. Auf der Elbe haben viele zerrissene Gliedmaaßen umhergetrieben, z. B. der Oberrumpf einer Dienstmagd mit einem Kindlein fest im Arm; die hat man aufgefischt und an den Strand gebracht. Und einer der Rheder stand eben auf dem Schiffscastell und hielt grade einen vollen Becher empor und jauchzte der Luft, als der Schlag geschah und er im Nu in die Luft fuhr, von dannen er in Stücken niederfiel. Und am hohen Ufer im Kornfeld fand man hernach ein halbes Bein, in der Hosentasche steckte ein Gewehr-Schlüssel, woran man einen vornehmen Kaufmann erkannte, von dem man nur dies halbe Bein begraben konnte. Also war die fröhliche Lustfahrt der guten Menschen nach Gottes Willen gar jammerhaft verunglückt, und die Trauer groß in der Stadt.

Von Allen, so am Bord gewesen, sind einzig eine Frau und ein Bootsknecht gerettet; die Frau, welche in gesegneten Umständen war, befand sich nämlich nach der ersten Lösung der Kanonen so übel, daß sie um Gottes Barmherzigkeit willen bat, man möchte sie ans Land setzen, das Herz thäte ihr gar zu weh; worauf man sie schleunig von einem Knechte dahin rudern ließ; und wie sie den Fuß auf den Strand gesetzet,

da iſt das furchtbarliche Krachen erfolgt und das Schiff aufgeflogen.

Sonntags darauf iſt in allen Kirchen von dieſem erſchrecklichen Ereigniß gepredigt und für die armen Verunglückten gebetet. Und Herr Mag. Hardkopf, Paſtor zu St. Nicolai, hat ſeinen Sermon drucken laſſen, unter dem Titel: "Denk' daran, Hamburg!"

Hiebei hat ſich auch noch dieſe nachdenkliche Geſchichte zugetragen. Es hatte die Wittwe Krampen auf dem Brook ein einziges Kind, eine ſtille ſittſame Tochter von 20 Jahren, lieblichen Angeſichts und bei Jedermann wohlgelitten. Und Hinrich Kräfting, der Handlungsdiener einer der Aeder, hatte ſie lieb und wollte ſie gern heirathen, was der Mutter ſchon recht war. Selbiger bat nun die Jungfer, daß ſie mit ſeines Principals Familie nach dem Schiffe fahren möchte, wo er ſeine Gelegenheit zu erſehen und die Werbung anzubringen gedachte. Sie wollte aber nicht und bat auch gar beweglich ihre Mutter, ſie mit der Ausfahrt zu verſchonen; endlich aber, als dieſe ſtark in ſie gedrungen, hat ſie geantwortet: liebe Mutter, Euch zu Gefallen will ich's thun, aber Gott weiß es, mein Herze iſt gar ſchwer dabei. So iſt ſie denn mit ihrem Liebſten hinausgegangen, und beider Seelen ſind vereint gen Himmel geflogen.

Die Mutter hat ſich nun dies klägliche Ende ihrer lieben Tochter dermaaßen zu Gemüthe gezogen, daß kein Troſt bei ihr verfangen wollte, da ſie ſich als die Mörderin ihres frommen Kindes anſah. Letztlich verfiel ſie in Tiefſinn und ſagte: wenn ſie ſich etwa einmal verlieren ſollte, ſo möge man ſie dort ſuchen, wo ihre Pantoffeln ſtunden. Eine Zeit darnach geht ſie auf den Bleichplatz hinter ihrem Hauſe am Brook. Eine Dirne, die daſelbſt beim Zeuge ſitzt, ruft ihr noch zu: ſie möge

nicht auf das dunne Brett am Graben treten, und gebt dann ihrer Wege; als ſie wieder kommt, iſt Frau Krampen verſchwunden, und da man ſie aller Orten ſucht, findet man endlich ihren Leichnam im Waſſergraben, dahinein ſie kopfuber gefallen war; die Pantoffeln aber ſtanden fein ſäuberlich daneben auf dem Lande.

Noch lange Zeit hernach ſpukten ſich alle Waſchweiber, die auf dieſen Bleichen hinterm Brook handtirten, daß ſie fertig wurden mit ihrer Arbeit vor Sonnen-Untergang, denn ſodann ward's daſelbſt gar nicht geheuer. Und von dem ſchweren Seufzen und Stehnen und Pantoffel-Geklapper, ſo allda zu vernehmen, wußten ſie viele ſchauerliche Geſchichten zu erzählen. Eine reſolute Frau aber, die noch ſpät gegen Mitternacht hinunterging, um ein vergeſſenes Stück Wäſche zu holen, hat mit leibhaftigen Augen geſehen, wie vor ihr am Graben eine lange ſchwarz gekleidete Frauengeſtalt mit weißem Regentuch um den Kopf händeringend auf- und abgegangen, dann auf's Waſchbrett getreten und im Graben verſchwunden iſt.

Als ich ein kleiner Junge war, hat mir unſre Waſchfrau erzählt, daß es auf den Bleichen hinterm Brook ſpuken ſolle; weiter wußte ſie nichts davon zu ſagen, denn die Geſchichten von der Luftfahrt zu dem Schiffe, von deſſen ſchrecklichen Aufſtiegen, von der armen Jungfer Krampen und ihrer tiefſinnigen Mutter, — die waren längſt vergeſſen und verſchollen, wie ſo vieles in der Welt, Luſt und Weh, Freud und Leid. Seitdem ſind dort die Bleichplätze verſchwunden und jetzt auch die Waſſergräben zugedämmt.

---

94. Die Faſtelabend-Auth.

(1825.)

Es haben ſich die Hamburger wohl ſelten einer ſo ſchönen warmen Januar-Witterung zu erfreuen gehabt, als im Jahre

1625, denn faſt gemahnte ſie an einen Italiſchen Frühling. Es grünte aller Orten, Primeln, Tulipen und andere Blumen kamen haufenweis hervor, alle Hecken, ja ſelbſt die wilden Rieſen-Sträucher blühten mitten im Januar. Dann aber gab's Froſt, der all die Herrlichkeit zerſtörte, und am 26. Februar kam ein furchtbarer Sturm aus Nord-Weſt, und da grade Mondwechſel eintrat, auch die Oberelbe voll feſtgefrorenen Eiſes war, ſo ſtieg die Spring-Fluth bei Hamburg zu einer unerhörten Höhe, wie ſeit der großen Cäcilien-Fluth Ao. 1412 nicht erlebt war. Die eintretende Ebbe konnte nur wenig Waſſer wegbringen, und mit der neuen Fluth ſtieg das Unglück noch höher. Schon um 3 Uhr Nachmittags fuhr man in den niedrigen Stadtgegenden, z. B. auf St. Catharinen- und Marien-Magdalenen-Kirchhof, mit Kähnen nicht nur, ſondern mit Ewern. Es wurde durch dieſe Ueberſchwemmung viel großes Unglück angerichtet. Die Deiche brachen und alle Marſchen wurden vom Waſſer verheert. In der Stadt litt zumal die St. Catharinen-Kirche, in welcher die Fluth fußhoch ſtand. Die Gräber fielen ein, Särge trieben empor und umher. Es vergingen vier Wochen, bis man hier den Schaden, unter Erhöhung des Bodens, ſoweit hergeſtellt hatte, daß wieder gepredigt werden konnte; wie das Alles eine zum Gedächtniß hieran in Stein gehauene Inſchrift an der Nordſeite der innern Kirche beſagt.

Faſt ein Wunder iſt's zu nennen, daß in dieſem Sturm ein Schiff von 170 Laſten über den Grasbrook und über Deiche und Dämme weggetrieben wurde und mitten im Lande, bei Bullenhuſen, wo damals eine Regenſtange, zu ſitzen kam. Ein kleiner Junge machte nebſt einer großen Katze die ganze Beſatzung des Schiffes aus. Während man nun nach Ablauf der Gewäſſer darüber rathſchlagte, wie man das auf dem Trocknen ſitzende Schiff von da wegbringen und wieder ſtett

machen könne, und ſchon daran verzweifelte, da kam eine zweite Sturmfluth, mittelſt welcher das Schiff mit dem kleinen Jungen und der großen Katze, durch die noch offenen Deichbrüche glücklich wieder auf den Elbſtrom gelangte.

---

93. Marcus Meyer und der St. Marcus-Platz.

(1623.)

Zu den verſchiedenen Aehnlichkeiten zwiſchen Venedig und Hamburg gehörte einſt auch die: daß es hier wie dort einen St. Marcus-Platz mit einem geflügelten Löwen gab. Freilich bei uns exiſtirt dieſer Platz ſeit 70 bis 80 Jahren nicht mehr, denn das Häuſer-Viereck der Peters-, Markt-, Marienſtraße und Kohlhöfen ſteht ungefähr auf ſeiner einſtigen Stelle; aber das Löwenbild iſt noch vorhanden.

In alten Zeiten, als noch die ganze jetzige Neuſtadt außerhalb der Thore und Wälle lag, und verſtädtiſche zu St. Nicolai eingepfarrte Anbauer nach und nach dieſe Gegend bevölkerten, da gab's im gedachten Revier faſt nur Gemüſegärten, die man (wie noch jetzt auf dem Lande) Kohlhöfe nannte; der Abhang nach dem (Valentins-) Kamp zu, hieß der Melkberg. Zur Zeit der Peſtilenz von 1563 wurden dort der Nicolai-Kirche zwei Stücke Landes zu Begräbnißplätzen für die Peſtleichen angewieſen. Einen derſelben nannte man (der Sage nach: von den vielen Krähen, die der Leichenacker dahin zog) den Krayenkamp, auf deſſen Mitte ſpäter die große St. Michaelis-Kirche gebaut wurde. Der andere zwiſchen den Kohlhöfen belegene ſogenannte Kirchhof war ſeit der Peſtzeit unbenutzt, bis die Nicolai-Kirche ein Stück davon um 1623 für 70 ℔ dem Gärtner Harm Hußmann vermiethete, welcher dem mit der Väter Gebeinen gedüngten Boden, wohlſchmeckende Gemüſe

abzugewinnen trachtete. Von 1627 bis 1653 haben dann dicht daneben die seit 1612 aufgenommenen Portugiesischen Juden ihre Todten bestattet.

Nun lebte zu letztgedachter Zeit ein wackrer Burger Marx Meyer in dieser vorstädtischen Gegend, der war vermöglich und angesehen in seinem Kreise, und hatte nur die Schwäche grosser Eitelkeit. Daß er, als Vorstädter, weder Rathsherr noch Oberalter noch sonst ein Würdenträger der Stadt werden konnte, kränkte ihn genug. Als aber die Bewohner der Gegend sich in ein Bürger-Regiment zusammenthun mußten, da gelang es ihm, Capitain in demselben zu werden. Mit solcher Ehre hätte ein andrer Christenmensch sich begnügt, aber Marx Meyer, der sich nun Marcus Meyer schrieb, wollte platterdings diesen schönen Namen auf die Nachwelt bringen; und da er begriff, daß ein Bürger-Capitain selten über seine Lebenstauer hinaus gekannt und genannt ist, er auch an Großthaten und Geldopfern nicht viel daran wenden konnte, so kam er auf den sinnreichen Einfall, seinen Namen einer Gasse oder einem Platze anzuhängen, um in liegenden Gründen seine Verewigung hypothecarisch sicher zu stellen. Hierzu erkor er sich den vormaligen Pestkirchhof bei Harm Huesmann's Krautgarten. Er erlegte also dem Gotteskasten zu St. Nicolai 100 ℳ Lubisch, wofur die Juraten ihm eine Urkunde (vom 7. September 1625) ausstellten, darin sie aus Dankbarkeit fur jenes Geschenk gelobten: daß der erwähnte Platz fortan "ihm zu Ehren nach seinem Namen Sanct Marcus-Kirchhof genannt werden solle," auch ihm erlaubten, daselbst dereinst fur seine Kosten sich ein Denkmal zu errichten.

Nun konnte er zufrieden sein; hatten doch die Juraten in diesem Diplome sogar dem Pabste ins Amt gegriffen, und ihn, den Hamburger Bürger-Capitain lutherischen Glaubens fur ein wahres Lumpengeld ohne Umstände canonisirt und zu

einem Sanct Marcus Meyer erhoben! Völlig beruhigt daher durch dieſe Urkunde, welche ihm die zeitliche wie ewige Unſterblichkeit verbrieſte, verzichtete er Ao. 1634, militairiſchen Ruhm verachtend, auf ſeine Capitainſchaft, und 1650 auf das irdiſche Daſein. Möge Gott ihm die Unſterblichkeit im Himmel nicht verſagt haben! Mit der Verewigung hienieden ſah es, trotz der Urkunde, bereits mißlich aus. Denn noch bevor er ſtarb, ſcheint ſeine Beziehung zum Marcus-Platze in Vergeſſenheit gerathen zu ſein. Wenigſtens wußte Paul Langermann, als er ſich 1641 ein Haus nahebei erbaute, nichts davon; er ſchrieb des Platzes Namen dem Evangeliſten Marcus zu, und ließ nun deſſen Sinnbild oder Attribut, einen geflügelten Löwen, mit der Unterſchrift St. Marcus, in Stein hauen und an ſeinem Hauſe einmauern. Der ehrliche Meyer bezog vermuthlich Bild wie Inſchrift beſcheiden auf ſich, und da er ſich dergeſtalt noch bei ſeinen Lebzeiten mit einem feinen Denkmal beehrt glaubte, ſo ſparte er füglich den beabſichtigten Leichenſtein.

Aber er war nicht gemeint geweſen, und grade das Löwenbild brachte ihn um ſeinen Nachruhm. Denn von nun an fiel es gewiß keiner Seele mehr ein, Platz und Bild auf ihn, den bald vergeſſenen Bürger-Capitain, zu beziehen, ſondern alle Welt bezog es auf ſeinen berühmteren Namensvetter, den Evangeliſten; woraus man lernt, daß es ein Unglück iſt, mit einem großen Manne denſelben Namen zu führen, da dieſem alle, auch die kleinſten Verdienſte des andern angedichtet werden, und jeder geringere Ruhm ſtets der größeren Glorie zufliegt, wie Eiſenfeilſpäne dem Magnet.

Indeß des ſeligen Marx Meyer's Verewigungs-Verſuch ſollte noch vollſtändiger verunglücken; womit denn auch des Apoſtels Name von Hamburgs Straßenwelt verſchwand. Freilich, wenn der Platz auf dem Marcus-Platze ein Filial

der großen St. Michaelis-Kirche zu bauen, wofür Paſtor Julius Henoch Roleffs Ao. 1716 Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, zu Stande gekommen wäre! Aber nun, — wer kennt jetzt noch einen St. Marcus-Platz in Hamburg? Nachdem die Phyſici erklärt hatten, daß die Aufgrabung des Grundes wegen der darin längſt vermoderten Peſtleichen gefahrlos geſchehen könne, hat die St. Nicolai-Kirche den dortigen großen Hügel abtragen, den Platz parcelliren und zum Bebauen öffentlich verkaufen laſſen, worauf die oben genannten Straßen Marcus Meyer's Gedächtniß-Spuren verſchlungen haben. Denn wenn ſich auch in den Hypotheken-Büchern der Name Marcus-Straße findet, ſo nennt doch Niemand dieſelbe anders als Markt-Straße. Der geflügelte Löwe dagegen hat ſich, unter einmaliger Veränderung ſeines Standertes, an demſelben Gebäude tapfer behauptet, und ſchmückt gegenwärtig am Eckhauſe, Marienſtraße No. 1, deſſen Seitenmauer an den Kohlhöfen.

96. Nach Spandau fahren!

(1631.)

Guſtav Adolf, König von Schweden, der Held des Nordens, der zur Rettung des evangeliſchen Glaubens nach Deutſchland gekommen war, weilte im kurfürſtlichen Schloſſe zu Spandau. Dies vernahmen einige ehrſame Hamburgiſche Kaufleute, die mit 31 beladenen Wagen von Magdeburg (kurz vor deſſen gräulicher Zerſtörung) nach Hamburg heimkehrten. Nun iſt's bekannt: Hamburger mögen gern etwas Neues ſehen, und wenn ſie auch ihrer freien Stadt mit Leib und Seele angehören, ſo hindert das doch nicht, daß ſie rennen und laufen, um ein gekröntes Haupt zu Geſicht zu bekommen, weil's zu Haus kein ſolches giebt und königliche Pracht etwas

Nares iſt. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn gedachte Hamburger unterwegs die Neugier plagte, den großen König Guſtav Adolf von Angeſicht zu ſehen, der ſo viel von ſich reden machte; doch kam wohl auch eine edlere Wißbegier und der Wunſch hinzu, dem Helden, der des bedrängten Lutherthums Hort war, ihre Verehrung zu bezeugen. Genug, da ſie nun auch gute Geſchäfte gemacht, ihre Säckel gefüllt hatten, und es ihnen alſo auf einige Tage Umweg und vermehrte Koſten nicht ankam, ſo reſolvirten ſie ſich dazu, erſt nach Spandau zu fahren, um den König zu ſehen. Als ſie nun daſelbſt anlangten, fand ihr Geſuch um Audienz ſogleich Gewährung. Der König empfing die Hamburger mit aller Civilität und Freundlichkeit, ſagte: er ſei äußerſt gerührt über der Herren angenehmen Beſuch, forſchte nach der Einzelnen Namen, Stand und Würden daheim, erkundigte ſich nach dem Befinden der Frau Liebſten u. dgl. m.

Nun war der König der Zeit grade ſehr knapp bei Caſſa, und noch Morgens hatte er ſeinen Großkanzler gefragt: Oxenſtjerna, woher nehmen wir das Geld für die Soldateska, der wir ſchon etliche Monate ſchuldig ſind? Und juſt, ehe der antwortet, kommt die Botſchaft, daß 31 reiche Hamburger Wagen angelangt ſeien und daß deren Eigner königliche Majeſtät zu ſehen wünſchten. Da hat der Oxenſtjerna ſeinen Herrn bedeutungsvoll angeblickt, und nur geſagt: der Himmel thut ein Wunder und ſchickt als helfende Engel die Hamburger Kaufleute. Und der König hat ihn verſtanden, etwas geſeufzt, aber geſagt: wohlan, weil's ſein muß!

Darum als er nun mitten in der Audienz die Hamburger wohl vergnügt ſieht, da rückt er ihnen traulich näher und ſagt: liebe Herren, ſo und ſo ſteht's bei mir, Geld brauch' ich zu Euer Aller Heil, Geld hab' ich keins, darum, leiht mir auf königliche Parole, Brief und Siegel, was ihr an Baarſchaft

bei Euch führt, aus Liebe zu mir, zur Ehre Gottes und zur Rettung des evangeliſchen Glaubens.

Solch königliches Wort und Anſinnen hat nun die Hamburger gewaltig verſchnupft und aus ihren Himmeln unſanft herabgeſtürzt, daß ſie erſtarrt daſtanden und ſich ſchwer verwirrt anblickten. Denn "in Geldſachen hört alle Gemüthlichkeit auf" und "Borgen macht Sorgen." Gleichwohl war's eine verlegene Parthie, dem Helden des Nordens ſolch freundlich Geſuch abzuſchlagen, jetziger und ſpäterer Folgen wegen. Entſchuldigten ſich alſo die Hamburger nach manchem Räuſpern gar höflich, wie daß es ihnen unendlich Leid thue, königlicher Majeſtät abſolut nicht dienen zu können, ſintemal ſie nichts Sonderliches an Baarſchaft bei ſich führten, was der Ehre werth ſei, Se. Majeſtät zu vergnügen. Hierauf aber erwiederte der gute König ganz freundlich, er wüßte ſchon Beſcheid, daß es ein Erkleckliches betrüge, und wenn's etwa nicht langte, ſo könnten ſie ja auch mit den 34 Wagen in die Bucht ſpringen, in denen würden ſeine Leute vielleicht das Glück haben, etwas zu finden. Da war's freilich den Hamburgern zum Verzweifeln, aber ſie waren in des Königs Gewalt, mußten darum gute Miene zum böſen Spiel machen, und die Säckel auskehren, darinnen ſich denn noch 80,000 Thaler baar befanden, die des Königs Großkanzler einſtrich und jedem Kaufmann für ſein Theil einen königlichen Schuldſchein über empfangenes Darlehen überlieferte.

Nun war unter den Hamburger Kaufleuten auch Herr Dr. Johannes Meller, Paſtor zu St. Petri allhier, der ſeine Vaterſtadt Breslau beſucht und von Magdeburg aus mit jenen heimreiſete. Den ließ der gute König in der Schloßkirche zu Spandau vor ihm und ſeinen betrübten Hamburger Gäſten, zu deren geiſtlicher Stärkung im weltlichen Ungemach, predigen. Aber obgleich Herr Paſtor Meller über den ihm aufgegebenen

Text: Ev. Matth. 19, 21: "gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gieb's den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben," (und Vers 23) "denn ein Reicher wird ſchwerlich ins Himmelreich kommen," einen gar beſchaulichen und erbaulichen Sermon hielt, dennoch wollt' es bei den Unſrigen nicht verfangen, und ſie blieben, was man damals hieß, "verſtörgt." Und ſelbſt die Ehren und Freuden der königlichen Tafel, bei welcher ſie auf Sr. Majeſtät freundliche Einladung als ſeine lieben Gäſte erſchienen, konnte ihren melancholiſchen Tiefſinn nicht zerſtreuen; und einigermaaßen froh waren ſie erſt, als ſie mit gutem Urlaub und Geleitsbrief vom Könige entlaſſen, ſich wieder mit ihren glücklich geretteten 34 Wagen etliche Meilen von Spandau auf dem Wege nach Hamburg befanden. Herr Paſtor Moller hatte gut tröſten, der hatte natürlich kein Geld gehabt, alſo auch keins verbergen müſſen, ſondern noch obendrein für ſeine Predigt ein anſehnliches Douceur als königliche Verehrung bekommen, war alſo der Einzige, der bei dieſer unglücklichen Fahrt nicht übel gefahren war.

Und daheim in Hamburg, als die Geſchichte ruchtbar wurde, iſt viel Redens davon geweſen, viel Bedauerns und Wehklagens über die ausgezogenen Vettern und Gevattern, auch viel Zürnens und Scheltens gegen den König, von dem man ſich Beſſeres vermuthet hatte, als ſolch ungaſtliches Benehmen gegen redliche Hamburger Bürger. Und darunter war der alte Rathmann Hermann Rentzel, der vergaß es dem König nicht, und wenn er ſpäter von irgend einer übeln Vergeltung eines ehrlichen Vertrauens hörte, ſo pflegte er die Stirn zu runzeln, heftig auszuſpucken und zu ſagen: "Pfui Deubel, dat heet ick na Spandau fahren, um den König tosehn!" Welche Redensart in dieſem Sinne ſprüchwörtlich geworden iſt. Bei Andern aber war viel Lachens und Spottens über die Geſchichte, denn es liegt einmal in der Menſchen

Natur: wenn Einer ehrbar einherſchreitet und ſtolpert plötzlich und fällt, ſo lachen die Umſtehenden. Und dieſe meinten: was brauchten Jene von grader Straße abzulenken, um einen Potentaten zu ſehen? es geſchieht ihnen ſchon recht, und hatten ſie wirklich ſo viel warme Verehrung für den Helden des Nordens, ſo müſſen ſie auch mit Vergnügen ſeiner Sache und dem Evangelio mit einigen 1000 ℔ von ihrem Mammon ein Opfer bringen können. War's aber nicht das, ſo war's eitel Neugier und Fürwitz. — Und bei dieſen Leuten wurde es auch gebräuchlich, von einem fürwitzigen Menſchen, der bald übel anlaufen wird, ſprüchwörtlich zu ſagen: "de fahrt ook hen na Spandau, um den König to ſehn!" — Und ſo wurde das "na Spandau fahren" eine Hamburger Redensart, die jetzt freilich, wie ihre Entſtehungsgeſchichte, verſchollen iſt.

Es muß aber zu Ehren des großen Königs Guſtav Adolf noch erzählt werden, daß die von ihm mit ſo unwiderſtehlicher Freundlichkeit jenen Hamburgern abgeliehenen 80,000 Thaler zwar erſt nach ſeinem Tode (denn er ſtarb leider ſchon im nächſten Jahr darauf), doch bei Heller und Pfennig von der Krone Schweden, nach dem Weſtphäliſchen Frieden, Ao. 1650, gegen Einlieferung der königlichen Schuldverſchreibungen, den Gläubigern oder ihren Erben zurückbezahlt worden ſind.

97. Von einem Wärwolfe.

(1632.)

Um dieſe Zeit lebte ein Mann in Hamburg, Hinrich Kuſch, ein Brauerknecht, der wegen ſeiner ingrimmigen Gemüthsart und ſeines verteufelten Ausſehens bei Niemanden wohlgelitten war; denn wen der Kerl mit ſeinen grünen Augen anſah, den ſtach es ſo entſetzlich, daß es ihm ordentlich wehe that in Leib

und Seele. Es ging auch allgemein die Sage, daß er ein Wärwolf ſei, d. h. daß er ſich, abſonderlich zur Zeit des Neumondes, in einen Wolf verwandeln könne, um dann als ſolcher nach Gelüſten ſeines ſchwarzen Herzens, Bosheit und Uebelthat zu verrichten. Weil nun in einem guten Stadt-Regimente ſolche Wärwölfe ſchlechterdings nicht zu dulden ſind, indem ſie aller Häſcherkunſt löblicher Polizei ſpotten, und ſich jedesmal, wenn ſie etwa als tückiſche Wölfe verfolgt werden, in einen Menſchen zurückverwandeln und der Nachſtellung entziehen können, wie umgekehrt: ſo hatten Bruchvögte, übrige Gerichtsbediente, Büttel und Henkersknechte ſich vorgeſetzt, dem Kerl genau aufzupaſſen, was aber zeither nie gelungen war, indem ſie allemal, wenn ſie ihn ins Auge faſſen wollten, von ſeinem ſtechenden Blick getroffen, wieder ablaſſen mußten. Nun begab es ſich im 1631ſten Jahre, daß gedachter Hinrick Küſch einen offenbaren Mord beging, und zwar als Brauerknecht, nicht als Wolf, indem er einen fremden Mann, Auguſtin Brod geheißen, niederſtach. Er mochte wohl ſeine Wolfshaut oder ſonſtiges Zaubergeräth juſt nicht bei der Hand haben, und ſich auf ſeinen böſen Blick verlaſſen, wenn's Noth thäte. Es fügte ſich aber, daß das Blut aus der Stoßwunde des Ermordeten grad' in die Höhe und ihm ins Geſicht ſprutzte, alſo daß es ſeine Augen gänzlich verdunkelte. Und ehe er ſich deſſen entledigt hatte, waren der Bruchvogt und ſeine Diener ſchon auf ihn zugeſprungen, verbanden ihm flugs die blutigen Augen, knebelten ihn und führten ihn in die Hechte und Helden der Büttelei. Und ſein Proceß dauerte faſt ein Jahr, weil er mehr zu geſtehen hatte als ein gewöhnlicher Maleficant, und zu Zeiten des Neumondes mußte er mit den ſchwerſten Ketten und Blöcken belegt werden, wenn ſeine Wärwolfs-Wuth erwachte. Endlich wußte man genug oder wollte des Gräuels nicht mehr wiſſen, condemnirte ihn darum zum Tode,

und ließ ihn, die ſchärfere Strafe Gott anheim ſtellend, bloß einfach und in der Stille enthaupten, zwiſchen den Thoren, Morgens um 4 Uhr. Das geſchah um die ſchauluſtige Menge abzuhalten, ihr ſelbſt zum Gewinn, damit kein Unheil geſchehe durch des boshaften Kerls letzten Blick oder durch einen verſpritzten Tropfen ſeines verteufelten Blutes.

---

98. Vom Geſundbrunnen.

(1633.)

Am ſteilen Abhange des Bergfeldes, dem Ausſchläger-Wege grade gegenüber, entſpringt ein ſchönes klares Quellwaſſer, welches nicht nur von den Nachbarn gern getrunken, ſondern auch in die Stadt gefahren und daſelbſt für ein Billiges verkauft wird. Dieſe Quelle heißt der Geſundbrunnen, und das kommt daher. Ein Bauer im Dorfe Horn, ein frommer einfacher Mann, hatte einen böſen Finger. Da er nun täglich zur Stadt gehen mußte, und einſtmals (es war am 21. Januar 1633) grade an jener Stelle des Weges ſeiner empfindlichen Schmerzen wegen eine Weile ausruhete, da hat er Gott im brunſtigen Gebete um Heilung gebeten. Und wie er neben ſich rieſeln hört und ſich umſchaut, da ſieht er plötzlich eine Quelle hervorſprudeln, wo vorher nur trockener Grasboden und Lehm geweſen. Als er nun, darüber erſtaunt, von ungefähr ſeinen kranken Finger hineintaucht und rein wäſcht, da ſchwindet ihm ſtrax ein gut Theil ſeiner Schmerzen; und als er's noch etliche Tage wiederholt, wird er völlig heil und geſund. Und er lobte Gott und erzählte das Wunder ſeiner Freundſchaft, und ſo ward die Tugend des Brunnens ruchtbar, und von allen Orten, und zumal aus der Stadt, kam eine Menge preßhafter Leute, vornehme und geringe, zu ſolchem

Brunn. Und die mit dem rechten Glauben an Gottes gnädige Hulfe kamen, wurden alle gesund und hingen allda ihre Krücken auf, mit denen sie herausgekommen waren, zum Zeichen, daß sie genesen, und prieſen Gott und opferten milde Gaben, so daß dieſe Quelle gefaßt und ein artig Häuselein darüber erbauet werden konnte. Solche Wunder- und Heilkraft des Gewässers dauerte aber nicht sehr lange. Denn da Einige derer, die herauskamen, mit unbußfertigem Gemüthe und gottlosen Gedanken Genesung von ihren Gebrechen suchten, Andere eitel Muthwill oder schändlichen Wucher mit der gutigen Gottesgabe trieben, die Meisten aber, die geheilt wurden, Gott dafur zu danken vergaßen, und nicht anders vermeinten, als es muſſe also sein, so that Gott ein Einsehen, und nahm von der Quelle die Heilkräftigkeit wiederum fort, zur Strafe des undankbaren Geschlechts. Zu Wolfgang Henrich Adelungk, des Schulhalters und Historici Zeiten (um 1696), haben die Krucken noch allda gehangen, dann sind sie weggekommen. Das Wasser heißt zwar noch heutigen Tags der Gesundbrunnen, und die Häuser längs der Straße heißen auch beim Gesundbrunnen, aber es thut's jetzt nicht mehr, wenn's auch noch ein recht klares angenehmes Wasser ist, etwas säuerlich mineralischen Geschmackes, und gern getrunken wird.

99. Von einer Entführung.

(Um 1635.)

Zur Zeit des 30-jährigen Krieges, da die Schweden im Lande Holstein gehauset hatten und eben abgezogen waren, ereignete sich eine denkwürdige Entführungsgeschichte. Ein Schwedischer Oberst, ein noch junger schöner Herr, der durch seine wunderbare Tapferkeit so schnell vorgerückt war, hatte

im Holſteiniſchen auf einem gräflichen Schloſſe im Quartier gelegen und einen ernſthaften Liebeshandel mit des Burgherrn Tochter angeſponnen. Die junge Gräfin liebte den ſchönen Kriegshelden herzinnig, obſchon er als Feind des Landes ihrem Vater in den Tod verhaßt war, und deſſen Einwilligung zu einer Heirath nicht zu erhoffen ſtand. Die Liebe eines jungen Mädchens aber kehrt ſich nicht an Krieg und politiſchen Hader, wie bekanntlich einquartirte feindliche Soldaten ſtets unter den Töchtern des Landes Liebſchaften genug finden. Hier war aber mehr als Liebſchaft, eine gewaltige heiße Liebe auf Leben und Tod, bekräftigt durch viel theure Eide, beſtätigt hernach durch den hingebendſten Opfermuth. Darum, als der Oberſt mit ſeinem Regimente das Land verlaſſen mußte, verabredete er mit der ſchönen Gräfin eine Entführung. Und kaum hatte er ſeine Truppen über die Elbe ins Stift-Bremiſche geführt, ſo kehrte er heimlich mit den trefflichſten ſchnellſten Pferden zurück, und in einer ſtillen dunkeln Nacht entführte er ſeine Angebetete, die aus Liebe zu ihm Vater und Mutter, Heimath, guten Namen, Alles verließ. Er nahm ſie auf ſein Roß und jagte mit ihr von dannen, bis dahin, wo er ein zweites hatte ſtehen laſſen, um ſchneller fortzukommen, und ſo ging's raſtlos weiter. Aber der alte Graf hatte die Entführung zu früh gemerkt und ſeine Leute aufgeboten, und verfolgte nun ſcharf und hitzig die Flüchtigen, die kaum Zeit zum Eſſen und Trinken fanden, und wegen der anfangs eingeſchlagenen Umwege durch einſame Gegenden, viel Vorſprung verloren hatten. Gegen Abend des folgenden Tages waren die Verfolger ihnen hart auf den Ferſen, und ſchon konnten ſie den zornigen alten Grafen, Allen voran, erkennen, als ſie ins Gebiet der Reichsſtadt Hamburg kamen; der alte Graf aber reſpectirte kein fremdes Gebiet, und ſetzte ihnen auch da nach, ſo daß ſie gezwungen waren, ihren Gewaltritt weiter fortzuſetzen.

Die Thore der Feſtung Hamburg ſollten grade geſchloſſen werden, da ſahen die erſtaunten Wächter und Hellebardierer im Steinthore, einen ſchwergewaffneten Kriegsmann auf ſchaumbedecktem Roſſe hereinſprengen, als ob Tod und Teufel hinter ihm drein ſeien, vor ihm ein wunderſchönes todtblaſſes Fräulein, das ohnmächtig an ſeiner Bruſt ruhte, und ihn mit den Armen umſchlungen hielt, — und ehe ſie ſich beſannen, waren Roß und Reiter in den dunkeln Straßen der Stadt verſchwunden, ſo daß ſie faſt eine Erſcheinung erblickt zu haben glaubten. Und als 5 Minuten ſpäter der alte Graf mit ſeinen Reiſigen herangebrauſ't kam, da fanden ſie das Thor ſchon geſchloſſen, und wenn das damals geſchehen war, ſo wurde vor Anbruch des nächſten Tages Niemand weder ein- noch ausgelaſſen. Die Verfolger mußten alſo vorläufig vom weiteren Nachſetzen abſtehen, gedachten aber am andern Morgen die Fluchtlinge mit Hülfe des Gerichts deſto ſicherer zu fangen, da ſie nun im Käfig darinnen ſaßen, und nicht heraus konnten. Die waren aber ſchon in Sicherheit, wo ihnen kein zorniger Vater mit ſeinen Reiſigen, kein weltlich Gericht mit Häſchern und Schergen etwas anhaben konnte.

Als der Oberſt nämlich mit ſeiner holden Beute die Steinſtraße heraufgeſprengt war und an den Dom kam, da entſann er ſich, das die Domkirche das Aſylrecht habe, nämlich eine Freiſtätte ſei, wo jeder hineingeflüchtete Verfolgte völlig unangefochten weilen könne. Solche Ruhe auf der Flucht winkte ihm einladend, und da er die große Thüre beim Reventer offen ſah, ſtieg er mit ſeiner ſchönen Geliebten vom Pferde, dem er einen Schlag gab, daß es weiter lief. Dann trat er, die ohnmächtige Gräfin auf den Armen tragend, in den Dom hinein. Es mochten wohl zu der ſpäten Abendſtunde grade wenig Menſchen auf dem Speersort geweſen ſein, da's kein Aufſehen gemacht hat, wie er gekommen und in den Dom gewichen iſt.

Als er nun das uralte große Gebäude mit ſeinen vielen Kreuzgängen und Hallen durchſchritt und nicht wußte, wohin ſich wenden in der zunehmenden Dunkelheit, da iſt er zufällig etliche Stufen hinabgeſtiegen und in ein unterirdiſch Gewölbe gekommen, das lag unterm hohen Chor und hieß die Kluft oder die Krypte; zur katholiſchen Zeit war auch hier Gottesdienſt gehalten, ſeitdem aber war's ein Grabgewölbe geworden für vornehme Domherren oder fremde Ritter und Edelleute. Und als der Oberſt dort angelangt, wo's faſt nächtig duſter iſt, da bricht plötzlich ſeine rieſige Heldenkraft zuſammen, — kaum daß er ſeine noch immer bewußtloſe Geliebte vorſichtig auf einen ſteinernen Sarg niederlaſſen kann, da ſinkt er zu Boden; mag's die ungeheure Erhitzung und allgewaltige Anſtrengung des langen Rittes im ſchweren Harniſch gethan haben, oder auch die Gemüthserregung der Sorge, der Hoffnung, der Furcht; genug, als ob ihn der Schlag rühre, ſo ſinkt er todt zu den Füßen ſeiner ohnmächtig daliegenden Geliebten nieder.

Um Mitternacht mag's geweſen ſein, als ſie in dieſem ſchauerlichen Orte von der langen Ohnmacht zum Bewußtſein erwacht; — der Mond ſchien durch die kleinen Gitter-Fenſterchen eben am Kreuzgewölbe in die Gruft. Als ſie ſich umſchaut, nicht faſſend, wo ſie ſei, noch wie ſie hergekommen, und rings umher die ſteinernen Grabmäler gewahrt, und die ausgeſtreckten Steinbilder der alten Domherren und Ritter mit gefalteten Händen auf der Bruſt, — und eine ſchauerliche Stille und Kühle ſie, die einzig Lebende unter vielen Todten, anweht — und als ſie nun, mit wachſender Angſt ihrer grauſigen Lage inne geworden, mit dem Entſetzen einer jähen Ahnung des Schrecklichſten, nach ihrem Geliebten umherblickt, und den Mann ihres Herzens, ihr einziges Eigen auf der Welt, kalt und todt zu ihren Füßen ſieht, — da bricht ihr Herz vor der

zu großen Laſt des Entſetzlichen, und indem ſie niederſinkt zu ihrem todten Geliebten, ſtirbt auch ſie an ſeinem ſchon erſtarrten Herzen. Da hatten die beiden in anderer Weiſe das gefunden, was ſie ſuchten, und der Tod hatte ſie an geweihter Stelle getraut. Und der barmherzige Gott möge den beiden verirrten Liebenden ein gnädiger Richter geweſen ſein.

Am andern Tage, als der alte Graf in die Stadt kam und aller Orten nachforſchen ließ, fand man ſie nirgends, denn im Dom und zumal in der Krypte ſuchte ſie Niemand. Und der Graf zog zornig, wie er gekommen, wieder von dannen, und ſoll ſeiner Tochter geflucht haben. Und die ruchbar gewordene Entführungsgeſchichte wurde ſchnell wieder von andern Ereigniſſen verdrängt; bei den Schweden wurde der Oberſt anfangs ſehr vermißt, dann aber, als der Marſch weiter ging, bald auch vergeſſen im wechſelvollen Soldatenleben.

Ich weiß nicht, wie viele Jahre es gedauert hat, bis endlich einmal Jemand in die vergeſſene Kluft unterm Dom kam. Da fand man zwei Leichen nebeneinander, beide völlig unverſehrt, die des ritterlichen Oberſten und die der ſchönen jungen Gräfin. Und da entſann man ſich der alten Geſchichte, und reimte ſich Alles zuſammen; und da die Leichen ſo ſchön erhalten und ſehr merkwürdig zu ſehen waren, auch kein Menſch für ihre chriſtliche Beerdigung zu ſorgen ſich einfand, ſo legte man ſie, ſo wie man ſie gefunden, in einer obern Seiten-Abtheilung des Chors der Domkirche auf einen Mauervorſprung. Daſelbſt haben ſie ſich erhalten bis vor etwa 60 bis 70 Jahren; alljährlich während des Weihnachtsmarktes (und auch ſonſt auf Verlangen Wißbegieriger) wurden ſie vom Domküſter gezeigt; es waren die Leichname unverweſet, nur eingetrocknet wie Mumien oder wie die Leichen in dem bekannten Bleikeller unter dem Bremer Dom. Die Gräfin war koſtbar in Seide und Sammet gekleidet, der Oberſt trug einen Harniſch und

einen Waffenrock von den königlich Schwediſchen Farben, und an den Füßen große Reiterſtiefeln mit ſchweren Sporen. Dann aber, etwa in den 1780ger Jahren, ließ das Capitel beiden Leichen ein ehrlich Begräbniß geben.

---

100. Die Hamburgiſchen Frauen.

(Um 1637.)

Ein gelehrter Franzöſiſcher Edelmann, der Meſſire Aubery du Maurier, welcher um 1637 mit einer Geſandtſchaft ſeines Königs einige Zeit in Hamburg lebte, giebt den damaligen Frauen dieſer guten Stadt ein ruhmwürdiges Zeugniß, welches etwa alſo lautet:

"Die Frauen in Hamburg (und gleichermaaßen in Lübeck und Bremen) denken nur an ihr Hausweſen; die Mütter beſchäftigen ſich fleißig mit allerlei nützlichen Dingen im Innern der Wohnung, und die Mädchen mit Nähen, Stricken und Spitzenmachen. Alles iſt in ihrer Lebensart weiſe und wohlgeregelt, eine Coquette würde als ein Ungethüm betrachtet werden. Auch leſen ſie (bis jetzt) keine Romane, welche ſo oft das Verderben der Jugend ſind. Sie kennen hier (bis jetzt) auch keine Karten- und alle jene Haſard-Spiele, welche ſo vielen unröſtlichen Jammer in das Familienleben bringen und leider die gewöhnlichſte Beſchäftigung der Franzöſiſchen Damen bilden. Die hieſigen Frauen wiſſen (bis jetzt) kaum, was für Dinge Comödien, Opern, Bälle, nächtliche Geſellſchaften und Carnevals-Vergnügungen ſind, wo man ſich maskirt, wo Frauen ſich als Männer verkleiden, wo man tauſend Thorheiten begeht, und wo die geſellige Freiheit gar leicht zu ſchlimmen Dingen ausartet. Die Hamburgiſchen Frauen kleiden ſich in einer äußerſt anſpruchsloſen Weiſe; wenn ſie ſich auf der Straße

ſehen laſſen, ſo erſcheinen ſie jederzeit von der Fußſpitze bis ans Kinn verhüllt; zuweilen geſchmückt mit goldenen Ketten, tragen auch mitunter an allen Fingern dicke goldene Ringe, — und alſo ſieht man ſie gemeſſenen Schrittes majeſtätiſch einherwandeln."

Davon, daß die Hamburger Frauenzimmer damals (mindeſtens noch 10 Jahre früher) in ganz unerhörter Weiſe neugierig und furwitzig geweſen ſind (Eigenſchaften, welche ihnen jetzt völlig abgehen), ſagt der galante Franzoſe kein Wort. Sie hatten es aber kurz vor 1626 damit ſo weit getrieben, daß ſie bei allen Feuersbrünſten, Aufläufen und Tumulten aus purer Curioſität allemal ſich dicht herzudrängten, und gar nicht wegzubringen waren, obgleich ſie den angeordneten Maaßregeln im Wege ſtanden. Da alle vernünftigen Ermahnungen dagegen fruchtlos blieben, ſo ſchritten endlich Rath und Bürgerſchaft ernſthaft ein, und geboten (im Art. 33 der Wacht- und Feuer-Ordnung vom Jahre 1626), daß bei Zeiten und Stunden des Tumults und Feuerlärmens platterdings keine Frauen, Jungfern, Weiber, Mägde und Kinder auf den Gaſſen ſich finden laſſen ſollten, bei Strafe des Verluſtes "des oberſten ihrer Kleidungsſtücke." Man wußte wohl, wo man ſie am empfindlichſten, alſo am wirkſamſten faſſen mußte, denn vom Anzuge, Putz und Schmuck mißt kein Frauenzimmer das Geringſte. Das ging aber nur auf die Wohlhabenden unter dem neugierigen Weibervolke, und ſehr vorſichtig fugte das Geſetz hinzu: "ſofern ſie deren (der Kleidungsſtücke) nicht "viel werden über der Haut haben" (folglich mit Anſtand nichts davon entbehren können), "ſo ſollen ſie ſtatt deſſen "tapfer dafür abgeſchmieret, und Andern zum Abſcheu mit "Schlägen bezahlet werden."

101. Ein guter und ein ſchlechter Trinker.

(1637. 1646.)

Etwa um 1637 war ein Mann in Hamburg, ein Franzoſe, der hat, was das Trinken anbelangt, alle damaligen Hamburger übertroffen, die doch auch in dieſem Begriff keine Anfänger waren, ſondern was Ehrliches leiſten konnten. Der Mann hieß Mr. Vinant, und war einer der Mundköche des berühmten Grafen d'Avaux, welcher als Franzöſiſcher Geſandter mit einem anſehnlichen Gefolge damals in Hamburg lebte, und ſpäter bei den Verhandlungen des Weſtphäliſchen Friedens Frankreich vertrat. Mr. Vinant, groß und rund wie eine Tonne, war in Paris bei allen Weinſchenken und Garköchen ſo wohlberufen, daß man derzeit in allen Wirthsſtuben ſein Portrait ſehen konnte; er rühmte ſich, durch ſeine Kunſt (des Kochens oder des Trinkens?) ſchon vier Herren ruinirt zu haben; ein gleiches Schickſal hoffte er auch Herrn d'Avaux zu bereiten, welcher ihn oft ſcherzend ſein unergründliches Weinfaß nannte. Bei einem Gaſtmahle, welches der Rath zu Hamburg dem Geſandten gab, zeigte Vinant auf Verlangen folgende Probe ſeiner Trinkfähigkeit. Er trat ans Ende der Tafel mit einem angezündeten halbpfündigen Licht in der Hand, während ein großer Eimer mit eiſernem Bügel ganz voll Weins zu ſeinen Füßen ſtand, und nachdem er jedem einzelnen der 25 bei Tafel ſitzenden Herren jedesmal ein vom Mundſchenken friſch gefülltes tüchtiges Glas Wein zugetrunken hatte, nahm er das brennende Licht in den Mund, kaute und ſchlang es hinunter, worauf er (vermuthlich um dies ſeltſame Gericht beſſer zu verdauen) den Kopf auf den Eimer beugte deſſen Bügel um ſeinen Hals ſchlang, ſich damit aufrecht in gute Poſitur ſtellte, den Eimer zierlich an die Lippen ſetzte, und dies geräumige Gefäß in einem Zuge, ohne abzuſetzen,

leerte. Eine unglaublich ſcheinende Geſchichte, die aber 25 der angeſehenſten Perſonen Frankreichs und Hamburgs als Augenzeugen beſtätiget haben.

Der Graf d'Avaux gab übrigens zur Feier der Geburt eines Dauphins von Frankreich am 11. Auguſt in ſeinem Hôtel in der Neuſtädter Fuhlentwiete ein überaus glänzendes Banquet, das Mr. Vinaut große Ehre gemacht hat. Vor dem Hauſe floß aus Springbrunnen rother und weißer Wein für Jedermann ſtundenlang, und die Armen-Häuſer bekamen ganze Ochſen und Schaafe zum Verſpeiſen.

Möglich, daß Jan Dircksen, der Kirchſpielsläufer, ſich Mr. Vinaut als Vorbild genommen hatte, wenigſtens trank er auch unmenſchlich viel, aber mit geringerer Kunſtlichkeit und ſchließlich mit entſchiedenem Unglück. Denn als Ao. 1646, am 29. Auguſt, das jährliche große Convivium der Herren Burger-Capitaine auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe abgehalten wurde, da nahm Jan Dircksen, der mit den übrigen Kirchſpielsläufern die Aufwartung dabei hatte, die gute Gelegenheit wahr, und trank, damit nichts umkomme, vom Ueberfluß der Herren ſo erſchrecklich viel in ſich hinein, daß er zuletzt, mit Permiſſion zu ſagen, ganz vollgeſeffen war. Solch Mißgeſchick war Mr. Vinaut nie begegnet. Aber es kam noch ärger. Denn ſpät Abends, als Jan Dircksen heimwanken will, fällt er beim Eimbeck'ſchen Hauſe in einen Rinnſtein, der leider etwas tief war, ſo daß er nach einigen vergeblichen Verſuchen wieder empor und auf die Beine zu kommen, ſich in ſein Geſchick ergiebt und darin liegen bleibt, salva venia wie ein Schwein; auch alſobald in ſolchem unſäuberlichen Bette einſchläft, in welchem ihn nächtlicher Dunkelheit wegen Keiner der noch Vorüberſtolpernden bemerkt. Weil es nun Nachts ſtark

zu regnen beginnt (ſo erzählt die Chronik) ſo läuft jener Rinnſtein ganz voll Waſſers, und alſo erſoff der verſoffene Kirchſpielsläufer ganz elendiglich in der Goſſe, und wurde am andern Morgen als ein todter Mann herausgezogen. Konnte man alſo wohl ſagen: "der Tod iſt der Sünde Sold."

---

102. Elephant, — Neger, — Mißgeburt.

(1638.)

Die Chroniken vermelden uns von dreien merkwürdigen Ereigniſſen des Jahres 1638 Folgendes:

Am 23. Juni iſt zum erſten Male ein Elephant nach Hamburg gekommen, der alſobald mit obrigkeitlicher Erlaubniß auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe öffentlich zu ſehen geweſen iſt. Vordem hat man ſolch Geſchöpf Gottes nur aus den Bildern von der Schöpfung und der Arche Noäh gekannt. Es iſt ein großmächtiges Thier geweſen, auf deſſen Ohrlappen und "Schnabel" der dickſte Kerl Platz genug hatte; und ſein Führer hat geſagt: es wäre anjetzt noch klein und erſt acht Jahre alt, wenn es aber erſt ausgewachſen ſei, dann würde es noch immer größer. Gedachter Führer war ein gar winzig Männlein, verſtand aber gleichwohl den großen Coloſſer mit einem eiſernen Hakenſtock wohl zu tractiren, und lenkte ihn, wie man ein Hündchen regiert. Der Elephant konnte auch viel artige Kunſtſtücke, am liebſten aber mochte er mit ſeinem Ruſſel ein paar Stübchen Wein oder eine Tonne Bier faſſen und mit einem Male ausſchlürfen, was ihm viele Bewunderer zu Wege brachte. Etliche Liebhaber vom Reiten verſuchten auch ſeinen Gang, er ging ihnen aber einen zu ſtarken Paß und trottete gar zu hoch. Obgleich nun Jeder, der dies noch nie hier geweſene Naturwunder beſchauen wollte, baare 4 ß Lübſch erlegen mußte,

ſo war doch allezeit ein mächtig Gedränge dazu, ſintemal die Hamburger etwas curies ſind, ſofern es etwas Neues zu ſehen oder zu hören giebt.

Um dieſe Zeit kam auch mit einem Schiffer aus Indien ein kleiner Mohr, ein Negerbubchen von fünf Jahren, nach Hamburg, und war erſchrecklich ſchwarz. Als ihn aber die Weiber am Hopfenmarkte ſahen, da fanden ſie ihn wunderlieblich, wie denn das Frauenzimmer oft einen ſeltſamen Geſchmack offenbart, ſonderlich betreffend des Ausländiſchen. Und die Weiber herzten und kußten den kleinen Teufel und nannten ihn liebkoſend: "lutten ſöten ſwarten Engel!"

In demſelben Jahre ereignete es ſich, daß hierorts hinterm breiten Giebel ein erſchreckliches Monſtrum geboren wurde. Die Eltern waren geringe Leute, die beſtändig in Hader und Zank lebten, mit ſich, mit den Nachbarn, mit Gott und der ganzen Welt, auch von Gottes Wort nichts wiſſen wollten, und ein ſo gräuliches Fluchen in der Gewohnheit hatten, daß Jedem angſt und bange wurde, der ſolch läſterlich Sacramentiren nur von fern hörte. Und daß Gott die Flucher und Läſterer ſtrafen wird, das war ihnen unterſchiedlich, auch vom Gerichtsherrn, in Erinnerung gebracht, der ihnen auch durch Züchtigung und Incarcerirung in der Roggenkiſte das Gewiſſen zu ſchärfen verſuchte, — aber vergebens! Da ſie nun wiederum einander und das zu erwartende Kindlein ganz ruchlos vermaledeiet hatten, da traf ſie Gottes Strafgericht mit dem abſcheulichen Wechſelbalge, ſo ein Ungethüm war mit zwei Schweinsohren, ſechs Augen und mit zwei Hörnern auf dem Kopfe, daran man klärlich der böſen Eltern eingeteufelte Natur erkennen konnte. Dies Monſtrum lebte bis zum folgenden Tage, dann ſtarb es und wurde verſcharrt, da es für ein chriſtlich Menſchenkind unmöglich zu achten war. Muthmaaßlich war bei der Geburt deſſelben noch was Abſonderliches paſſirt, ein Höllen-

ſpuck oder ein ſchreckhaft Geſichte, ſo den Eltern das Gewiſſen heftig gerühret, obſchon ſie darüber ſchwiegen. Denn die Mutter wurde darnach krank und verfuhr Todes im Irrſinn. Der Keil aber hatte das Zittern und Bebern an Händen und Füßen davon gekriegt und hat damit noch etliche Jahre als Bettelmann im Steinther geſtanden, und nimmermehr dabei geflucht, ſondern das Vaterunſer, die 10 Gebote und den Glauben hergebetet.

---

103. Johann Körner's Schuld und Sühne.

(1639.)

Im Sommer 1638 zog aus der Fremde ein mühſelig und beladen Hamburger Kind wieder in die Vaterſtadt ein, um hier, wo es geboren und wo es geſündigt, auch zu büßen und freiwillig zu begehren, was des Verbrechers Recht iſt: die Strafe.

Sieben Jahre früher war dies Hamburger Kind, Johann Körner, ein ehrſamer junger Schuhmachergeſell, fröhlich und guten Muths nach Hamburg gekommen, um während ſeiner Wanderzeit einmal bei den Eltern und der Freundſchaft vorzuſprechen. Da hatte er aber Trauer genug vorgefunden. Sein Vater, der vormals als Steuermann auf einem Islandsfahrer zu einigem Wohlſtande gekommen war, hatte inzwiſchen das Zeitliche geſegnet, das war betrübt; aber ſeine Schweſter hatte ſeinen Widerſacher von Jugend auf geheirathet, den Niclas Dannemann, und was daraus entſtand, war noch viel ſchlimmer. Denn Niclas Dannemann hatte des alten Körner's Vermögen zu ſich genommen, und als er nun mit dem Schwager theilen ſollte, da ſah dieſer ſich aufs Schmählichſte übervortheilt und betrogen. Und mehr als das Geld, das er verlieren ſollte, wurmte den guten Geſellen des

Gegners höhniſch Weſen; darum als ſie am Abend des 13. März 1632 auf der Zollenbrucke ſich trafen und mit böſen Worten hart aneinander kamen, da läßt Johann ſich bemeiſtern vom Zorn und thut, was nicht Recht iſt vor Gott und Menſchen, zieht in der Hitze ſein Meſſer, und da Dannemann ſich juſt wendet, um zu entlaufen, ſo ſtoßt er es ihm durch den Rucken in die Bruſt, daß er hinſtürzt und alſobald Todes verfährt.

Johann Körner war damals ſogleich weichhaft geworden, hatte ſich Nachts verſteckt und war mit Thor-Oeffnung aus der Vaterſtadt gegangen, um nimmer heimzukehren, wie er gedachte. Und des Dannemann's Leiche war beſchrieen im öffentlichen Gaſſenrecht, und darnach beſtattet; nach dem Mörder war geforſcht, aber da er nirgends gefunden wurde, ſo ward allmählig die Sache vergeſſen. Und die in des Thäters Freundſchaft, die ſein plötzlich Verſchwinden wohl mit dem Zwieſpalt der Schwäger und der Erdolchung des Dannemann reimen mochten, ſchwiegen ſtille dazu, denn Johann war Allen lieb und werth, er war allezeit ein frommes ehrliches Blut und ein treues Herz geweſen; auch ausnehmend ſchön von Geſtalt und lieblich von Angeſicht, dem die langen blonden Haare trefflich ſtanden, wie er ſich denn auch immer gar ſauber und anſehnlich in der Kleidung hielt.

Als er damals von Hamburg entwich, Hab' und Gut verlaſſend und nur das Bewußtſein einer böſen That mit ſich nehmend, da trieb er ſich lange Zeit in der Welt umher, reiſte auf ſeinem Handwerk durchs ganze Reich, war in mancher Stadt in Arbeit geweſen, denn er verſtand ſeine Sache und hielt ſich ſtill und fleißig; er hätte auch oftmals dort ſein Gluck machen können, denn manche hubſche Meiſterstochter hätte den ſchönen Geſellen gern zum Schatz genommen, und der Vater hätte ſich gefreut, den geſchickten Gehulfen zum Eidam

zu bekommen. Aber der hatte nirgends Raſt, es trieb ihn fort und fort eine innere Unruhe, und kaum war er irgendwo warm geworden und gedachte ſich der heimlichen Grillen zu entſchlagen und froh zu leben, ſo fühlte er ſich wieder aufgetrieben, weiter zu wandern, als könnte er entfliehen dem, was ihn ſo jagte und peinigte: dem Gewiſſen. Und wie bitterlich er auch ſeine Unthat längſt bereuet hatte, wie brünſtig er auch Gott um Vergebung gebeten hatte, wie ehrbar und makellos auch ſein Wandel war, dennoch konnte er keinen Frieden finden; ſeine Reue war noch ohne Buße, ohne Sühne, darum fand er keine Verſöhnung mit Gott, mit der Welt, mit ſich ſelber.

Als ſieben Jahre ſo vergangen waren, da träf es ſich, daß er auf der Wanderſchaft fern im Reiche in ein Dorf kommt, wo die Kirche offen ſteht und der Pfarrer predigt darinnen. Unwillkürlich tritt er hinein und ſteht im Eingange und vernimmt des Pfarrers Rede, wie er grade aus dem 1. Buch Moſis, Cap. 4, V. 10, die Worte erklärt, die der Herr zu dem erſten Mörder Kain geſagt: "das Blut deines Bruders ſchreiet zu mir!"

Und dieſe Worte Gottes, die der fremde Pfarrer wohl auf höhere Fügung geſprochen, haben des Johann Körner's Herz dergeſtalt getroffen, daß er von Stund' an gewußt, was er zu thun habe, um Ruhe und Frieden wiederzufinden. Darum machte er ſich auf, um den Weg der Buße und Sühne, — den Weg des Gerichts — zu gehen, und zog als mühſeliger und beladener Pilgrim heim in die Vaterſtadt, wo er unerkannt anlangte.

Hier ging er ſogleich in die Buttelei am Berge, und bat den Scharfrichter, Meiſter Valentin Matz, daß er ihn ſchließe als einen Mörder, der er wäre, und es Einem Ehrbaren Rathe ſofort hinterbringe, damit er vor Gericht geſtellt würde,

und ſeinen Lohn empfinge. Meiſter Balten aber, der genug Maleficanten in der Frohnerei haben mochte, hieß ihn gehen, und wollte nichts damit zu ſchaffen haben. Früh andern Morgens aber kam Johann Körner wieder, und bat flehentlich, der Büttel möge doch ihnn nach ſeinem Begehr, erzählte ihm Alles genau, was ſich mit ihm und Niclas Tannemann vor ſieben Jahren begeben, und beſtand darauf, geſchloſſen zu werden, weil er nur durch die Buße und Sühne einer wohlverdienten Strafe, die ſein Recht ſei, Frieden erlangen und das ewige Heil ſeiner Seele erretten könne. Und Meiſter Balten, dem ſolch ein Menſch noch nicht vorgekommen war, alſo daß er vermeinte, der Geſell ſei nicht bei Sinnen, fühlte ſich dennoch gedrungen, ihm zu willfahren, und ging zu den beiden Gerichtsherren und meldete ihnen den ſeltſamen Vorfall. Und ſo ungern auch dieſe die längſt verſchollene Miſſethat wieder aufruhren wollten, und ſo gern ſie den Geſellen auf andere Gedanken gebracht hätten, ſo konnten ſie doch nicht umhin, ihm zu willfahren, als er auf ſeinem Willen beſtand. Mit E. E. Raths Conſens wurde er ſodann geſchloſſen und nach unterſuchtem Thatbeſtande, jenes Mordes wie ſeiner geſunden Sinne, vor's Gericht gebracht, wo man denn die Sachen alſo befand, daß ſein Begehr konnte erfüllt und ihm die Strafe des Schwertes zuerkannt werden. Darum wurde er in E. E. Raths Audienzſaal geführt. Da war die große Luke im Dach abgehoben, weil nach altem Sächſiſchen Recht der Verbrecher ſein Urtheil unter Gottes freiem Himmel (wo verdem auch die Gerichte ſelbſt gehegt wurden) empfangen muß. Und daſelbſt ſaßen unbedeckten Hauptes ſämmtliche Burgermeiſter und Rathmannen, und wie der Protonotarius das Bluturtheil vorlas, ſetzten ſie ihre Hute auf. Johann Körner aber, als er ſein Recht vernommen, ward froh, und gab jedem der Herrn nach Alter und Rang, mit gebührlicher Re-

verenz die Hand und dankte für gnädigen Spruch inbrunſtig, und ſprach gar beweglich, wie Gott es Jedem der Herren vergelten möge, was ſie durch dies Todesurtheil zum Heil ſeiner Seele gethan; es ſei ihm nun ein Stein vom Herzen gefallen, und Gott möge jeden Verbrecher, der in ſeinen Sunden dahin ginge, auch alſo erwecken, wie er ihn erweckt habe, — alſo, daß es die Ehrbaren Herren gar ſehr gerührt und erbaut hat, weil ſie ſolch einem bußfertigen und ſchier freudigen Delinquenten noch nie vom Leben zum Tode geholfen hatten.

Und am 4. Februar, während E. E. Rath nach alter Sitte ſich verſammelte, und mit dem Glockenſchlag der Execution der wohlhaltende Bürgermeiſter ſtehenden Fußes, im Namen Aller ein fromm Gebet ſprach, daß Gott möge ihr Urtheil für gerecht erkennen und dem armen Sünder barmherzig und gnädig ſein, — während dieſer Zeit wurde Johann Kerner hinausgeführt zur Gerichtsſtätte. Er hatte einen langen Mantel an und eine Trauerbinde, und betete unterwegs mit dem geiſtlichen Herrn, der ihn geleitete; er ſah ſo hell und lieblich von Angeſicht aus, daß man ſchier glaubte, eines Engels Antlitz zu ſehen. Als er oben ſtand, war alles Volk ſtill, und es regte ſich nichts; und er redete mit lauter feſter Stimme das Volk an, bat um Verzeihung wegen des böſen Beiſpiels, das er gegeben, wunſchte Allen Heil, Glück und Segen und rief gute Nacht. Dann fiel er dem Scharfrichter Meiſter Balten um den Hals und dankte ihm für das, was er nun an ihm verrichten werde, und bat ihn, ſein Amt rechtſchaffen zu vollführen. Und Meiſter Balten, im Grunde ein gutherziger Mann, und durch dieſes armen Sünders wunderſames Benehmen ſchon längſt aus der zu ſeinem Amte nöthigen Kaltſinnigkeit gekommen, fühlte ſich weichmüthig werden, und ſtieß ihn deshalb heftig zurück, konnte ſich aber des Weinens faſt nicht erwehren, weil er ihm das Herz ſo ſehr eingenommen

hatte. Wie ſich nun Johann Körner auf das Stühlchen geſetzet, die ſchönen blonden Haare ſelbſt aufgeſteckt hatte und nun laut betend des Todesſtreiches gewärtig war, da holte Meiſter Balten aus, aber ganz verwirrt, wie er war und die Augen voller Thränen, hieb er unrecht und traf ihn in den Kopf, daß er vom Stuhl zur Erde fiel, wo der Meiſter ihm geſchwind den Kopf vom Rumpf trennte, worauf er ſich eiligſt durch die Fallthure vom Köppelberg in den Keller unter demſelben begab, um ſich zu ſalviren. Denn die Leute im Volk rund umher hatten Erbarmen mit dem armen Sünder gehabt, und da ſie ihn nicht auf den erſten Streich getödtet ſahen, wollten ſie das Hochgericht ſtürmen, um Meiſter Balten in Stücke zu zerhauen, und kamen mit Beilen und Aexten und zertrümmerten ſchon die kleine Brücke, die zum Köppelberg führt. Die Reitendiener und das Commando der Garniſon vertheidigten ihn mit ſchwerer Mühe, und erſt als der Stadt-Commandant, der Oberſt Ernſt Wilhelm von Kniphauſen, mit einigen 100 Mann zu Hülfe kam, konnten die Reitendiener den geängſteten und ganz zerknirſchten Meiſter Balten in ihre Mitte nehmen und in Sicherheit bringen, während draußen das raſende Volk die Soldaten mit Steinwürfen übel tractirte und ſelbſt durch ſcharfe Schüſſe nicht zur Raiſon gebracht werden konnte, ſondern die Miliz in die Flucht trieb, die Gott dankte, als ſie Hals über Kopf zur Stadt hereingekommen war. Auch vom Volk waren Mehrere geblieben und ſchwer verwundet. Das war ein ſchlimmer Tag geweſen.

Und ſchon des Volks wegen mußte der weichmüthige Meiſter Balten vom E. E. Rath abgeſetzt und caſſirt werden. Er wäre aber auch ſelber nicht länger Buttel geblieben, hat er geſagt, weil er hätte mehr denn ein Haar darin gefunden. Kaufte ſich darnach in der Neuſtadt in der Schlachterſtraße ein Haus; darin wohnte er noch lange Jahre, und trieb ein

beſſeres Gewerbe: heilte, ſtatt zu tödten; denn er verſtand ſich auf Kräuter und Wurzeln und auf Sympathia beſſer, denn mancher gelernte Doctor und Balbierer, und that ſeine Curen, und hatte viel Reſpect, ſelbſt beim Volke.

Das iſt die nachdenkliche Geſchichte von Johann Körner, der ein guter Menſch geweſen und doch ein Mörder geworden; darnach aber, durch Gottes Wort in ſeinem Gewiſſen zu rechter Reue und Buße geweckt, ſein menſchlich Fehlen geſühnt, und gewiß vor dem Richterſtuhle Gottes Barmherzigkeit gefunden hat.

104. Die Unterirdiſchen zu Blankeneſe und Herr Riſt.

(1650—1660.)

Bald nach dem Weſtphäliſchen Friedensſchluſſe erſcholl hierorts ein häufiges Gerüchte, als wenn in den Blankeneſer Bergen viele Unterirdiſche und Zwerge ſpukten, ſich den Vorübergehenden, auch Schäfern und Jägern zeigten und ſie ſehr erſchreckten. Es ging zwar ſchon längſt die Sage, daß daſelbſt, zumal nach der Wedeler Seite zu, in Höhlen und Erdſpalten ſolche "Unnererſche" ihr heimlich Weſen trieben, was auch bei den dortigen heidniſchen Opferſtätten und Grabhügeln der Hünen gar wohl gedenkbar, maaßen zu Hütern verborgener Schätze und anderer Dinge gemeiniglich Zwerge beſtellt geweſen ſind, wie alte Kunden berichten. Es war aber lange Zeit nichts davon vermerkt, weil die Schreckniſſe des 30-jährigen Krieges die Unterirdiſchen nicht minder denn die Ueberirdiſchen turbiret, und ſie genöthigt hatten, in ihren Höhlen der Schätze vor Croaten und Tatern achtſam zu hüten.

Als nun jenes Gerüchte vielfach erſcholl, da hat ſich der gelahrte Paſtor zu Wedel, Herr Johann Riſt (oder Riſtius, wie er ſich ſchrieb), bei nachtſchlafender Zeit aufgemacht, um ſolch zwergiſchem Treiben auf die Spur zu kommen. Mit ihm ging Herr Chryſoſtomus Köhler, der Vice-Canzler des Herzogs zu Wolfenbüttel, ein beherzter kluger Mann. Als ſie nun bei dem Dorfe Riſſen in die Berge kommen, und Alles iſt ſtill, nur fernher bellen die Hunde, in Wedel ſchlägt's Mitternacht und der Mond geht juſt auf, da haben ſie wahrgenommen, wie aus einem Fuchsloch ein Haufe ſolch unterirdiſchen Völkleins iſt hervorgedrungen, kaum kniehoch, mit großen Köpfen und Geſichtern als die alter Männer, mit großen Naſen und klugen Augen, braun gekleidet, mit Glöcklein an den Mützen, daß es anmuthig geklingelt, wie ſie ſind auf- und abgeſprungen; die haben da ihr Weſen getrieben und getanzt im Ringelreiben und rundem Kreiſe beim Glockenſpiel. Herr Riſtius hatte eine ſchöne Anrede ausgeſonnen, mit der er ſie bei des Allmächtigen heiligem Namen zu beſchwören gedachte, daß ſie ihm Red' und Antwort geben, wer ſie wären und was ſie trieben, und wo die großen Schätze lägen, und ob man ſie nicht heben könnte; und Herr Riſtius will ſich eben räuſpern, da kommt unverſehens Herrn Chryſoſtomus Köhlern ein ſo gewaltiges Nieſen an, daß er von dem Feldſtein im Gebüſch, darauf er mit Herrn Riſten geſtanden, hinunterfällt mitten in den Ringelreihen der Unterirdiſchen, die davor billig erſchrecken, auseinanderfahren und blitzſchnell alleſammt durch das Fuchsloch wiederum verſchwunden ſind, zu beider Herren großem Leidweſen. Herr Riſtius iſt nachhere noch etliche Male wieder hinausgegangen, aber die Conſtellation war ihm ungünſtig, er hat ihnen ſo nahe nicht wieder beikommen können. Iſt auch erklärlich, daß die Zwerge wohl gemerkt, daß er ein kluger Mann, der ſie auszufragen gedächte;

und alſo ſich vor ihm mehr denn vor Hirtenbuben und geringem Volke in Obacht genommen. Sie kannten wohl auch Herrn Riſten ſchon, daß er Hünengräber aufdecke, und uralte Urnen, Leichgeſchirre und Aſchenkrüge daraus nehme, und alſo fürchteten ſie ihn zwiefach vor allen Menſchen.

Aber bis zu Zeiten der großen Weltunruhe, die man den nordiſchen Krieg nennet, ſind ſie noch oftmalen bei Tage wie bei Nacht von Bauern und andern ſchlichten Leuten geſehen worden. Darnach haben ſie ſich verzogen, wiewohl Etliche in Sulldorf, Riſſen und da herum ſie noch heutiges Tages verſpüren wollen, wie auch Greten Dütſch, die Blankeneſer Botenfrau, erzählt hat, die ſelber bei Nacht und Nebel von den Unterirdiſchen wollte auf Irrwege geführt und geneckt ſein. Aber was Greten Dütſch geſagt, dem iſt nicht zu trauen, weil ihr Geiſt faſt allezeit in Nacht und Nebel befangen war, ſintemal ſie mehr als billig dem leidigen Branntwein zuſprach, wie männiglich bezeugen wird, der Greten Dütſch gekannt hat, die nun wohl ſchon längſt todt ſein mag.

Herr Riſt, deſſen Voreltern aus dem Reich ſtammeten, hat noch etliche Jahre in hohem Anſehen und Ehren zu Wedel gelebt. Außer der Gottesgelahrtheit, Predigt und Seelſorge trieb er auch die Poeterei, darinnen er durch herrliche geiſtliche Geſänge, deren einige wir noch heute zu unſrer Andacht und Erbauung in den Kirchen ſingen, wie imgleichen durch treffliche weltliche Oden alſo berühmt geworden, daß Kaiſer Ferdinand III. ihn als Poeten gekrönet, in den Adelſtand des Reichs und zum kaiſerlichen Pfalz- und Hofgrafen erhoben hat; in ſeinem Wappen ſteht der dichteriſche Schwan ſammt Stern und Mond (ob letzterer auf die verſuchte Erkundſchaftung der Unterirdiſchen ſich beziehe, weiß ich nicht); und die Muſe der

Perſie mit dem Lorbeerkranz in der Hand ſteht eben auf dem Helm. Und als Herr Riſtius am 30. Auguſt 1658 verſtorben war, da hat ganz Teutſchland den ſeligen Mann betrauert und ſeine Carmina deſto höher geſchätzet; und als er am 12. September zu Wedel begraben werden, waren von Hamburg eine Menge vornehmer und geringer Leute in Kutſchen und zu Fuße dahinaus, um ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Von ſeinen Nachkommen haben manche in Hamburg gelebt, z. B. einer als Lieutenant löblicher Garniſon, einer als Organiſte, einer als Kaufmann; und als hochbetrauter königlich Däniſcher Conferenz-Rath und Reſident hat des letztern Bruder lange Jahre hier gewohnt und ein ehrenvolles Gedächtniß hinterlaſſen.

Der alte Herr Johann Riſt aber hat auch bei Lebzeiten dafür geſorgt, daß das uralte Rolands- oder Kaiſer-Bild von Stein, ſo am Markt zu Wedel ſteht und damals bruchfällig geworden war, von neuem reſtauriret iſt, wie wir es noch ſehen können: ſchön angeſtrichen mit blauen Augen und rothen Backen, im Rückgrat durch einen Mauerpfeiler geſtützet, mit den nachdenklichen Verſen Herrn Riſtii darunter:

"Als 16hundert und noch 1 und 50 Jahr
Im Wintermonat die bekannte Jahrzahl war,
Iſt dieſes Kayſerbild aufs neu hieher geſetzet.
Gott woll es und uns All' erhalten unverletzet."

Einer hat dem ſeligen Rüten zu Ehren folgende Verſe gefertiget:

"Herr Riſtius iſt todt! ein Mann von hohen Gaben,
Desgleichen wir nunmehr in Holſtein wenig haben.
Ein Prediger, Poet, ein Arzt, ein guter Chriſt. —
Ei, ſchade, daß der Mann ſo bald geſtorben iſt."

105. Wie ein Phyſicus an einer Ohrfeige ſtarb.

(1653)

Dr. Paul Marquard Schlegel, eines hieſigen Kaufmanns Sohn, war ſeit 1642 Phyſicus. Er machte ſich ſehr verdient, nicht nur in dieſem Amte wie als geſchickter Arzt, ſondern auch als Beförderer ſeiner Wiſſenſchaft unter Collegen und Kunſtverwandten. Mit vieler Mühe war es ſeinem raſtloſen Eifer geglückt, eine anatomiſche Lehranſtalt zu begründen, und die dazu erforderlichen Körper unbekannter Selbſtmörder oder gerichteter Miſſethäter zu erhalten. Endlich aber wurde dieſe Anſtalt, die ihn berühmt gemacht hatte, auch die Veranlaſſung zu ſeinem frühen Tode.

Es war nämlich am 31. Januar 1653 der Dieb Gerd Erdmann gehängt worden, deſſen zu anatomiſchen Studien ſehr geeigneten Körper der Phyſicus ſich ſchon vor der Execution ausgebeten hatte. Als nach derſelben der arme Sünder noch eine Weile todt und ſtarr am Galgen gehangen, nahm man ihn gegen Abend ab, und brachte ihn aufs St. Marien-Magdalenen-Kloſter, wo damals die Anatomie ſich befand. Der Phyſicus trat voll Verlangens nach dem bevorſtehenden wiſſenſchaftlichen Genuß herzu und ließ dem ſteifgefrorenen Todten die Stricke löſen, welche deſſen Arme vorn auf dem Leibe zuſammenhielten. Indem er ſich nun, ſehr befriedigt von dem guten Ausſehen des Cadavers, ſinnig betrachtend vorüberbeugt, verſetzt der Todte, urplötzlich dem argloſen Doctor eine ſo mächtige Ohrfeige, daß er von der Gewalt und vor Schrecken zu Boden ſtürzt. Alle Anweſenden ſpringen entſetzt auf und meinen nicht anders, als daß der todte Kerl wieder lebendig geworden ſei und ſich gegen das anatomiſche Meſſer zur Wehre ſetzen wolle. Er war und blieb aber todt, und nur die in der warmen Stube gelöſten Arme des Gehängten

waren in natürlicher Weise aufwärts gefahren und hatten den unziemlichen Schlag ganz unwillkürlich ausgeführt. Dennoch befand sich der arme Herr Physicus durch dies unerwartete Ereigniß so alterirt und übel zu Muthe, daß er nach Hause fahren mußte, woselbst er in ein hitziges Fieber verfiel und in dessen Folge am 20. Februar, kaum 18 Jahre alt, das Zeitliche segnend verschied, nachdem er letztwillig seine Bücher, Manuscripte und wissenschaftlichen Sammlungen der Stadt-Bibliothek vermacht hätte.

Diese klägliche Geschichte von der Leichenhand, die den Anatomen todtgeschlagen, ging alsbald unter den Hamburgern von Mund zu Mund. Viele, die gleich Anfangs Dr. Schlegel's Unternehmen der Zerschneidung menschlicher Leichen als gottlos und frevelhaft verdammt hatten, sahen nun in seiner Todesart die rächende Strafe, und posaunten aus: daß selbst die leblosen Körper sich gegen solche widernatürliche Mißhandlung und Schmach auflehnten! — Aber die Herren im Rathe waren anderer Meinung, und trotz mancher Versuche, die Anatomie abzuschaffen, behielt sie doch ungestört ihren Fortgang.

106. Königin Christina von Schweden.

(1654.)

Ganz unerkannter Weise langte die Königin Christina von Schweden am 3. Juli 1654 in Hamburg an, denn sie kam in Mannskleidern, den Degen an der Seite, eingeritten. Sie nahm ihre Herberge in dem Hause ihres Agenten, des reichen Portugiesischen Juden Emanuel Texeira, hinter der neuen Michaelis-Kirche, am Krayenkamp. Sobald E. E. Rath solches erfahren, ließ er Ihre Majestät durch zwei Herren seines Mittels becomplimentiren und ihr einiges Silbergeräth

überreichen, wie allezeit bei ſolchen Anläſſen gebräuchlich. Welches ſie auch gnädigſt an- und aufnahm. Folgenden Sonntags fuhr die Königin gegen 9 Uhr nach St. Petri-Kirche. Das Raths-Geſtühlte daſelbſt war mit köſtlichen Tapezereien belegt und behangen. Die Königin und der Landgraf Friedrich von Heſſen nebſt ſeiner Gemahlin nahmen hier Platz. Der Paſtor und Senior Dr. Müller hielt eine ſchöne Predigt, und legte den Text aus von der Königin aus Arabia, mit welcher er die Königin Chriſtina gar ſinnreich verglich. Sie aber hörte erſichtlich wenig zu und hatte der trefflichen Rede kein Acht; gleichwohl beſchenkte ſie hernach den Herrn Doctor mit einer guldenen Gnadenkette. Es war noch eine ſchöne Muſik angeordnet; wie ſolche nach der Predigt recht angehen ſollte, und die Cher-Jungen und Canteren eben hoch und tief ausholten zum kräftigen Intoniren, da hatte Ihre Majeſtät übergenug und ging aus der Kirche, was nicht ganz unanſtößig vermerkt werden iſt. Der Raths-Schenk Benedict Peterſen fand hernach auf ihrem Sitze ein Buch, das war von Zibeth wohlriechend gemacht und in braunroth Leder gebunden, auch ſtark vergulder; er dachte, es wär etwa ein Schwediſch Geſang- oder Gebetbuch, als er's aber öffnet, da waren es des heidniſchen Dichters Virgilius Carmina. Er trug das Buch zum werthaltenden Burgermeiſter Barthold Moller, dieſer befahl ihm, ſolches alsbald Ihrer Majeſtät wieder einzuhändigen. Als er es nun Derſelben überreichte und dabei mit bedeutſamer Ernſthaftigkeit die Vermerkung that, wo er's gefunden, da hat die Königin das Buch mit gar ſonderbarem, faſt ſpöttlichem Lächeln in Empfang genommen, was den Herrenſchenken ſehr gewundert.

Faſt alle Tage, ſo lange ſie hier war, iſt ſie bald in Manns-, bald in Frauen-Kleidern ausgeritten, zu großem Aergerniß mancher der ehrbaren Frauen Hamburgs. Am 16. Juli wurde ſie nebſt den Heſſiſchen Herrſchaften und andern

Standespersonen auf der Burg zu Wandsbeck (die dem Dänischen Residenten Albert Balthasar Berens gehörte) herrlich bewirthet, so daß sie sich bis nach Mitternacht erlustirte. Als sie heimkehrte, war das Steinthor längst verschlossen, und wurde selbiges ihr erst auf expresse Order Herrn Bürgermeister Moller's eröffnet, welcher Herr darüber beinahe Verdruß bekommen, indem die Bürger hierüber fast schwürig geworden waren.

Morgens darauf mit Thoröffnung ritt sie wiederum davon.

107. Von der Kleider-Ordnung.

(1632—1651.)

Vor zweihundert Jahren, als Pracht und Luxus in allen Ständen Hamburgs gar zu groß geworden, haben Rath und Bürgerschaft gemeinsam eine strenge Kleider-Ordnung erlassen, die meistentheils gegen die Hoffahrt des Hamburger Frauenzimmers gerichtet war, welches damals in seinen Anzügen alles Maaß überschritt, und der Gold- und Silber-Brokate, Perlen und Edelsteine, Spitzen-, Sammet- und Seiden-Stoffe nie genug auf den Leib hängen konnte, also daß manch guter Bürger an der Prunksucht seiner Eheliebsten elendiglich zu Grunde gehen mußte. In der neuen Kleider-Ordnung aber stand's genau geschrieben, was zu tragen verboten war, nämlich Seiden-Knuppels (Spitzen), mit Edelsteinen besetztes Geschmeide aller Art, güldene oder silberne Stoffe und Stickwerke und dergl. Die den vornehmeren Frauen erlaubten Mäntelchen (Mantillen) durften von keinem Seidenzeuge, auch nicht mit Zobel und anderm köstlichen Futter staffiret sein. Güldene Ketten durften die Frauen des ersten Standes, dahin die Frauen der Rathmänner, der Graduirten (Doctoren wie Licentiaten), der

Kaufleute u. A. m. zu rechnen, wohl tragen, aber ohne Perlen und Demanten, und ihre "Hullen" (Hauben) konnten von guldenem oder ſilbernem Laken ſein. Den zweiten Stand betreffend war es insbeſondere den Frauen derer Procuratoren, Canzliſten und anderer Rathsdiener, Handwerksmeiſter, Brauer, Schiffer und ſolcher "mittelmäßigen Standesperſonen ihres Gleichen" gänzlich verboten: Kleider, Sammet, Seide und Atlas, oder gar ſeidene Strumpfe zu tragen, indem ſie ſich dieſer Stoffe nur als Garnirung bedienen, jedoch den Sammet-Saum nicht breiter denn ein Quartier tragen ſollten. Die Frauen des dritten oder niedern Standes aber, die der Tagelohner, Arbeitsleute, Knechte aller Art, imgleichen Mägde und Ammen, ſollten ſich alles Seidenzeuges gänzlich enthalten bis auf mäßige Seidenſchnüre zur Verbrämung u. ſ. w. Und mit ſcharfen Geldbußen gegen die dawider handelnden "Verbrecherinnen" hatten Rath und Bürgerſchaft gedräuet, und Alles wohl eingerichtet zu haben geglaubt. Nach zwei Jahren wurde dies Mandat nochmals von den Kanzeln verleſen und ſonſt publicirt, und neu hinzugefügt daß Regenſchirme niemals von Seide, Taffet oder Brokat, ſondern nur von Raſch und bloßerdings ungeſäumt und ohne Zierung ſein ſollten, bei 11 Thalern Strafe.

Und dieſe Mandate hingen am Rathhauſe und an den Straßenecken, alle Paſtoren predigten für ihre ſtrenge Nachachtung und gegen die Kleiderpracht, und der Rath, E. Oberalten, übrige Collegia und E. Bürgerſchaft waren voll guten Willens, der Prunkliebe der Frauen hinfort keinerlei Vorſchub zu geben, — und dennoch blieb Alles beim Alten, keine weibliche Seele kehrte ſich an das Mandat; ihre eigenen Frauen und die der Graduirten trugen nach wie vor Demanten, Perlen und Goldbrokat; die Ehehälften der Procuratoren, Amtsmeiſter und Brauer gingen einher, wie bislang, in ganzen Seiden-

kleidern oder gar in ſeidenen Strümpfen; und Tagelöhnerinnen, Ammen und Mägde ſchmückten ſich wie die Meiſtersfrauen, wenn ſie ihr beſtes Zeug zeigen wollten; und daß von allen dieſen "Verbrecherinnen wider die durch Rath- und Burgerſchluß beliebte Kleider-Ordnung" etliche beim Kopfe genommen und wirkſam abgeſtraft wären, davon iſt keine Kunde.

Die Ehemänner aber, die auf das Mandat pochten und ihren Liebſten zumutheten, den Kleiderprunk einzuſtellen, gaben ſolch unvernünftig Anſinnen bald wieder auf, nachdem ſie beim Morgentrunk, Mittagsmahl, Vesperbrodt und Nachteſſen, vielleicht auch ſonſt noch genugſam erfahren, was es auf ſich hat, wenn ein Mann ſeiner Frau in puncto ihrer Toilette Vorſchriften zu machen gedenkt. Und Paſteren wie Rathsherren, Oberalten und alle Erbgeſeſſenen machten trubſelige Geſichter und ließen's gut ſein.

Und als einige Jahre darnach dennoch einige wagbalſige Herren im Rathe und in Collegiis (es mögen lauter Wittwer geweſen ſein) aufs Neue von geſetzgeberiſchen Geluſten in Betreff einer noch ſtrengeren Kleider-Ordnung befallen wurden, da ſollen die Frauen der Hamburger Würdenträger eine Vergadderung unter ſich gemacht haben, um ſolch neue Gefährdung zu hintertreiben. Die Rathsfrauen ſollen heimlich mit den Graduirten- und Oberaltenfrauen zuſammen gekommen ſein, ihre alten ſehr häkelichen Rangſtreitigkeiten durch gegenſeitige Conceſſionen verglichen und gemeinſame Verabredung genommen haben, wie ſie am Beſten ihren Männern das neue Project verleiden könnten. Dieſe Manier iſt nicht bekannt geworden, aber wohl weiß man das Reſultat: daß die beabſichtigte neue ſtrenge Kleider-Ordnung nicht zu Stande gekommen iſt. Und ſo oft jene Wittwer ihren Antrag erneuert haben, ſollen Majora ſtets lange Geſichter gemacht, ſich verlegen umgeſchaut und den Kopf gekrauet, — Dominus

Praeses aber klugs ein weniger delikates Thema aufs Tapet gebracht haben.

Alſo haben E. E. Rath, ſämmtliche Collegia und Ehrb. Bürgerſchaft es anerkennen müſſen, daß in gewiſſen Dingen das Kurien oder die höchſte Obrigkeit nicht bei ihnen ſtünde, auch nicht bei kaiſerlicher Majeſtät, — wohl aber Niemandem anders innewohne, als ihrem Frauenvolke!

108. Vom Schweinekrieg.

(1650)

Zu einer Zeit, da Alles ringsum endlich einmal in gutem Frieden lebte, und die Hamburger dachten, nun käm's fortan zu keinem Kriege mehr, und E. E. Rath juſt 500 Mann von der Miliz mit ehrlichem Abſchied und Zehrpfennig abgedankt hatte, da iſt abermals ein Krieg ausgebrochen, der freilich nicht ganz ſo arg wurde als der 30-jährige, deſſen Wunden eben zu vernarben begannen, denn man ſchrieb grade 1650.

Die Hamburger hatten nämlich ſeit undenklichen Zeiten die Gerechtſame, ihre Schweine auf die Eichelmaſt in den Sachſenwald im Lauenburgiſchen zu treiben, was mit ihren und den Lübeck'ſchen Anſprüchen auf den halben Beſitz dieſes großen herrlichen Waldes zuſammenhing. Als nun im genannten Jahre eine beträchtliche Anzahl Hamburgiſcher Schweine ſich abermals wie gebräuchlich, dort gütlich that, läßt der Herzog zu Sachſen-Lauenburg ohne Umſtände, ſoviel er deren habhaft werden kann, durch ſeine Leute wegnehmen, alſo daß manch ſchöner Braten der Stadt und ihren Bürgern widerrechtlich entzogen werden, was großen Zorn und heftige Entruſtung bei Vornehm und Gering erregte, denn wer mag ſich den Biſſen vom Munde wegſchnappen laſſen! Und zumal

waren es die Knochenhauer, welche unabläſſig dem Rathe anlagen, daß er ſolch himmelſchreiendes Unrecht nicht dulden und veranſtalten möge, daß der Schade gebeſſert werde. E. E. Rath ſchickte alſo flugs mehrere 100 Mann Reiter und Kriegsknechte mit Spießen und Büchſen in den Sachſenwald, wo ſie einige Dörfer beſetzten und auf Lauenburg zu marſchiren drohten, wenn nicht gutliche Beilegung der Sache erfolgte. Das half, der Herzog erkannte der Hamburger Gerechtſame an, und gab von dem gefangenen Vieh, ſoviel deſſen noch lebendig war, heraus. Zwar verſuchte er 11 Jahre ſpäter nochmals, den Hamburgern und Beiderſtädtern ihr gutes Recht der Eichelmaſt des Sachſenwaldes zu verkümmern; als aber Lübeck und Hamburg 400 Mann gegen die Lauenburger marſchiren ließen, da verzogen ſich dieſe. Der Herzog verſprach auch, daß er die Hamburgiſchen Schweine im Sachſenwalde und wo er ſie ſonſt antreffen möge, völlig unturbirt und unangetaſtet laſſen wolle, was noch lange Zeit gegolten hat, bis die Hamburger nach und nach keine Schweine mehr hinſchickten, weil es ihnen unbequem wurde und ſie reich genug waren, ihre Schweine bereits gemäſtet zu kaufen. Da iſt das alte Herkommen in Verfall gerathen, und wäre jetzt kein Hamburgiſches Schwein in Friedrichsruh oder ſonſt im Sachſenwald mehr ſicher zu achten. Merke: man muß ſich hüten, gute alte Gerechtſame durch Nichtgebrauch abkommen zu laſſen.

Der gemeine Mann aber hatte ſeinen Spaß an dieſer Sache, und als die Stadt-Soldaten von ihrem Feldzuge heimkehrten, der Gott ſei Dank (bis auf einen Reiter, der vom Roß gefallen und ſich das Beinwerk zerbrochen) keines Menſchen Leben und Geſundheit, ſondern nur einige Schweine-Schinken gekoſtet hatte, da wurden ſie verlacht, und die ganze Affaire wurde der Schweinekrieg genannt. Dem Gaudi-

baten Gärtner aber bekam der Spaß übel. Er war ein kluger anſchlägiger Kopf, aber ein allzu luſtiger Spottvogel, und hatte ſich beikommen laſſen, eine Schrift über dieſen Krieg zu verfaſſen und in Druck zu geben, in welcher allen dabei Betheiligten, dem Herzoge, E. H. Rathe, der Stadt-Miliz wie auch den Schweinen gar übel und verkleinerlich mitgeſpielt war. Wenn es ſich nun auch ganz curios und ſpaßhaft leſen ließ, ſo hatte er ſich doch auch nicht entſehen, den hohen Herren und vornehmen Perſonen allerhand lügenhafte Dinge nachzureden. Solche Verunglimpfung konnte nun E. E. Rath unmöglich ungeahndet durchſchlüpfen laſſen, weshalb er befahl, den Studioſum unverzüglich beim Kopfe zu nehmen, damit er, wie dazumal Rechtens, auf dem ehrloſen Block ſtehend, öffentlich Widerruf thäte und ſich zur Bekräftigung deſſen, dreimal ſelber aufs Maul ſchlage. Dies wurde aber dem jungen Literaten zuvor geſteckt, und noch ehe der Bruchvogt kam, entwich er. Es iſt auch nichts Sonderliches aus ihm geworden, weil er ſeine leidige Verkleinerungs- und Spottſucht nicht bändigen konnte.

Der vom Gaul gefallene Reitersmann wurde übrigens bald vom Feldſcherer wiederum curiret. Denn (wie ein alter Autor vom damaligen Zuſtande vermeldet) "in Hamburg iſt gut wund ſein. Und wenn Einer in Schlägereien oder ſonſt im Hauen, Stechen, Fallen und Stoßen unglücklich verletzt wird und zu Schaden kommt, ſo kann er von fürtrefflichen Wundärzten genugſame Hülfe finden. Wie dann auch in der Barbierer Officinen Jedermann mit Haar-Abſchneiden Bart-Stutzen, ſammt Kopfwaſchen und dergleichen Ausſchmückung, ganz ergötzlich kann bedient werden."

109. Des Gehängten Beſuch.

(1661.)

In Wandsbeck wohnte vor zweihundert Jahren ein Tiſchler (oder wie's damals hieß: ein Snittger), Hans Meinecke. Zu dem kam als Geſell ein Oberſachſe, Auguſt Hermann Weinrich, aus dem Vogtlande; der war ein Leckermaul, dem die Koſt an Meiſter Meinecke's Tiſch niemals gut genug dünkte. Sonderlich verachtete er die ſchöne Grütze aus Buchwaitzen oder Haferkern, mochte ſie nicht eſſen und nannte des Meiſters Kinder (Grützköpfe, weil ſie Morgens, Mittags und Abends damit gefuttert wurden, was zumal die Meiſterin empfindlich vermerkte. Alſo dem Geſellen Weinrich wird mit der magern Koſt auch der feine Flecken Wandsbeck und ſein Handwerk zuwider, geht auf und davon, läßt ſich bei den Soldaten anwerben, zieht in den Krieg, hält ſich tapfer, wird Fähndrich und endlich gar Lieutenant. Als aber die Potentaten Frieden machen, da wird er mit vielen Andern abgedanket und ſeine Herrlichkeit hat ein Ende. Zieht alſo der Herr Lieutenant wieder gen Hamburg, allwo loſe Leute oftmals ihr Brodt finden, treibt dies und das, recht und ſchlecht, und gelangt endlich von den geraden Wegen auf krumme. Schmiedet alſo mit ſeiner Frau, Margaretha Langin, einen argliſtigen Plan, daß ſie bei einem vornehmen Kaufmann am Kehrwieder, Tyle Varen, als Amme in Dienſt gehet, vorgebend, ihr Mann ſei im Kriege geblieben, und ſo er ſie beſuchet, heißt er ihr Bruder. Da ſie nun die Gelegenheit des Hauſes genugſam erkundſchaftet hat, ſtehet ſie in einer ſchönen Nacht behutſam auf, läſſet ihren Mann ins Haus, packt mit ihm Gold- und Silberſachen, Geld und Geldeswerth zuſammen, und nach verrichteter Arbeit gehen Beide mit der Beute auf und davon. Allein dazumal gab's ſchon eine treffliche Nachtwache, die man die

Räthelwacht nannte. Die Wächter fangen ſie ſchon an der Brooksbrücke ab und bringen ſie in Haft. Das Niedergericht erkannte ihnen den Staupbeſen zu. Damit kann Einer zufrieden ſein und braucht nicht mehr. Der Lieutenant aber proteſtirte gewaltig dagegen und ſagte: der Schimpf wäre ihm als einem Officier unleidlich, appellirte alſo an das Obergericht. Das Obergericht ſah die Sache genauer an, und da es meinte, diebiſche Dienſtboten müßten ſtrenger beſtrafet werden als Andere, vor denen man ſich doch eher hüten könne, — auch mittlerweile noch andere Unthaten der beiden Eheleute ſich offenbarten, ſo wurde die Frau geköpft und unterm Hochgerichte begraben, der Mann aber nur in den Galgen gehenket, den 11. November 1661.

Nun begab es ſich etliche Tage darnach, daß der Tiſchler Meinecke vor der Abendſtunde aus Hamburg nach Wandsbeck heimkehrt. Und wie er dem Galgen vorbeigeht und ſieht den Lieutenant Weinrich, ſeinen vormaligen Geſellen, darin baumeln, ſo kommt ihm ein Frevelmuth und ſpottſüchtig Weſen an und ſpricht uberlaut zu dem Gehängten: "ach, du armer Teufel, da hängeſt du alſo! Wenn du nun bei mir wäreſt, ſtatt hier, gelt, die Grütze, die du damals nicht eſſen wollteſt, nun nähmſt du ſie gewiß und wärſt jetzt gern ſelbſt ein Grützkopf wie meine Kinder! nun, wenn du loskommen kannſt, ſo beſuch' mich heut' zur Nacht und ſei mein Gaſt auf ein Gericht Grutze." Hat's den verwitzigen Meinecke ſchon etwas befremdet, daß der arme Sünder im Galgen die Augen geöffnet und ihm zugedreht, da er ihn anzureden begonnen, ſo entſetzet er ſich nun zum Höchſten, als er mit der Anrede fertig iſt und der Gehängte dreimal den Kopf hebet und ſenket, alſo nicket, zum Zeichen, daß er die Ladung zum Nachtmahle annehme. Kommt alſo ziemlich verſtöret heim, ſputet ſich, daß er ins Bette kommt und betet eifriger als gewöhnlich den Abendſegen, das

Vater Unſer und Alle guten Geiſter. Um Mitternacht aber vernimmt Meinecke draußen ein ſchreckhaft Gehen, Scharren und Schlerren mit Kettengeraſſel und Seufzen und Stöhnen; vor ſeinem Hauſe bleibt's ſtehen und klopft dreimal an die Fenſterlade, und als er ſie öffnet, da ſtehet leibhaftig der gehenkte arme Sünder mit ſeinen Ketten um den Hals und Armen und Beinen davor, grinſet ihn furchterlich an, und ſpricht dumpf und hohl: "da bin ich, Grütze will ich, gieb mir Grütze, darauf du mich geladen." Und der Tiſchler hat ſchnell eine Schüſſel Grütze hinausgeſtellt aufs Geſimmſe und hat Fenſter und Laden feſt zugeſchloſſen und iſt ins Bett gekrochen und hat Angſtſchweiß geſchwitzt und iſt noch lange Wochen darnach ſiech geweſen und die Seinigen im Hauſe nicht minder, die alleſammt den Spuk vernommen haben. Die Schuſſel hat andern Tages leer und zerbrochen vor dem Fenſter gelegen.

Merke: bei Galgen, Hochgerichten und Rabenſteinen ſoll man ſtill vorübergehen, gottſelige Gedanken haben, um Bewahrung vor Verſuchung bitten, ein Gnade Gott für die armen Sünder ſprechen, und keinenfalls mit denſelben Geſpötte und leichtfertig Weſen treiben, ſonſt kann's einem noch ärger gehen als dem Meiſter Meinecke in Mandsbeck.

110. Von einem Selbſtmörder.

(1682.)

Anno 1682 wurde eines hieſigen vornehmen Mannes Sohn, ein junger Kaufmanns-Geſell, auf der Gaſſe erſtochen gefunden, und hieß es allgemein, daß er mit einigen Fremden vom Adel wäre verzwiſtet geweſen, und ſonder Zweifel von dieſen entweder im Duell getödtet, oder mordlicher Weiſe ent-

leibt. Es wurde alſo das in ſolchen Fällen gebräuchliche alte Waffenrecht uber ihn abgehalten und der Todte beſchrieen. Nachdem nämlich der Gerichtsvogt vom Fiskal erbeten, ein freiſam Straßenrecht hegen zu dürfen, und dabei dem umſtehenden gaffenden Volk verboten hatte: Unluſt, Hader, Geſchrei u. ſ. w., ſtellete der Fiskal ſeine öffentliche Klage an, von wegen der Herren des Rathes, und verlangte ein Urtheil, den Mörder zu eſchen (heiſchen), nachdem der Entleibte zu dreien Malen beſchrieen ſei. Worauf der jüngſte Procurator antrug, dies durch den Frohnboten vornehmen zu laſſen, welcher dann auch nach der durch den Fiskal eingeholten Erlaubniß des Gerichtsvogtes, ſein Eggewapen (Schwert) bloßete, und dreimal hinter einander ausſchrie:

"Zeter über den Mörder, ſo dieſen frevelichen Mord in dieſer ehrenreichen Stadt vollführet."

Darauf wurde gegen den unbekannten Mörder die Eſchung (Heiſchung) ausgerufen, damit er geſtellet würde zu der Herren Hechte, Schlöſſer und Helden (Haft und Feſſeln), und wider ihn ergehe, was Rechtens; und ſchließlich ſprach der Vogt: "dieweil nicht möglich, daß der Todte bei den Lebendigen bleiben kann, ſo ſoll man den todten Körper chriſtlichem Gebrauche nach zur Erde beſtättigen."

Darnach alſo hat man ihn in der Domkirche mit einer anſehnlichen Leichenfolge zu Grabe gebracht. Wie er aber ſchon 14 Tage in der Erde gelegen, ward es ruchtbar, daß er keineswegs von der Hand eines Feindes umgebracht wäre, ſondern, daß er ſich ſelber ganz gottloſer Weiſe entleibt hätte. Nachdem nun ſolche Frevelthat genugſam erkundet und verwahrheitet, wurde auf richterlichen Spruch der todte Körper aus dem Grabe wieder hervor geholet, von dem Schinderknecht auf ſeiner Stöze durch die Stadt hinausgeſchleift, und auf dem Galgenfelde beim Rabenſteine eingeſcharret.

Es iſt dieſer Menſch, als oben gedacht, guter Leute Kind geweſen, hat aber mit Schlemmen und Praſſen, Würfeln und noch ſchlimmeren Laſtern, ein ganz ruchloſes Leben geführt, welches ihn denn dem Teufel gradezu in den Rachen gejaget hat. Dienet aber jungen Leuten zur Warnung, daß ſie ſich allezeit eines nüchternen und züchtigen Wandels befleißigen, und Gott vor Augen haben, auch brav arbeiten und beten!

---

111. Von einem Zanktevfel.

(1662.)

Seit unſere trefflichen Vorfahren das akademiſche Gymnaſium geſtiftet hatten (1612), war daſſelbe eine Zierde Hamburgs geworden. Die Profeſſoren kamen zum Theil aus fernen Landen vom Rathe berberufen, andere waren auch ehrliche Burgerkinder von hier. Alle aber befanden ſich auf ihren Katbedern und in ihren vier Pfählen ſo wohl, daß (bis 1841) mit einer einzigen Ausnahme Keiner ſeinen Platz wieder verlaſſen hat, ſo viel auch fremde Fürſten lecken mochten, die ſie an ihre Univerſitäten befördern wollten. Dieſer Einzige aber, welcher fortging von hier und nimmer wieder kam, war Herr Petrus Lambecius. Aber er hatte eine böſe Frau daheim, und daß eine ſolche auch den gemüthigſten Gelehrten aus ſeiner Haut und aus dem Hauſe in die weite Welt jagen kann, daß iſt männiglich bekannt.

Herr Peter Lambeck war hier in Hamburg geboren; ſein Vater war Heino Lambeck, der den Buben der St. Jacobi-Kirchenſchule das Rechnen einbläute, damit ſie tüchtige Kaufleute würden. Der Sohn verlegte ſich früh auf die Studien, und nachdem er rechtſchaffen gelehrt und Doctor geworden war und ſich nun Petrus Lambecius ſchrieb, erkor ihn unſer

Rath zum Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium, hernach auch zum beſtändigen Rector deſſelben. Da lehrte er denn die Hiſtorien, wie ſich Alles in der Welt von der Schöpfung an zugetragen, von Kaiſern, Päbſten, Fürſten, Städten und ihren Händeln, und wußte alle Kriege, Peſtilenzen, theure Zeiten, Waſſersnöthe, Hochzeiten, Kindbetten, Rathswahlen und was ſonſt Wichtiges in der Welt und in Hamburg vorgefallen, auswendig herzuſagen, daß es ſich ganz andächtig vernehmen ließ und ihm viel Lob einbrachte, denn dazumal hielt man große Stücke auf die Hiſtorie. Aber recht berühmt und ein großer Mann iſt er erſt ſpäter geworden, nachdem er davon gegangen war. Das trug ſich nun alſo zu:

Nachdem er etwa 10 Jahre ſo doctet und daheim fleißig ſtudieret, auch manch ſchweinsledernes Buch, das die Hamburger doch nicht laſen, in Druck hatte ausgehen laſſen, kam ihm die Luſt an, zu freien; und weil doch alle Ehen im Himmel beſchloſſen werden und Gott wohl noch große Dinge mit ihm im Sinne hatte, ſo gerieth er an Frau Anna von Emerſen, die zwar trefflich reich, aber allbereits betagt und unlieblichen Angeſichts, dabei auch ein ſchmähſüchtiger Zankteufel war, und ſo geizig, daß ſie auf ihren Schätzen ſaß, wie Faſner der Drache in der Nordiſchen Sage, daher ſie auch des Profeſſors Hausdrache genannt wurde. Sie verſtand es, ſchon in der erſten Woche im Hauſe ihres Eheherrn Alles um und um zu kehren, und ihn ſelbſt und das Geſinde dergeſtalt zu peinigen, daß ſogar den Nachbarn Hören und Sehen verging. Das Schmerzlichſte aber war ihm, daß ſie gleich nach ihrem Einzug mit etlichen Scheuerweibern ſein Heiligthum, das Studierzimmer, lüften und mit Uhlen, Leuwagen und Kratzburſten reinigen ließ, ſo daß der Wirbelwind durch das Gemach ſtrich und die gelehrten Retatzettul auf die Gaſſe jagte, wenn ſie nicht vorher ins Waſſer fielen, darin Alles ſchwamm; auch an

ſeine Bibliothek legte ſie die Hand, warf die Bücher, um ſie abzuſtäuben, heraus, und ſetzte ſie dann verkehrt wieder in die Schreine. Kurzum Herr Petrus hatte keinen friedlichen Augenblick mehr, ſondern ein wahres Hölleuleben, und an die papiſtiſche Lehre vom Fegefeuer mußt er ſtundlich denken, und oft genug, wenn ſie mit ihm oder dem Geſinde zankte und keifte, hat er ihr, innerlich ganz desperat, aber äußerlich ganz ſänftiglich geſagt: "lieber Engel, ſie wird mich noch rein katholiſch machen."

Was aber dem Faß den Boden und ihn zum Hauſe hinaus ſtieß, das war dies. Herr Petrus hatte mit muhſeligem Fleiße ein großes Buch in Lateiniſcher Sprache geſchrieben und drucken laſſen, das hieß: "Origines Hamburgenses," will ſagen: urſprüngliche Hamburgiſche Geſchichten. Und es war die lauterſte Wahrheit, wie er ſie aus alten Mönchesſchriften und Urkunden, die ſonſt Niemand leſen konnte, heraus ſtudieret. Dies Buch hatte er herrlich einbinden und vergulden laſſen, weil er's dem Ehrbaren Rathe als abſonderliche Verehrung zu überreichen gedachte, dafür, daß er ihn zum Rector gekoren, was ihm freilich auch manche Neider und Schelſüchtige in der guten Vaterſtadt zu Wege gebracht hatte. Wie er ſich nun ſeinen Sonntagsſtaat anlegt, um es ſelbſt dem werthaltenden Burgermeiſter darzubringen, und neſtelt noch an der geſteiften Halskrauſe, oder rauft ſich eben im Zwickelbarte und auf dem Haupte etliche von denen früh ergrauten Haaren aus, ſo er ſeiner Eheliebſten verdanket, — da bekommt dieſe das Buch in ihre Hände. Dieweil ſie nun vernehmen, daß darinnen Geſchichten beſchrieben ſtehen, denket das thörichte Weib, ihr Herr hätte ſeine leidige Eheſtands-Geſchichte heimlich in Lateiniſcher Sprache, ſo ihr unverſtändlich, zu Papier gebracht und drucken laſſen, und wolle ſie damit bei dem Rathe verkleinern und verklagen, und die Geſchichte vom

Reinmachen ſtünd' auch d'rin. Reſolvirt ſich alſo ſchnell, und da Profeſſorenfrauen gemeiniglich Schreibens nicht unkundig, ſo ſchreibt ſie vorn aufs große Titelblatt ganz dreiſt und patzig die Worte hin:

"van all de Hiſtorien, de min Mann in düſſem Boeke geſchreven hätt, darvan iſt keen Dübelswoort wahr."

Und als Herr Petrus fertig war und das Buch zu Rathe trug und es mit wohlgeſetzter Rede überreichte, merkte er nichts von der Pinſelei, die drinnen ſtand, und Ein Ehrbarer Rath, da er ſie entdeckte, entſetzte ſich ſehr und hat's ihm im Vertrauen kund gethan. Und darob hat ſich der gute Herr ſchier krank geärgert und iſt in ſchwere Gemüths-Anfechtung gefallen, ſo daß es die Königin Chriſtina von Schweden, die dazumal hier wohnte, erbarmt hat. Sie kannte Herrn Lambecium wohl, denn ſie war eine gelehrte Dame und bediente ſich oft ſeiner Unterweiſung. Und ſie rieth ihm, er möchte nur ein Weniges auf Reiſen gehen, um ſich zu zerſtreuen und von der grauſamen Alteration zu erholen. Und dies Wort fiel wie ein zündender Funke in des armen Mannes Seele, und er dachte: lieber in Wien katholiſch als in Hamburg des Teufels werden, und andern Morgens früh, als die Thorknechte das Steinthor öffneten, iſt er hinausgegangen, ohne Valet und Abſchiedsgruß, auf und davon, immer in einem Strich fort, bis nach Wien. Daſelbſt iſt er gleich in die Burg gegangen, und hat zum Kaiſer geſprochen: "kaiſerliche Majeſtät, da bin ich und da habt Ihr mich, vor lauter Desperation ſo und ſo will ich Euer Bibliothekar und Hof-Rath werden und Eure großen und edeln Thaten beſchreiben, darum könnt Ihr nur gleich zu Eurem Beichtiger ſchicken, denn ich bin rein katholiſch." Und der Kaiſer hat gar holdſelig gelächelt und geſagt: "Amen, dem ſei alſo," und hat ihm Alles bewilligt und ihm gleich eine güldene Ehrenkette mit einem

mächtigen Schaupfennig um den Hals gehängt. So iſt er ein vornehmer Mann bei Hofe und bei der Univerſität geworden; der Kaiſer hat ihn gern gehabt und hat ihm oft zugeraunt: "wenn nur all Eure Profeſſoren in Hamburg ſolche Männer wären, als Ihr einer ſeid, und auch ſolche Hausdrachen hätten: ſo viele ihrer entliefen, ſo viele wollt' ich mit Plaiſir aufnehmen."

Das war um Oſtern 1662. Und um Oſtern 1680 iſt Herr Petrus Lambecius als ein berühmter, hochbetrauter Mann zu Wien ſanft und ſelig verſtorben; und gereut hat's ihn nimmer, daß er ſeinem Weibe davon gelaufen iſt.

Herrn Lambecii Grabſchrift ſoll übrigens alſo lauten:

"Der, ſo die Barbarei durch Geiß und Arbeit plagte,
Und den ſo Neid als Weib aus Hamburgs Mauern jagte,
Ein In'egriff von Glück, Gelahrtheit und Verdruß
Liegt hier in dieſer Gruft, wer iſt's? Lambecius."

Alſo kann zuweilen eine Hamburgerin, wenn ſie recht arg vom Zankteufel beſeſſen iſt, einen großen vornehmen Herrn aus ihrem Ehemann herausklopfen, was aber nicht geſagt ſein ſoll, um die Hamburgerinnen zu ähnlichen Verſuchen anzuleiten, denn allemal gelingt's nicht.

---

112. Vom Chriſtinenpförtchen.

(1667.)

Am Krayenkamp liegt der katholiſche Platz, der alſo heißt, ſeitdem 1719 die dortige katholiſche Kapelle des kaiſerlichen Geſandten vom Pöbel zerſtört wurde, nachdem ſchon früher auf derſelben Stelle ein Volkstumult gegen das Pabſtthum ſtattgefunden hatte, weren gleich mehr. Im Hintergrunde

dieſes Platzes führt ein ſchmaler Weg, vormals durch eine Pforte verſchließbar, in den Bäckergang. Dieſer Weg heißt das Chriſtinenpförtchen, und damit hängt es alſo zuſammen.

Im Jahre 1667 lebte bieſelbſt (wie früher ſchon) die Königin Chriſtine von Schweden, nachdem ſie zum katholiſchen Glauben übergetreten war. Sie wohnte an jener Stelle am Krayenkamp in einem großen Hauſe, das ſie von ihrem Agenten Texeira gekauft hatte. Sie betrieb von hier aus ihre Staats-Angelegenheiten, daneben beſchäftigte ſie ſich mit den Wiſſenſchaften und Künſten, weshalb ſie auch gern gelehrte Männer bei ſich ſah. Uebrigens ritt und fuhr ſie täglich ſpatzieren und veranſtaltete oftmals Feſte und Luſtbarkeiten (wozu ſie auch den Rath, die Oberalten und angeſehene Bürger einzuladen pflegte), z. B. am 14. Februar ein Convivium nebſt Ballet, in welchem ſie ſelbſt eine Rolle übernommen hatte.

Am 15. Juli gab die Königin abermals ein großes Banquet in ihrer Wohnung, zu Ehren der Krönung des neuen Pabſtes Clemens IX. Es waren alle heimiſchen und fremden Standesperſonen geladen und ſoll bei Tafel ein herrliches Wohlleben geweſen ſein. Dem Hauſe gegenüber (wo damals noch keine Gebäude ſtanden) am St. Michaelis Kirchhofe hatte ſie einen Springbrunnen errichten laſſen, welcher unabläſſig aus neun Röhren zum gemeinen Beſten einen feinen rothen und weißen Wein von ſich gab, den der Pöbel mit Jubel und Frohlocken "waidlich trank und wie Waſſer zu ſich nahm." Als es dunkelte, wurde das Haus prächtig erleuchtet mit 60 Wachsfackeln die auf vergoldeten Armleuchtern in der Mauer ſteckten. Oben am Giebel glänzte in einem großen Transparentbilde die dreifache päbſtliche Krone mit den beiden Schlüſſeln. Einige reden auch von einer Darſtellung der Ketzerei zu Füßen der katholiſchen Kirche, davon aber die

meiſten Erzähler nichts wiſſen. Darunter ſtrahlte nun eine aus 600 Lampen gebildete Lateiniſche Inſchrift, die lautete Deutſch: es lebe Pabſt Clemens IX.

Das ließ ſich nun zwar ganz trefflich anſehen, aber Einige nahmen doch ein Aergerniß daran, daß in unſrer lutheriſchen Stadt der Pabſt alſo ſollte gefeiert werden. Wie's dann gekommen, daß ſolch Aergerniß ſich auch dem Pöbel mitgetheilt, der bis dahin keinen Anſtoß darin gefunden, weiß man nicht; aber gewiß iſt's, daß ſelbiger anfing, ſich ganz tumultuariſch zu gebehrden und bedenkliche Drohungen auszuſtoßen gegen den Pabſt in Rom, gegen die Königin Chriſtina, deren Wein er ſich doch wohl ſchmecken ließ, und gegen das erleuchtete Haus. Freilich trug wohl grade der Wein zur Erhitzung der Gemüther bei, "maaßen der gemeine Mann, und ſonderlich der Engliſche, Holländiſche und Däniſche Matroſe, ſich dabei toll und voll ſoff, daß bald hie, bald dort einer dalag wie todt." Aus dem Schreien und Toben wurden Thätlichkeiten, und Steine flogen gegen das Haus und in die Fenſter. Die königliche Dienerſchaft verſuchte umſonſt, das Volk zu beruhigen, und mußte, hart angegriffen, aber unter Feſthaltung eines der Rädelsführer, ins Haus zurückflüchten, das nur mit Mühe verrammelt werden konnte.

Sobald die Königin dieſe Vorgänge erfuhr, ließ ſie die Inſchrift und das Transparentbild auslöſchen, und hoffte dadurch den Aufruhr zu ſtillen. Aber der Steinhagel ließ nicht nach, das wüſte Gebrüll und die ganze Haltung des Pöbels, der nun einen Sieg errungen zu haben glaubte, wurde immer bedrohlicher. Mehrere Herren, die vom Fenſter aus das Volk anreden wollten, wurden übel heimgeſchickt. Einer der Diener ſchoß ein blind geladenes Piſtol ab, wodurch die Wuth des Haufens ſich noch mehr ſteigerte. Zwar verbot die Königin ihren Leuten das fernere Schießen, dennoch glaubten einige

ihre Herrin nicht beſſer vertheidigen zu können, und feuerten ihre Muſketen auf die Tumultuanten, von welchen einer getödtet, mehrere verwundet wurden. Nun ſtieg die Gefahr auf's höchſte, mit Brechſtangen rannten die Raſenden gegen die Hausthüre, andere brachten Pechfackeln und Strohbündel, man ſchrie: zündet an, ſchlagt Alle todt! Die bedrängte Königin mußte jetzt den Bitten ihrer Gäſte nachgeben und flüchten; ſie warf ein Regentuch über und entkam, mit ihren Damen von wenigen Cavalieren begleitet, durch das Hinterpförtchen in den Bäckergang, von wo ſie zu Fuß des Schwediſchen Reſidenten Moller's Haus am Speersort erreichte, in welchem ſie übernachtete.

Mittlerweile hatten die übrigen Herren ſich eben angeſchickt, der Königin Haus und Habe beſtens gegen die Trunkenbolde zu vertheidigen, die ſchon die Hausthüre eingerannt hatten, als die Lärmtrommeln glücklich einige Bürger-Compagnien zuſammen brachten, welche im Verein mit den Garniſonstruppen unter dem Stadt-Commandanten, Oberſten von Koppey, den gefährlichen Tumult glücklich bemeiſterten, und die Ruhe herſtellten, welche auch in Folge kräftiger Maaßregeln des Raths nicht ferner geſtört wurde. Am folgenden Morgen führten einige Senats-Mitglieder die Königin auf das Feierlichſte und Ehrenvollſte in ihr Haus zurück. Die Entſchuldigungen dieſer Herren erwiederte ſie mit lebhaften Dankbezeugungen, und händigte ihnen 2000 Thaler ein für die Verwundeten und für die Angehörigen der Erſchoſſenen.

Von dieſer Flucht der Königin Chriſtina hat der enge Weg, der vom katholiſchen Platz in den Bäckergang führt (den damals wohl zum erſten und letzten Male einer Königin Fuß betreten hat), den Namen Chriſtinenpförtchen empfangen und behalten.

113. Wie ein Trunkenbold curirt wird.

(1682.)

Um dieſe Zeit lebte ein wohlhabender Bäckermeiſter in Hamburg in der Gegend des Schweinemarktes. Dieſer gute Mann, an dem ſonſt kein Fehler und Makel war, verfiel leider aus angeborener Durſthaftigkeit nach und nach in das unglückſelige Trinken, dem er ſich ſo ſehr ergab, daß er faſt keinen Abend nüchtern, und ſehr oft völlig von Sinnen zu Bette kam. Ja, mitunter brachte ihn unter Spottgeſchrei und Hohnlachen, zur höchſten Verkleinerung der Familien-Ehre, eine Schaar gottloſer Buben nach Hauſe, die ihn aus einem Rinnſtein aufgeleſen, darin er, einem Schweine ähnlich, gelegen. Sie ſangen Spottlieder auf ihn, und einer der Buben brachte das ſchöne kurze Gedicht mit der lieblichen Melodie auf, das noch heute als Hamburger Nationallied bei ſolchen Anläſſen geſungen wird:

"Bring' dat Swin na'n Swinmarkt hen, he ho ho!"

Vergebens bemühten ſich ſeine Eheliebſte, Kinder und Freunde, denen das läſterliche Trinken des werthen Mannes ſehr zu Herzen ging, ihn davon zurückzubringen; es wurde immer ärger damit, und er begann ſchon in Folge ſolcher Völlerei, etwas dummerhaftig zu werden.

Endlich gingen die Seinigen mit dem Haus-Barbierer und ihrem Beichtvater ordentlich zu Rathe, und beſchloſſen, einen curioſen Verſuch zu machen, den Kranken zu heilen; der Barbierer, ein flinker gewandter Mann richtete Alles dazu in die Wege. — Als er nun eines Abends toll und voll geſoffen iſt, daß er gar nichts mehr von ſich weiß, da nehmen ſie ihn vor, ziehen ihm ſeine Wäſche und Kleidung aus und legen ihm fremde herrenmäßige dafür an; dann waſchen ſie ihn einmal recht ſauber; ſcheeren ihm ſein Haupthaar kurz ab

und ſtulpen ihm dafür eine neumodiſche ſchöne Parnque auf den Kopf; und alſo tragen ſie den bewußtloſen Mann in das ihm ganz unbekannte Haus einer abgelegenen Neuſtädter Straße, die er vielleicht noch niemals betreten hatte, zu Leuten, die ihm ebenfalls wildfremd waren. Dieſe hatte man natürlich für das löbliche Verhaben gewonnen und genau unterwieſen, wie ſie ſich dabei benehmen ſollten.

Wie nun der Bäcker ſeinen Rauſch ausgeſchlafen und ſich beim Erwachen in einem fremden Gemache und in ganz anderer Geſtalt findet, fällt er aus einer Verwunderung in die andere; beſuckt ſich oftmals von oben bis unten, ſchuttelt den Kopf, zupft ſich bei der Naſe, zu ſehen, ob er träume oder wache, — ſtellt ſich an den Spiegel und ſchneidet davor immer ängſtlichere Geſichter vor innerer Herzensangſt, die bei ſeinem natürlichen Katzenjammer bösartig genug geweſen ſein mag. Das Schlimmſte für ihn war, daß die Leute im Hauſe gar nicht befremdet thaten, ſondern freundlich mit ihm verkehrten, wie man mit Jemandem umgeht, der zum Hauſe gehört und geſund in ſeiner richtigen Haut ſteckt. Obſchon er ihnen die Frage nahe legte: was er für Einer wäre und wie er hieher gekommen? ſo fragten ſie ihn doch nicht, ſondern überließen den verwirrten Mann ſeiner eigenen Speculation. Nach einigen Stunden aber, als ſie ihn immer tiefer in Wehmuth und Melancholie verſinken ſehen, laſſen ſie ſich mit ihm in einen Discurs ein, und thun ihm den Gefallen, zu fragen: was für Einer er wäre? Er antwortet mit Seufzen und Betrubniß: vor der Hand wiſſe er's noch ſelber nicht genau, weil es ihm als ein Traum vorkomme, daß er früher im Leben andere Kleider und ſein eigen Haar gehabt, jetzt aber koſtbare Kleider und eine Parnque trage, weswegen er ſchlechterdings nicht für gewiß ſagen könne, wer er eigentlich wäre, noch was er vorſtelle, viel weniger, wo er zu Hauſe gehöre.

Die Leute ließen das wieder auf ſich beruhen, thaten, als ſei es eben nichts Beſonderes, und kümmerten ſich wenig um den Gaſt, der immer confuſer darüber ſimulirte, was für Einer er wohl eigentlich wäre, wobei er reichlich geſtöhnet und ſtill geweinet. Nach einigen ohne alles Verlangen nach Bier oder Wein verbrachten Tagen voll ſtillen Grams oder lauten Jammers hat er die Leute gebeten: ſie möchten doch in die — Straße gehen und nachfragen, ob ein gewiſſer Bäckermeiſter N. N. allda wohne und augenblicklich gegenwärtig ſei. Und wenn Derjenige zu Hauſe wäre, dann ſchwüre er einen theuern Eid, daß dann Gott allein wiſſe, was für Einer er wäre — ſonſt ſchwebete ihm im Sinne, daß er eben derjenige Bäcker in Perſon leibhaftig ſelber ſein könnte.

Als nun die Ausgeſchickten zurückkommen und ihm melden, jener Bäcker ſei ſeit etlichen Tagen nicht zu Haus geweſen, da kommt er etwas wieder zu Ruhe und verhält ſich. Indem aber erſcheinen auch die Seinigen und umfaſſen und begrüßen ihn, wie man einen wiedergefundenen Vermißten begrüßt, und nehmen ihn mit ſich nach Hauſe. Es dauerte dann einige Zeit, ehe der gute Mann den Zuſammenhang der Sache völlig begriff; dieſelbe aber hatte auf ihn einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß er in der That dem Trunke gänzlich entſagte, und ſich fortan allewege als ein rechtſchaffener Amtsmeiſter und honnetter Burger aufgeführet hat. Die Paruque, die dazu ſo weſentlich beigetragen, hat er nicht wieder abgelegt.

---

114. Eine unglückliche Liebesgeſchichte.

(1695.)

Licentiat Meinſſen war ein geſcheuter junger Rechtsgelehrter zu Hamburg, angeſehen und wohlgelitten bei Jedermann.

Der hatte das Unglück, — denn das iſt's für den armen Menſchen geworden, — ſich in eine tugendſame ſchöne Jungfer, geringeren Standes als er, aber ehrlicher Eltern Kind, zu verlieben, und ſich, da ſie nicht minder ihm gewogen war, mit ihr zu verſprechen, bevor die beiderſeitigen Väter darum befragt waren, was allerdings hätte geſchehen müſſen. Der Vater der ſchönen Braut, der ſich durch ſolche Verlobung ſeiner Tochter mit einem Graduirten, eines ſehr reichen Kaufmanns Sohn, nicht wenig geehrt fuhlte, gab freilich alsbald ſeinen Segen zur Sache. Aber des Licenciaten Vater dachte anders. Er war ein ſtelzer, hochfahrender und geiziger Mann, das Geld war ſein Abgott, Reichthum ſein Glück, Gelderwerben und Reichwerden das einzige Streben, das er vernünftig nannte und ſchätzte. Dabei war er ſtets ein harter ſtrenger Vater geweſen und forderte den Gehorſam eines unmündigen Kindes noch von ſeinem erwachſenen Sohne. Als dieſer ihm nun das Geſchehene mittheilte und um ſeinen väterlichen Segen zum Verlöbniß bat, da weigerte er ſich deſſen, und wie ſehr der Sohn auch flehen, und wie inſtändig auch gute Freunde und hohe Gönner ſein billig Anſuchen unterſtützen mochten: der Vater blieb unerbittlich; ſei's, daß ihm die Parthie des Sohnes wegen des geringeren Standes der Braut nicht anſtand; ſei's, weil ſie kaum eine Ausſteuer, geſchweige denn Mitgift und großes Vermögen in die Familie bringen konnte; oder, weil er's übel vermerkt hatte, daß der Sohn, ohne ihn vorher zu befragen, ſich in dieſe Sponſalien eingelaſſen: genug, er blieb eigenſinnig bei ſeiner hartherzigen Weigerung. Und ob er gleich ſah, wie ſein Sohn ſich abhärmte und täglich mehr dahin ſchwand vor Liebesgram und Kummer uber dieſe troſtloſe Herzens-Angelegenheit, die ihn mit dem Vater verzwiſtet hatte, von der er aber dennoch nicht laſſen konnte; und ob er gleich wahrnehmen mußte, daß er ſein eigen Fleiſch

und Blut ins Unglück jage, dennoch blieb er dabei, Segen und Conſens zu verweigern.

Nun hätte zwar der Sohn verſuchen können, ohne des Vaters fernere Beihülfe ſein Brodt ſich zu erwerben, und dann, als ſelbſtſtändiger Bürger, von E. H. Rath supplicando eine bei ſothanen Umſtänden ſtattnehmige Dispenſation von der geſetzlichen Heirathe-Erlaubniß des Vaters, und, da ſonſt nichts im Wege, die Verſtattung der Copulation erbitten können. Und das wäre den Rechten nach wohl gegangen. Aber es war dazumal in Hamburg ſehr ungewöhnlich, und die Achtung vor dem Gebot: "du ſollſt Vater und Mutter ehren," war allgemein ſo mächtig, daß der gute Sohn Bedenken trug, einen Schritt zu unternehmen, der ihn auf ewig vom Vater geſchieden und auch wohl bei ſeinen Mitburgern in Mißachtung gebracht hätte. Er tröſtete ſich daher, ſo gut es ging, und dachte wohl: wir ſind noch jung und können warten; vielleicht erweicht ſich der harte Sinn des Vaters — vielleicht auch nimmt Gott ihn zu ſich, und dann kann ich meine Verlobte heimführen. Letzteres mag ein böſer Gedanke geweſen ſein, es iſt aber auch mehr als ſchlimm, wenn Eltern ihre guten Kinder ſo behandeln, daß ihnen derartige Gedanken in den Sinn kommen müſſen.

Der Vater mochte nun wohl fühlen, daß ſeine Grauſamkeit den Sohn auf ſolchen leidigen Troſt bringe, aber anſtatt in ſich zu ſchlagen, trieb er's nur noch ärger, indem er erklärte: wurde der Sohn noch ferner mit dem Mädchen verkehren, ſo werde er ihn, kraft väterlichen Rechts, als einen mißrathenen Buben ins Zuchthaus ſperren laſſen; für den Fall aber, daß er nach ſeinem, des Vaters, Tode die Heirath vollziehe, ſolle er enterbet und mit ſeinem Fluche belaſtet ſein.

Das Enterben hätte nun den guten Lecutiaten nicht gebeugt, aber die übrigen Drohungen ſchlugen ihn völlig

zu Boden; er wurde ſchwermüthig und tiefſinnig, und ehe man ſich deſſen verſah, hatte der arme junge Menſch verſucht, ſich mit ſeinem Degen ein Leides anzuthun, woran er jedoch von den Dienern des Vaters verhindert wurde. Als nun dieſer, ſtatt dem Kranken zarte Pflege angedeihen zu laſſen, drei Kerls von der Nachtwache kommen ließ, um ſeiner zu hüten, da glaubte der Licentiat: ſie kämen, um ihn in's Zuchthaus zu bringen. Und heimlich und gewandt wußte er ſich eine geladene Büchſe aus des Vaters Gewehrkammer zu verſchaffen; damit entwich er auf den höchſten Dachboden des Hauſes, befeſtigte ſeine Hutſchnur an das Zünglein des Gewehrſchloſſes und an einen Nagel der Wand, nahm das Gewehr mit den Händen in die Höhe, ſetzte die Mündung auf ſeine Bruſt, und indem er dann einen ſchnellen Schritt zurück trat, ſchoß er ſich mitten durchs Herz. Man fand ihn als Leiche.

Was der Vater dabei empfunden hat, weiß man nicht. Aber bekannt wurde, daß er 4000 Thaler der Stadtcaſſe zu bezahlen ſich erbot, wenn E. H. Rath ſeinem unglücklichen Sohne ein ehrlich Begräbniß in St. Catharinen-Kirche verſtatten wolle. Das that er um der Familien-Ehre willen. Senatus war nicht abgeneigt, Miniſterium aber proteſtirte heftig dagegen, und beſonders der Jacobitiſche Paſtor Dr. Mayer wollte in ſeinem bekannten Eifer den Leichnam des armen Lic. Meinſſen durchaus dem Scharfrichter zur unehrlichen Einſcharrung auf dem Galgenfelde überantwortet wiſſen. Endlich ward die Sache ſo vermittelt, daß er zwar nicht in einer Kirche, aber auch nicht unterm Hochgericht, ſondern Nachts 2 Uhr auf St. Annen-Kirchhof beſtattet wurde. "Handwerker trugen ihn, kein Geiſtlicher hat ihn begleitet." Es war aber ruchbar geworden, und eine große Menge Volks fand ſich zu derſelben Stunde vor des hartherzigen Vaters Hauſe ein und

vollführte einen furchtbaren Lärmen und beſchimpfte denſelben dergeſtalt, daß fortan weder Hund noch Katze das Brodt von ihm hat nehmen mögen.

Es dauerte aber auch mit ihm nicht lange mehr. Schon nach wenigen Wochen ſtarb er vor Gram und Gewiſſensqual an einem hitzigen Fieber. Da es offenkundig war, daß er an ſeines Sohnes Verzweiflung und Selbſtmord die Schuld trug, ſo ging ſein Begräbniß ohne Sang und Klang, ohne Klage und Trauer-Begleitung dahin. Auch ſeiner Leiche war kein Geiſtlicher gefolgt.

115. Mag. Lange's Aergerniß.

(1699.)

Zu der Zeit, als ſo viele geiſtliche Unruhen den Frieden der Stadt Hamburg ſtörten, erregte auch Mag. Lange, Diaconus zu St. Petri, ein ſehr bedenkliches Aergerniß. Er war ein allzu eifriger Mann, bereits in Nurnberg vom Amte wegen Zänckereien entlaſſen, ehe er (1682) gegen des Miniſterii Wunſch hieher berufen wurde. Und ſchon zweimal war er hier durch gerichtliche Sentenz ſuspendirt geweſen, wegen einer Schmähſchrift, und weil er bei einer Trauung dem Ehepaare "wohl den heiligen Geiſt, nicht aber den Geiſt des Paſtors Winckler," ſeines Collegen, angewünſcht hatte.

Nun hatte er ſeit einiger Zeit ſein Amt wieder angetreten, als ihn die Unruhe plagte, mit einer Neuerung in ungeſchickter Weiſe hervorzutreten. Er verlangte nämlich urplötzlich in einer Predigt, daß Jedermann beim Beginn des Vaterunſers aufſtehen und das Gebet *ſtehend* vernehmen ſollte, während es doch in Hamburg längſt üblich war, dasſelbe *ſitzend* anzuhören und ſodann zur Empfangung des

Segens nicht ſonder Geräuſch aufzuſtehen, wie noch jetzt gebräuchlich. Es wäre nun freilich eine gute Sitte, wenn man beim Gebete des Herrn ehrfurchtsvoll aufſtünde, wie dies auch in faſt allen proteſtantiſchen Landen herkömmlich iſt. In Hamburg war's aber einmal keine Sitte, und hatte der liebe Gott es ſo lange geduldet, ſo hätte auch Mag. Lange dies geſchehen laſſen können, oder er hätte die Neuerung minder verkehrt anfangen müſſen. Denn als er die Gemeinde zum Aufſtehen gefordert, und die meiſten, namentlich die Frauenzimmer, anfangs ob ſolcher unerklärlichen Zumuthung verſtarret, ſitzen blieben, da ließ er nicht ab, ihnen zuzurufen, "ſtehet auf, ſtehet auf," dräuete auch: ſie kriegten anders den Segen nicht, bis endlich Alle, obwohl in nicht geringem Unmuthe, ſich dazu bequemen mußten.

Selbigen Tages noch wurde Herrn Mag. Lange, dem jedenfalls nicht zukam, in ritualibus etwas zu ändern, ſeine gegen die Kirchen-Obſervanz ſtreitende Neuerung von den Juraten ganz freundlich verwieſen, ihm auch zu Gemüthe geführt, daß namentlich das Hamburgiſche Frauenzimmer es im beſtändigen chriſtlichen Kirchengebrauch gehabt habe, ſeine Gebets-Andacht ſitzend und bückend zu verrichten. Auf ſolch freundlich Verweiſen hat aber Mag. Lange gar trotzig geantwortet, er bliebe dabei, denn er thäte es "wegen der jetzigen ſchlechten und theuren Zeiten, wie auch zur ſonderbaren Ehre Gottes." In nächſter Predigt hat er ſich über dieſe Sache des Breiteren ausgelaſſen, dabei die Juraten und ſeine Collegen durch anzügliche Reden gröblich angetaſtet, und endlich vorm Vaterunſer ſo lange gepocht und "ſtehet auf" gerufen, bis er richtig wiederum die ganze Gemeinde und geſammtes Frauenzimmer auf die Beine gebracht. Hierauf hat ihn das Kirchen-Collegium vor ſich gefordert; auf die erſten drei Ladungen iſt er gar nicht erſchienen, ſondern unter ſchlechten

Ereüſen zur Verkleinerung des Collegii ausgeblieben. Zum Vierten geladen, iſt er zwar gekommen, hat aber ſeiner Neuerung nicht entſagen wollen und ſchließlich erklärt: er bleibe dabei, daß es ruchlos ſei, das Vaterunſer ſitzend zu vernehmen, er werde mit ſeinem dreimaligen Aufruf fortfahren, wer dann nicht ſtehen wolle, der möge ſitzen bleiben; er thäte es Gott zu Ehren.

Da er nun in nächſter Predigt wieder dreimal gegen das ſitzende Frauenzimmer (das er abſonderlich im Auge gehabt) aufgetrumpft hat; auch in der Predigt am 19. Auguſt den Eingang vom "ſtehenden Zöllner" genommen, und zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens ſich äußerſt ungereimter Gleichniſſe bedient hat, ſo haben die Kirchgeſchwornen deshalb in einer Klageſchrift dies Alles dem Rathe vorgeſtellt. Darin ſagen ſie: wie allbereits andere Prediger das Thema ergriffen und für die alte Gewohnheit des Sitzens geſprochen, und ſolchen modum das Vaterunſer zu beten, ut pium et devotum höchlich approbiret hätten; wie dann durch dies Alles ein groſſes Aergerniß und eine Spaltung der Gemeinde wie der ganzen Stadt in Aufſtänder und Seßhafte ſich vorbereite, und durch vielfache Zwiſtigkeiten ſchon kundbar werde. Kirchgeſchworene ſchließen ihr Memorial: "da nun dies Alles die Gemeinde chagriniret, ſintemal einfältige Leute nicht wiſſen, weſſen Sentenz ſie folgen ſollen (der ſkandalöſen Störung des Gottesdienſtes nicht zu gedenken), auch ſolche Uneinigkeit unter den Collegen der Kirchen nicht geringen Anſtoß cauſiret, ſo legen wir E. E. Rathe die dienſtliche Bitte ans Herz: dem Mag. Lange bei würklicher Strafe zu befehlen, daß er es beim Herkommen, das Gebet zu verrichten, belaſſe, ſich ungebührlicher Neuerung enthalte, keine anzügliche Phrases ferner gebrauche, auch keinen Menſchen (ſonderlich das Frauenzimmer) weder verdeckt noch unverdeckt picquire und anzapfe, auch

Niemanden, wie geſchehen, vor Gottes Gericht citire; im gleichen: dem Miniſterio, welches des Mag. Lange's Conduite in hoc passu gewiß nicht loben wird, davon Part zu geben." Auf welches Geſuch E. E. Rath eingegangen iſt und die nöthige Wandelſchaffung angeordnet hat.

Der gute Mag. Lange hat ſich gewiß ſelbſt bei der Sache am meiſten "chagriniret." Vielleicht iſt er davon krank geworden und hat deshalb nicht mehr gepredigt. Schon am 7. Mai folgenden Jahres 1700 iſt er verſtorben. Womit denn die gefährliche Spaltung der Gemeinde ihr letztes Ende erreichte, und der Aufſtand der wenigen Aufſtänder vollends aufhörte. Das Hamburger Frauenzimmer folgt, wie bekannt, noch heutigen Tages dem chriſtlichen Kirchengebrauch der Urmutter, verrichtet die Gebets-Andacht nach wie vor "ſitzend und buckend, und erhebt ſich dann nicht ſonder Geräuſch zur Empfangung des Segens." Seitdem hat kein Prediger es wieder verſucht, in dieſem Punkte reformirend vorzuſchreiten, obſchon es manchmal recht "böſe und theure Zeiten" gegeben hat, die wohl ein Werk zur "ſonderbaren Ehre Gottes" hätten veranlaſſen können.

---

110. Von einem Herzoge und einem Hamburger Bürger.

(Um 1700.)

Vor vielen Jahren kommt einmal ein Herzog von Mecklenburg oder Braunſchweig-Lüneburg incognito an einem Sonntage in der Frühe nach Hamburg, und verſpürt alſobald die Luſt, ohne alle Begleitung ſich die Stadt ein wenig anzuſehen; wandelt alſo beſchaulich durch die ſtillen Gaſſen, betrachtet die ſteinernen Kaiſerbilder am Rathhauſe, die Giebel-

häuſer im Neß, den Bacchus am Eimbeck'ſchen Hauſe und andere Merkwürdigkeiten mehr. Als nun die Glocken zur Hauptpredigt läuten, da gedenkt er ſeines Schöpfers und tritt in die eben geöffnete Petri-Kirche. Daſelbſt war es noch faſt leer und ganz ſtill. Er geht alſo ein wenig umher und beſieht ſich die Kirche und ihre Kunſtwerke; lieſet die Inſchriften auf den alten Grabſteinen, beſchaut ſich die ſchönen Holzfiguren, z. B. die heilige Beata mit dem Bocksbeutel; betrachtet auch mit Rührung das ſchöne Bild von der Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens, wo ein Knäblein unter Blumen auf einem Todtenſchädel ſchläft, ein anderes mit einer Kinderklapper auf dem Steckenpferde reitet, und dahinter auf des Todes Stundenglaſe die Worte ſtehen: heute mir, morgen dir! Nachdem er nun auch das mächtige Bild an der Norderwand des Altars bewundert, darauf die Stadt Hamburg im Alterthum ganz natürlich abgeſchildert iſt, mit Biſchöfen, Rittern, Bürgern und Volk im Vordergrunde, und er noch darüber ſinnt, ob dies den Empfang des Cardinals Raimund im Jahre 1503 vorſtellen ſolle, oder ob es auf Heliodor's Einzug in Jeruſalem zu deuten ſei, — da hat ſich mittlerweile die Kirche gefüllt und der Gottesdienſt beginnt. Darum tritt der Herzog vom Altar ins Mittelſchiff zurück, um ſich einen Platz zu ſuchen. Bei den prächtigen Geſtühlten des Raths und der Beede, darin mit krauſen Kragen, Sammet-Rock und Mantel ſchon viele Herren ſaßen, geht der Herzog beſcheidentlich vorbei, dahin gehörte er nicht, das fühlte er; in einem entfernteren einfachen Geſtuhlte nahm er darauf neben einem jungen ſtattlichen Burger ſeinen Sitz.

Dieſer betrachtet den Herzog forſchend von der Seite, und gewahrt gleich an ſeinem reiſemäßigen und unanſehnlichen Anzuge, daß er ein "Butenminſch," ein Fremder, ſein müſſe, und zwar nichts Sonderliches; etwa, da er doch in Haltung

und Gebehrde nichts vom Handel und Gewerbe verräth, irgend ein vacirender Student, oder ein armer Teufel vom Adel; er rückt dem Fremden deshalb etwas ferner, als dieſer näher rückt, um in ſein Geſangbuch mit einzukucken. Nun, das geht ſo hin; der Paſtor betritt die Kanzel und beginnt einen ſehr ſchönen Sermon; der Herzog hört aufmerkſam zu. Der Vers zwiſchen der Predigt wird geſungen, der Herzog verſucht, obwohl wieder vergebens, bei ſeinem Nachbar einzukucken. Das ſtille Gebet kommt, der Herzog verrichtet es vorübergebeugt, wie er's ſeine Nachbarn verrichten ſieht, nur ohne deren Huſten, Räuſpern und Schnauben hinterher, das ihn faſt Wunder nimmt. Der Paſtor verlieſet das Evangelium des Tages, wobei der Herzog, nach ſeines Landes Gewohnheit, ſich erhebt, um es ſtehenden Fußes in Ehrfurcht zu vernehmen. Als er aber alle Nachbarn ſitzen bleiben ſieht, da ſetzt er ſich geſchwind wieder nieder, um keinen Anſtoß zu geben, obſchon Mag. Lange's Aergerniß ihm fremd war. Bald darnach, als der Paſtor eben im beſten Auslegen der Schrift begriffen iſt, da erhebt ſich ein feiner Ton, es klingelt hier, es klingelt da, die Klingelbeutel gehen herum, die ganze Gemeinde geräth in Bewegung, zieht die Börſen, zählt Munze, blickt ſich um, wo der Sammler grade das rothe Sammet-Säckel mit dem langen Stock in ein Geſtuhlte hereinreicht; man grüßt ihn, hilft ihm dienſtfertig den Stock regieren, bietet ihm eine Priſe u. ſ. w. "Sonderbar," denkt der Herzog, "das möchte doch vorher oder nachher paſſender geſchehen, als grade jetzt," — langt aber in die Taſche, zieht einen Silberling heraus, ein Markſtück oder ſo etwas, und legt es vor ſich hin.

Kaum gewahrt dies ſein ungefügiger Nachbar, der grade ſeinen Schilling in der Hand hält, als er ſich ärgert, daß der pauvere Butenminſch mehr opfern will, als ein rechtſchaffener Burger von Hamburg, der warm in der Wolle ſitzt; zieht

alſo ein Doppelmarkſtück aus der Taſche und legt es mit Geräuſch neben ſich, wobei er ſich kräftig räuspert und den Fremden anblickt. Der legt nach einer Weile noch einen Species-Thaler zu ſeinem Markſtück, und denkt, nun wird's genug ſein. Aber der Bürger läßt ſich nicht lumpen, und legt ſeinerſeits einen Dukaten bei; worauf der Herzog, der doch ſehen möchte, wie weit ſolch ein Hochmuth gehe, einen Louisd'or hinzufügt; dies Spiel wiederholt ſich noch einige Male, ſtets überbietet der Bürger den Fremden, und grade hat er eine Summe von 18 bis 20 Dukaten vor ſich liegen, als an ihn zuerſt der Klingelbeutel kommt. Er rafft alſo den Goldhaufen zuſammen, und ſchüttet, ſtolz und triumphirend ſeinen Nebenbuhler anblickend, zum höchſten Erſtaunen des ſammelnden Sub-Diaconen, die 20 Dukaten in deſſen Beutel. Der Herzog aber ſteckt darauf ruhig ſeine Goldſtücke wieder in die Taſche und wirft nur das anfängliche Markſtück in den Klingelbeutel, — zum allerbitterſten Verdruß des jungen Bürgers, der nun wohl einſah, daß er ſich ſehr unnütz ſo alteriret hatte.

Merke: daß der Herzog zu dieſem Schwank unter der Predigt ſich hinreißen ließ, iſt nicht zu loben, — aber eben ſo wenig iſt es die Andachtsſtörung durch den Klingelbeutel, die den erſten Anlaß gab; des unhöflichen Bürgers Uebermuth aber iſt erſt recht tadelnswerth und verdiente wohl eine kleine Kirchenbuße. Da nun ſolche Beſtrafung der Herzog in einer ſo artigen ſtillen Manier ausführte und dem Gotteskaſten zu St. Petri damit eine ſo erkleckliche Beiſteuer zu Wege brachte, ſo mag ihn dieſes Schwankes wegen ſein Beichtiger wohl abſolvirt haben.

117. Hans mit Gott.

(Um 1700)

Es war einmal vor vielen Jahren ein Bleidecker in Hamburg, der hieß Hans, ein ehrlicher frommer Geſell, der bei allen Dingen, die er that oder ließ, die zwei guten Worte "mit Gott" ſagte, welche er ſich wohl bei Verrichtung ſeines gefährlichen Handwerks angewöhnt hatte. Darum nannten ihn alle Leute nicht anders, als Hans mit Gott. Wie er nun einſt oben am Petri-Thurm arbeitet, faßt ihn der Schwindel; denkt alſo eiligſt an das ſchöne Gebet, welches fur die vom Thurm fallenden Bleidecker erfunden iſt; aber ehe er ſich darauf beſinnt, fuhlt er ſchon unter ſich keinen Grund mehr, machts alſo kürzer, ſchreit laut "mit Gott" und fährt damit jählings hinunter in die entſetzliche Tiefe.

Grade in dieſem Augenblick geht nun unten auf dem Kirchhof ein Jude vorüber, dem fällt Hans mit Gott ſo unſanft auf den Kopf, daß der Jude niederſtürzt und gleich todt bleibt, Hans aber geſunden Leibes aufſteht, ſeine Gliedmaaßen befuhlt und ſich ſeines wunderſam geretteten Daſeins mit Gott freut. Aber war auch ſein Körper äußerlich unverletzt geblieben, ſo hatte doch die gewaltige Erſchutterung des Sturzes ſein Gehirn angegriffen; er kam nicht wieder zu geſunden Verſtandeskräften, ſondern wurde, was man in Hamburg nennt: puttjerig; ſprach auch hienieden kein anderes Wort mehr, als ſein altes treuherziges "mit Gott."

Nun heißt es, daß die hieſigen Juden über den Tod ihres Genoſſen ſehr verbeßt geworden wären und durchaus Genugthuung dafur verlangt hätten. Sie verklagten alſo den ehrlichen Hans mit Gott beim Rathe und forderten, da er kein Geld beſaß, als Suhne ſeinen Tod. Der Rath fand den Caſus ſehr bedenklich und rieth lange hin und her, wie er

mit Ehren und Gerechtigkeit den ſchlimmen Handel ſchlichten möge. Endlich beſann er ſich auf Salomonis Urtheil und erkannte darnach dieſen ähnlichen Spruch: Vergeltung ſei gerecht, der Verſtorbene könne ſie aber nicht mehr üben, folglich müſſe ein andrer Jude vom Petri-Thurm heruntergeſtürzt werden auf Hans mit Gott, der unten ſtehen ſolle, alſo könne der Jude nach Belieben den armen Hans zu Tode fallen und die Sühne nehmen, darnach die Gemeinde verlange! Als nun die Juden dieſe Sentenz vernahmen, da verſchraken ſie ſich ſehr, jedem lief's eiskalt über den Rücken vor Schwindel und Gräſen, und Keinen gelüſtete ferner nach der Sühne.

Und noch lange liebe Jahre ist Hans mit Gott ſtill und beſcheiden in Hamburg umhergegangen und hat ſein täglich Brodt in den guten Bürgerhäuſern reichlich gefunden, denn alle Menſchen, und ſonderlich die Kinder, hatten ihn gern.

118. Des Kindes Gebet.

(1701.)

Im Hamburgiſchen Zuchthauſe war vor Alters ein ſtrenges Regiment, wie kaum anders möglich, da es galt, eine Bande böſer verderbener Menſchen im Zaum zu halten. Die Proviſoren hatten den Grundſatz: daß der Stab Wehe den Züchtlingen zuträglicher ſei, als der Stab Sanft; und darnach wurde Stock und Eiſen rechtſchaffen gehandhabt. Es mag aber hin und wieder auch wohl ein armes Geſchöpf, verleitet zum Verbrechen durch noch Schlechtere, in dies unſelige Haus gekommen ſein, und bei noch nicht völlig verderbtem Gemüthe, unſägliche Leiden bei ſolcher Behandlung und Geneſenſchaft erduldet haben. Lehre und Predigt zur Reue und Buße war genug da, — aber um ein zu Boden geſchlagenes

Herz wieder aufzurichten, und ſeiner geringeren moraliſchen Verſchuldung gemäß zu behandeln, dazu hätte es wohl des Stabes Sanft bedurft. Manch' arme verirrte Seele mag darüber vollends in Sünde und Elend verſunken ſein, bis Gottes Ruf ihr das zwiefache Gefängniß öffnete und ſie andere Bahnen wandeln hieß.

Da waren um 1701 von ebengedachter Art zwei arme Magdalenen im Zuchthauſe, noch jung an Jahren, von guter Herkunft und Erziehung, einſt ihrer Eltern Freude und Glück! Weshalb ſie hieher an dieſen Ort gekommen, — Bosheit war's nicht geweſen, — es iſt gleichviel. Längſt hatten ſie ihr Fehlen reumüthig erkannt und reichlich gebüßt, aber der Stab Wehe und des ruchloſen Geſindels fürchterliche Geſellſchaft, in der zu leben ſie verdammt waren, brachte ſie zur Verzweiflung. Ihres elenden Daſeins, das ihnen ſchlimmer als Tod und Hölle ſchien, waren ſie völlig überdrüſſig. Aber um von dieſem Jammer, von dem ganzen rettungslos verfehlten Erdenleben erlöſ't zu werden, war's ihrem irrenden Geiſte nicht genug, Hand an ſich ſelber zu legen. Ihrer kranken Einbildungskraft war es eine verlockende Vorſtellung, wenn ſie ſich als arme Sünderinnen dachten, die zum Hochgericht geführt wurden, von Herren, Paſtoren, Soldaten und unzähligem Volke umgeben, die Heldinnen eines ungewöhnlichen, ergreifenden Schauſpiels, angeſtaunt ob ihres räthſelhaften Verbrechens, bemitleidet wegen ihrer Jugend, ihres unglücklichen Geſchickes! So weit kann die einmal irre gehende Seele ſich verlieren. — Es ſchwebte ihnen auch vor, daß wenige Jahre früher zwei ebenſo verzweifelnde Frauenzimmer im Zuchthauſe, um vom Kerker und Leben erlöſ't zu werden, ein Kind gemordet hatten (“aber nur ein kränkliches”), weshalb ſie hingerichtet wurden. Alſo faßten ſie den ähnlichen Entſchluß, zu morden, und ſie wußten kein ſchicklicheres Opfer,

als ein kleines vierjähriges Mägdlein, das mit seiner grundbösen Mutter ins Zuchthaus gekommen war, und oft unbeachtet umherlief. Vielleicht auch dachten sie, das arme Kind, an diesem Orte aufwachsend, unfehlbar der Sünde verfallen, vor dem größeren Unglück zu retten, und ein gutes Werk zu thun, wenn sie es so jung und unschuldig tödteten. Daß sie gleich nach der Unthat in ein anderes, einsames Gefängniß kommen würden, das wußten sie, und darauf freueten sie sich, wie auch auf die Verhöre und das peinliche Gericht. In welch' einem Labyrinthe von sündlichen oder kranken Verstellungen mußten sie — ohne den herausleitenden Faden — verloren gewesen sein, — welch' Uebermaaß trostloser Qualen mag aber auch dazu beigetragen haben, sie einer solchen Verzweiflung zu überliefern.

Am Abend der heiligen drei Könige sollte es geschehen. Bevor es dunkelte, nahmen sie das willig folgende Kind mit sich in die Zuchthaus-Kirche, die immer vom Hofe aus offen stand. Sie waren entschlossen zur That. Die Eine setzte sich, nahm das Kind auf den Schooß und entblößte ihm den Hals, die andere hielt ein verheimlichtes Messerchen schon in der Hand. Da plötzlich hebt das Kind, als es sich in der Kirche sieht, die kleinen Hände gefaltet in die Höhe, und beginnt leise und andächtig ein Abendgebet herzusagen. Und dies Gott geweihte Lallen der Unschuld trifft das Herz der Beiden allmächtig, und entwaffnet ihre Hand wie ihren Willen. Das gehobene Messer sinkt, die verwilderten Gedanken sammeln sich zur Einkehr in die Seele, in deren Nacht nun ein Lichtstrahl dringt. Die Eisrinde, welche das Elend um ihre Herzen gelegt hatte, schmilzt; eine Thränenfluth, als sie sich hervorgerungen, entströmt unaufhaltsam ihren Augen, und benetzt das Kindlein auf ihrem Schooße, das nun, da es gerettet ist, erschreckt aufblickt und ängstlich

zu weinen beginnt. Er findet man die Dreie, und erräth aus den Umſtänden den Zuſammenhang, den die beiden Schuldigen willig bekennen.

Ihr weiteres Ergehen iſt nicht mehr zu erkunden. — Aber können ſchon wir Menſchen uns des tiefſten Mitleids mit dieſen beiden Unglücklichen nicht erwehren, — ſo dürfen wir deſto zuverſichtlicher von Gottes Vaterliebe und Allmacht hoffen, daß er ihnen geholfen haben werde, in der für ſie heilſamſten Weiſe. Denn vielfach und wunderbar ſind ſeine Wege, und unendlich iſt ſeine Gnade.

---

189. Eine wunderbare Rettung.

(1710)

Etwa im Jahre 1710 im Herbſte war es, als der Hamburgiſche Schiffer Ulrich Janſſen von London mit ſeiner Brigg heimkehrte. Es hatte ſtark aus Nord-Weſt geſtürmt und die See ging noch hoch. Da er ſich der Elbmündung nähert, merkt er an den mancherlei Trümmern, die mit der Ebbe ins Meer und ihm entgegen treiben, daß die Sturmfluthen an den Elbufern übel gehauſ't und große Verheerungen gemacht haben. Noch jenſeits der Inſel Neuwerk war's, Nachmittags 4 Uhr, da entdeckt er fernher etwas auf ſich zutreiben, was er anfangs für ein Schiffswrack hält; mit dem Fernrohr ſieht er Menſchen darauf, läßt alſo dahin ſteuern; näher gekommen, gewahrt er zu ſeinem Erſtaunen, daß es kein Wrack, ſondern ein ganzes Strohdach iſt, auf deſſen Firſte ein Mann, eine Frau und fünf Kinder rittlings ſitzen, Mann und Frau an den Enden, die Kinder in der Mitte, eng aneinander geſchmiegt und ſich umſchlungen haltend. Es koſtete ihm und ſeinen Leuten große Mühe, dieſe Armen zu retten,

denn die See wogte noch sehr, auch konnte sein Boot, der Dachschrägung wegen, nicht nahe heranliegen; und die Verunglückten waren fast starr und kraftlos. Endlich aber glückte es, worauf fünf Minuten später das Dach auseinander barst. Nachdem sie sich auf seinem Schiffe mit Speise und Trank erquickt und etwas erholt, berichteten sie ihm, daß sie auf einer Elb-Insel zu Hause gehörten. Daselbst hätte die entsetzliche Sturmfluth die Deiche durchbrochen und grausame Verwüstung angerichtet, sie hätten sich in das Dach ihres Hauses geflüchtet, das nahe am Deiche gestanden, als aber das Wasser höher gestiegen, seien sie durch die Luke mit einer Leiter auf die First des Daches gestiegen, um ihr Leben zu retten. Plötzlich sei ein gewaltiges Wogengebrause gekommen und habe den ganzen Dachstuhl vom Unterhause abgerissen und fortgeführt; es sei etwa 10 Uhr Abends und stockfinstere Nacht gewesen; aber als sie es doch deutlich wahrgenommen, daß die Fluthen sie von der Insel weg und in den offnen Elbstrom getragen, da hätten sie vor Entsetzen alles Besinnen und Aufmerken verloren, nur daß sie sich unwillkürlich so eng aneinandergepreßt und umschlungen hätten als möglich. Als sie wieder zu sich gekommen, sei's Tag gewesen, aber vor Nebel, Regen und Sturmwetter hätten sie nicht mehr wahrnehmen können, als daß sie mit der Ebbe abwärts trieben; den ganzen Tag aber hätten sie ihre Hoffnung darauf gesetzet, daß ein segelndes Schiff ihnen begegnen und sie erlösen möge, hätten auch herzinnig darum zu Gott gebetet. Es sei ihnen aber kein einziges Schiff begegnet, wie denn das Wetter auch so gräulich gewesen, daß sich keins habe hinauswagen können. Zu essen und zu trinken hätten sie nicht das Geringste gehabt, und in jeder Minute hätten sie erwartet, daß der Haufen Holzsparren und Strohhalme, daran sie gehangen, auseinander gehen mußte. Und darüber hätte

es wieder geflutbet, und ſie wären wieder aufwärts getrieben, nahe in die Gegend ihrer Inſel, und die armen hungrigen Kinder hätten ſich ſchon gefreut in Erwartung der Rettung. Aber da ſei wieder Ebbe eingetreten und die ſchreckliche Fahrt abermals abwärts gegangen, ſo daß ſie vor troſtloſer Verzagtheit abermals der Verzweiflung anheim gefallen und faſt gewillt geweſen, ſich freiwillig vom Dach in die Fluth ſinken zu laſſen, um nur gleich der grauſamen Qual überhoben zu ſein. Darüber ſei die Nacht wieder gekommen, und der folgende Tag ſei ihnen in der dumpfen, ſtumpfen Verfaſſung ihres Gemüths vergangen, ſie wußten nicht wie; es habe einige Male geflutbet und gebebt, ſie ſeien wieder etwas aufwärts, aber immer ſtärker wieder ab- und ſeewärts getrieben, ſonſt hätten ſie wenig bemerkt; auf Schiffe hätten ſie wohl ausgelugt, indeß nur in weiter Entfernung bei Curhaven auf der Rhede einige wahrgenommen, hätten aber vor Schwäche und Trübſinn gar nicht verſucht, um Hülfe zu ſchreien, was auch wohl vergebens geweſen wäre. Den Neuwerker Thurm hätten ſie noch geſehen; und als ſie nun ſo ganz verlaſſen von aller Welt, in die offenbare See hineingetrieben wären, da hätten ſie, ſo gut ſie's vermocht, noch einmal zu Gott um Erlöſung gefleht von dieſer Qual, nicht um ihr leiblich Leben zu retten, ſondern nur um baldiges Ende durch den barmherzigen Tod. Und da hätten ſie das Schiff ihres Erretters, Capitain Janſſen, geſehen, und Gott hätte ihre Leiden geendet und ihnen das Leben dazu geſchenkt, dafür ſie ihn ewig preiſen mußten.

Wer es ermeſſen kann, was es ſagen will: in ſolcher ſteten Todes-Angſt, gleichſam im offnen Rachen des Verderbens umhergeworfen, vor Hunger, Kälte und Schrecken erſtarrt; zwei Nächte und zwei Tage lang auf morſchem Gebälk von Sturmfluthen in die Meereswüſte hinaus geſchleudert,

und dann gerettet zu werden, — der wird auch die Freude der armen Leute und ihren Dank für das Wunder Gottes ermessen können.

120. Von einem feinen Diplomaten.

(Um 1720.)

Als Herr Eberhard Ludwig Schlaaf durch seine Handlung ein Millionär geworden war, da schwoll ihm der Muth nach hohen Dingen. Ein leicht zu erwerbender Doctor-Hut, der manchen seiner kaufmännischen Mitbürger von der Bürde städtischer Aemter befreiete, war ihm zu gering. Eine reichsfürstliche Agentur, welche Andere zu demselben Ziele führte, genügte eben so wenig. Er strebte nach höherem, nach diplomatischem Range, und gab daher mit Vergnügen sein Handelsgeschäft nebst Bürgerrecht auf und den Zehnten an die Kämmerei, als er richtig Kurbannöverscher Resident geworden war. Ob seine alten Freunde ihn deshalb höher schätzten, bleibt dahin gestellt; ob seine neuen Collegen, die wirklichen hier lebenden Diplomaten, ihn für voll ansahen, ist um so zweifelhafter, da er (bei sonstigen trefflichen Seiten neben der Eitelkeit) doch in Betreff seiner Sitte, Denkungsart, Redeweise und Tournüre schwerlich zu ihnen gepaßt haben wird. Von ihm und seinem seltsamen Gebahren nach erfolgter Rangs-Erhöhung gingen damals viele Geschichten im Schwange, von welchen die folgende uns aufbewahrt ist.

Ein benachbarter Herzog lebte nebst Gemahlin und Gefolge einige Wochen in Hamburg. Der Resident Schlaaf war überglücklich, als diese Herrschaften seine Einladung zu einem Gastmahl annahmen, welches er für sie auf seinem Landhause

an der Elbe, unterhalb Ottensen,*) veranſtaltete. Eine auserleſene Geſellſchaft von Standesperſonen vereinigte dieſer Schmaus, deſſen Schüſſeln zahllos waren. Daß der allzueifrige Wirth Weine anbot, die er gar nicht beſaß; daß er im Uebermaaß ſeiner Sorge, die Hoheiten zu amuſiren, ſogar die Virtuoſen der Tafelmuſik und ſeine Dienerſchaft auszankte; daß er ſchon beim dritten Gange mehr als ziemlich berauſcht erſchien: das wußten die höflichen Gäſte, die ſeine Art ſchon kannten, als geringe Verſtöße gegen die gute Lebensart beſtens zu ignoriren. — Eine angenehmende Feinheit aber hatte er ſich für den vierten Gang ausgedacht, um der Herzogin eine Artigkeit zu erweiſen. Dieſe war unter den anweſenden Damen die einzige mit Diamanten geſchmückte, und übrigens etwas corpulent. Das ausbündig galante Compliment beſtand nun darin, daß er vor die Herzogin ein gebratenes ungemein feiſtes Spanferkel ſtellen ließ, welches mit den Juwelen ſeiner Frau, mit Ohrgehängen, Halsband und Diadem ſchönſtens geſchmückt war.

In demſelben Augenblick ſoll zufällig die Muſik eine damals beliebte Arie: "wie lächelt hold dein Ebenbild," geſpielt haben. Die ganze Geſellſchaft, welche bis dahin den ſtatiöſen Ernſt eines ſolchen Gaſtmahls noch ziemlich bewahrt hatte, brach jetzt in ein unaufhaltſames von den Hoheiten angeſtimmtes Gelächter aus, dem der gutmüthige Wirth ſich gern anſchloß, obſchon er den Grund nicht begriff. Als aber ein ſchalkhafter Gaſt dem Ferkel den Kopf abhieb und denſelben, mit allem Geſchmeide daran, in die Wohnung der Herzogin zu bringen befahl, — als könne es nur des Wirths Abſicht ſein, ihr durch Verehrung des Schmuckes ſeine Devotion zu bezeugen,

*) Noch vor einigen Jahren als Schlaaf-, gewöhnlich Slavs Hof bekannt.

wobei alle Gäste ſolche Artigkeit laut prieſen, — da machte der Reſident, noch mehr aber ſeine Gattin, gewaltig große Augen und verlegene Mienen, bis die gütige Herzogin den Schwank endigte und den gekrönten Ferkelkopf der Frau vom Hauſe zuſtellen ließ.

Damals war es in Hamburg bei Feſtmahlen gebräuchlich, daß die Gäſte gegen Ende der Tafel des Hausherrn Geſundheit tranken, gleichſam als Anerkennung ſeiner guten Bewirthung, was man "ein Glas zur ſchuldigen Dankſagung" nannte. Als nun bei dieſem Bankuet ſolcher Brauch nicht befolgt wurde (indem der Herzog ihn entweder nicht kannte, oder nicht mochte, ein andrer aber als der Vornehmſte den Toaſt nicht ausbringen durfte), da vermeinte Herr Schlaaf, der ihn ungern entbehrte, es ſei ſehr paſſend, wenn er dem Gedächtniß des Herzogs zu Hülfe käme. Er wandte ſich alſo an denſelben und rief ihm ganz freundlich zu: "Durchlaucht, noch ein Glas Burgunder zur ſchuldigen Dankſagung?"

---

121. Abermals vom Hamburgiſchen Frauenzimmer.

(Um 1725)

Ein junger Engliſcher Diplomat, der einige Jahre zu Hamburg gelebt hatte, ſchildert die hieſigen Damen damaliger Zeit (um 1725) etwa folgendermaaßen:

Die Hamburgiſchen Frauen und Mädchen ſind insgemein innerlich tugendreich und äußerlich recht hübſch, von ſchöner Geſichtsfarbe und wohlgebauter Geſtalt. Wenn ſie ausgehen, tragen ſie eine Schnürbruſt, ſonſt aber ein enges Leibchen, welches ſehr wohl und ſittſam läßt. Für Geſellſchaften lieben ſie Putz und Schmuck, und machen dann unglückliche Verſuche, die Moden der Engländerinnen oder Franzöſinnen nachzuahmen.

Beſonders gern tragen ſie Diamanten und Juwelen, welche früher nur den Frauen höchſten Ranges zuſtanden. Sie ſchätzen die Liebe ihres Bräutigams nach dem Werthe des Schmuckes, den er ihnen verehrt, wodurch ſich ſchon mancher junge Kaufmann ruinirt haben ſoll. Wenn ſie geſchmückt ausgehen, ſo bedecken ſie ſich auf der Gaſſe mit einem großen ſchwarzen Schleier oder Regentuch (wie auch in Bremen üblich), ſo daß kaum das Geſicht hervorluckt und ein Mann ſeiner eigenen Frau begegnen kann, ohne ſie zu kennen. Solch Regentuch mag wegen der häufigen ſchlechten Witterung in Hamburg viel bequemer ſein, als ein ſchwerfälliger Parapluie; vornehme Damen tragen es von Seide mit ſchwarzen Spitzen beſetzt, die mittleren Stände von Tuch, die geringeren von Serge. Machen ſie Beſuch, ſo heben ſie das Schleiertuch vom Kopfe und erſcheinen wieder im vollſten Putz. In der Kirche aber legen ſie es nicht ab, ſondern bleiben verſchleiert, welches ihrer Beſcheidenheit Ehre machet. Wenn ſie alſo feierlichen Schrittes zur Kirche gehen, ſo giebt dies ein andächtiges Bild. Es folgt ihnen ein ſauberes Dienſtmädchen mit dem Geſangbuche, das an ſilbernen Ketten vom Arme herabhängt. Vormals wurde das Buch allgemein in einem eigens dazu gefertigten verzierten Beutel getragen, welcher daher der Buch-Beutel, oder in ihrer Plattdeutſchen Sprache der Books-Budel hieß, weshalb man auch wohl alles altmodiſche Weſen und Herkommen mit dieſem Worte bezeichnet, welches dann unrichtig wieder ins Hochdeutſche mit "Bocks-Beutel" überſetzt iſt. Im Winter trägt die Magd der ſchönen Kirchgängerin auch ein blankes Kupfergefäß voll Kohlen nach, welches man für ein katholiſches Rauchfäßchen hält, bis man erfährt, daß die Hamburgerinnen überall, an geweiheten wie ungeweiheten Orten, das Kohlenbecken als Fußwärmer in mancherlei Geſtalt gebrauchen, was ſie eine Füerlieke nennen. Der un-

mäßige Gebrauch ſolcher Selbſtberäucherung iſt begreiflicherweiſe ſehr ſchädlich.

Auf Rangs-Vorzüge iſt das Hamburgiſche Frauenzimmer ſo erpicht, daß es wegen "der Vorhand" in Geſellſchaften oft zu den lebhafteſten Erörterungen kommt. Rath und Bürgerſchaft würden wohl thun, ein Geſetz zu erlaſſen, welches, nach Art der von Kaiſer Karl V. zu Brüſſel beſtimmten Ordnung der dortigen Damen, den Vorrang allemal der ſchönſten und artigſten beilegte. Dieſer weiſe Kaiſer erledigte durch dieſe Sentenz plötzlich alle Differenzen der Damen, denn da ſie die Unmöglichkeit einſahen, in dieſer Weiſe jemals zu einer Rang-Ordnung zu kommen, ſo verzichteten ſie überhaupt völlig auf eine ſolche, womit auch aller Streit aufhörte.

Die hieſigen Frauen ſind treue Gattinnen und deshalb kommen Eheſcheidungen unerhört ſelten vor; auch ſind ſie rechtſchaffene ſorgſame Mütter, weshalb die neue Mode unter ihnen, den Säugling nicht ſelbſt zu nähren, ſondern tugendloſe Perſonen als Ammen zu nehmen, ganz befremdlich erſcheint, und ſicher nicht lange dauern wird. Sie ſind auch vortreffliche Haushälterinnen, ſie entziehen ſich nicht der eigenen Aufſicht ihres Hausweſens, legen auch in Küche und Keller ſelbſt Hand an, um weswillen ſie z. B. bei Bewirthung eines Fremden nicht früher als beim zweiten Gang bei Tiſche erſcheinen, was die Sache etwas zu weit treiben heiß.

Sie ſind durchgängig tugendhafte, gute Weſen, ohne Affectation und Unnatur, offenherzig, und wenn auch nicht grade ſehr gebildet und geiſtreich, doch voll natürlichen Verſtandes, und jedenfalls fähig, das zu werden, was ſie noch nicht ſind. Gutmuthig und mitleidig ſind ſie ſehr, auch wohl aufgeräumt, wenn ſie geſund ſind. Aber leider ſind ſie dies nicht immer.

Denn es herrſcht eine gar ſeltſame Krankheit unter ihnen, welche entweder anſteckend, oder eine Art Erbübel zu ſein

ſcheint, indem ſie von einer damit behafteten Mutter gewöhnlich auch auf die Töchter übergeht, ſobald dieſe erwachſen und ſelbſtſtändig werden. Man hält dieſe Krankheit für eine Art Hyſterie, welcher das ſchöne Geſchlecht allein unterworfen iſt. Sie äußert ſich in einer Reihefolge einzelner Anfälle, die bei Vielen täglich wiederkehren; die ſchönen Patientinnen werden plötzlich mit einem Schaudern in allen Gliedern und ſtarkem Herzklopfen befallen, die Adern ſchwellen an, die Augen drängen ſich vor und ſchießen ſengende Strahlen wie Blitze; bei Einigen wird das Antlitz aſchgrau oder kreideweiß, bei Andern krebsroth, ſie befinden ſich dabei in ſolcher Gemüths-Steigerung, daß ſie Alles zerreißen könnten, was ihnen naht, Alles zertrümmern, was in ihre Hände kommt. Folge davon iſt eine mehr als ordnungsmäßige Erhebung ihrer Stimme, welche, immer gewaltſamer werdend, zuletzt in ein gewiſſes Kreiſchen ausartet, womit ſie Worte, die man in ihrem ſchönen Munde gar nicht vermuthen ſollte, ausſtoßen, bis der zum Gipfelpunkt getriebene Krankheitsanfall, zuweilen mittelſt einer wohlthätigen Ohnmachts-Kriſis, nach und nach wieder abnimmt und einer beruhigenden Erſchlaffung Platz macht. Kommt der ganze innerlich veranlaßte Anfall überhaupt gar nicht zum Ausbruch (z. B. durch gewaltſame Hinunterſchluckung des geſammelten Feuerſtoffes), ſo kann das Uebel tödtlich werden.

Die armen Männer, deren beſſere Hälften mit dieſer verzweifelten Krankheit geplagt ſind, kann man nur innig bedauern, indem dieſelbe aus ſo verſchiedenen und vielfachen Urſachen zum Ausbruch kommt, daß dagegen Vorſorge zu thun unmöglich iſt. Wenn ſich z. B. eine gute Freundin etwas unbeſonnen über ſie geäußert, wenn der Gatte gegen andere Damen etwas zu artig ſich erwieſen, der Koch eine Schüſſel Gemüſe verdorben, die Magd ein Stück Porcellan zerbrochen, die Kammerjungfer ein Schönpflästerchen oder eine Locke übel

gelegt hat: so verursachen diese wie hundert andere unglückliche Begebenheiten der Frau einen gefährlichen Anfall dieser traurigen Krankheit, welche die schönen Hamburgerinnen in ihrer gewöhnlichen Sprache "Argerniß," in gewählter Redeform aber "Alteration" nennen.

Der mannhafte und veste Hauptmann Wolff, ein Officier hiesiger Garnison, hatte die Courage, eine Frau zu heirathen, welche während ihres fruheren Ehe- und späteren Wittwen-Standes so erschreckliche Anfälle dieses täglich wiederkehrenden Uebels gehabt hatte, daß es der ganzen Stadt bekannt war. E. H. Rath soll einmal nur deshalb ein an ihn gelangtes Anliegen dieser Dame auf der Stelle bewilligt haben, weil ihm hinterbracht war, daß im Falle der Nichtgewährung sie persönlich auf's Rathhaus zu fahren gesonnen sei, bei welchem Besuche dann das ärgste "Argerniß" fur sie und eine gewisse Art "Alteration" auch fur E. H. Rath zu befurchten gewesen wäre. — Der tapfere Capitain aber, der das Wagstuck unternahm, soll seine Ehehebste schon in den ersten Wochen von ihrem Erbübel radical curirt haben, durch eine militairische Pferde-Cur, nämlich durch Anwendung eines bei stätischen Gäulen meistens mit Gluck gebrauchten Mittels, welches man lateinisch "Scutica," Deutsch aber "Karbatsche" nennt.

Als König Philipp II. von Spanien einst eigenhändig einen wichtigen langen Brief geschrieben hatte, und sein Secretair, der ihn siegeln und addressiren sollte, in der Eile statt des Streusandfäßchens das Tintefaß ergriff und daruber goß, da argerte oder alterirte dies Unglück den König nicht. Er sagte kein Wort, schrieb den langen Brief stillschweigend noch einmal, wendete sich dann zu dem noch immer zitternden Secretair und sagte zu ihm ganz kaltsinnig: "Hier ist der Brief, dort steht die Dinte und dort die Sandbuchse." Diese Historie mußte tausendfältig in Patentform gedruckt, in allen

Häuſern vertheilt, an den Straßenecken angeklebt werden, damit das herrliche Beiſpiel königlicher Gelaſſenheit und Gemüthsruhe, — täglich vor Augen gehalten und bei jeder klirrenden Theetaſſe ins Gedächtniß gerufen, — auf die ſchönen Hamburgerinnen heilend wirken könnte.

Ob das Uebel auszurotten, das iſt zu bezweifeln; — da es ein Erbübel, ſo ſteht zu fürchten, daß es noch nach hundert Jahren hiemit ebenſo betrübt ſteht als jetzt; es wird vielleicht in andern Formen, mit anderem Namen auftreten, im Weſen aber die ſonſt ſo trefflichen liebenswürdigen Frauen Hamburgs ebenſo plagen als jetzt.

122. Von ochſigen Dingen.

(Um 1730.)

Seit alten Zeiten haben die Ochſen in Hamburg einen großen Werth gehabt, wie ihr Name einen guten Klang. Neben dem Biere hatte das Ochſenfleiſch den guten Ruf Hamburgs im Auslande erhöht. Und noch mehr als unſere dem Derben und Maſſigen minder gewogene Gegenwart, wußte die Vergangenheit den Ochſen zu ſchätzen.

Um 1730 lebte zu Hamburg Herr Balthaſar, ein Rathmann von altem Schrot und Korn, wohlbeliebt wie wohlbeleibt; der [illegible] wie König Saul das Volk um eines Hauptes Länge, und wohin er trat, da wuchs kein Gras. Die Arbeitsleute, wenn ſie ihm auf der Straße nachſahen, redeten ihm gern das Beſte nach, was ſie wußten, darum ſagten ſie wohl: "dat is noch'n Kerl aff'n Off!" Er beſaß viele practiſche Einſichten und Erfahrungen, war freundlich und gutherzig, ſo daß Jeder ihn ehrte, und ſeiner Gemüthlichkeit wegen liebte. Man konnte von ihm ſagen: in der

ehrlichen Haut ſteckt ein zufriedenes Stück Fleiſch, und eine kreuzbrave Seele nicht minder. Herr Balthaſar hatte nur eine Paſſion, das war die Ochſen-Paſſion. Nicht allein, daß er täglich dreimal Ochſenfleiſch eſſen mußte, ſondern er beſaß ſoviel Intereſſe an dieſer Thier-Gattung, daß er ihre Natur ſtudierte und nicht nur Mark und Nieren prüfte, ſondern auch in ihre innerlichſte Eigenthümlichkeit eindrang. Darum brachte er gern ſeine Muße im Küterhauſe zu, hinterm Breitengiebel, wenn Ochſen geſchlachtet wurden, und gab Acht, wie die Knochenhauer es machten. Sein ſchönſter Moment aber war der, wenn der Ochſe den niederſchmetternden Schlag auf die Stirn bekam. Dann pflegte er nachdenklich zu werden und endlich zu murmeln: "wenn ick man wüſſ, wo ſo'n Oſſen to Mood is, wenn he een vör'n Kopp krigt!"

Natürlich ſaß Herr Balthaſar immer als Baas oben an, wenn die berühmten "Oſſen-Mahltieden" auf dem Baumhauſe (Winters alle Mittwochen 2 Uhr) gehalten wurden. Da waren alle Speiſen aus Ochſenfleiſch, und zum Nachtiſch kamen "Oſſenoogen," dicke kugelrunde Kuchen. Wenn dann die fröhliche Geſellſchaft manchen tüchtigen "Sluck up de Oſſentung" gegeſſen, dann wurde zum Schluß gegen 1 Thaler Einſatz, ein Maſtochſe ausgewürfelt, den Herr Balthaſar erleſen hatte. Und er verſtand ſich auf den Ochſenhandel, und kannte alle Fineſſen dabei. Wenn er nur 5 Minuten lang ein Thier angeblickt und höchſtens noch mit der Hand etwas befühlt hatte, ſo wußte er genau, wie viel Pfund Fleiſch, Knochen, Talg u. ſ. w. das Beeſt habe, und immer traf's zu. Darum ſagte man ohne Schmeichelei von ihm, daß er den trefflichſten Ochſen-Verſtand in ganz Hamburg habe, was viel bedeuten wollte.

Wenn die Schlachtzeit kam, 6 bis 8 Wochen im Herbſte, wo jeder Hamburger, vornehm oder gering, wenn er nur das

Geld dazu hatte, neben mehreren Schweinen auch einen oder zwei Ochſen in ſeinem Hauſe einſchlachtete, — eine Zeit, in welcher die Straßen vom Ochſengebrüll wiederhallten, in den Rinnſteinen Ochſenblut floß, faſt an jeder Hausthür ein Maſtthier hing, und keine andere Geſpräche aufkommen konnten, als Ochſengeſpräche, was die Fremden oft mit Verwunderung erfüllte, — dann war dieſe "Schlachteltied" für Herrn Balthaſar natürlich eine ganz beſondere "Högetied." Der Kopfſchlachter brauchte bei ihm nur die Schweine abzuthun, denn dem rieſigen Ochſen den Schlag vor den Kopf zu geben, das ließ Herr Balthaſar ſich nicht nehmen, und alle Hausgenoſſen, Freunde und Nachbarn ſtanden dabei, wenn der kräftige Mann das Beil ſchwang, das er nie zum zweitenmale zu heben brauchte, um das Thier zu fällen, von dem er ſo gern gewußt, wie ihm dabei zu Muthe ſei. Wenn er dann gehäutet, ausgeweidet und geſtreckt war, ſo wurde er üblichermaaßen einige Tage lang auf der Hausdiele an die Wand gehängt. Da prunkte denn das ſchöne Vieh, Papier-Manchetten an den Füßen, einen weißen Kragen um den Hals, ein Damaſt-Tuch um die Bruſt, ausgeſpannten Bauches, darin ein Brett, worauf ein Humpen Rheinwein, um des Verblichenen Gedächtniß zu feiern. Tannenzweige umkränzten das Ganze und vier Lichter brannten beſtändig davor. Dann ſtrömte Jung und Alt herbei, um "Herr Balthaſar ſinen Capital-Oſſen" zu bewundern, hernach aber in der Vorſtube eine Herzſtärkung einzunehmen. Und Herr Balthaſar war ſo ſtolz auf ſein Werk, daß er's ſich nie verſagte, ſelbſt den Erklärer zu machen, weshalb ſein Geſinde ihn zu jedem Beſuch herbeirufen mußte. Dann erſchallte der Köchin Stimme laut durchs Haus: "Wolweisheit! kamen Wohlweisheit mal gan herdal, da is Een, de will'n Oſſen ſehn!"

Herr Balthaſar hatte ſich durch thätigen Fleiß zum reichen Mann emporgearbeitet; und auch da ſah er immer ſelbſt nach

dem Rechten, und verließ ſich nicht auf Andere. Darum, als er ſeinen Sohn etablirte, und ihm das Hauptbuch übergab, ſchrieb er eigenhändig nach dem großen Lateiniſchen "Laus Deo" folgenden Denkſpruch vorn hinein: "Gott givt uns wol de Oſſen, man wi möten ſe bi de Höörn in't Huus trecken."

Einſt that Herr Balthaſar einen ſchweren Fall, er ſtürzte kopfüber eine Speichertreppe hinunter und ſchlug auf der Gaſſe mit der Stirn gegen einen Eckſtein — "he ſlög dal aff'n Oſſ," — ſo daß er bewußtlos liegen blieb. Man hob ihn auf, trug ihn ins Haus, — allmählig kam er aus tiefer Ohnmacht zu ſich und begriff das Vorgefallene. Seine erſten Worte aber waren, indem ein zufriedenes Lächeln ſein ehrliches Antlitz verklärte: "na, nu weet ick doch ook, wo'n Oſſen to Mood is, wenn he een' vör'n Kopp krigt!"

---

123. Von Herrn Stoltenbarg.

(Um 1740.)

Vor etwa hundert Jahren lebte in den Vierlanden Herr Stoltenbarg, ein großer reicher Bauer. Ein reicher Vierlander Bauer, das iſt keiner von denen, die nach Hamburg kommen, Gemüſe und Obſt zu verkaufen, und daheim meiſtens nur Häuslinge und Höker ſind, — ſondern es iſt ein Mann, der Haus, Hof und Ackergut zu Eigen hat, und darauf lebt wie ein Ritterguts-Beſitzer, nur zuweilen noch bequemer und ſolider. Er trägt zwar auch die Vierlander Tracht, vom feinſten Tuch mit großen Silberknöpfen daran, — aber wenn er einmal außer Landes geht, ſo kann er ſo vornehm ſich kleiden und benehmen, daß man ihn für einen incognito reiſenden Prinzen halten möchte. Etwas ſtolz ſind dieſe reichen Vierlander Bauern wohl, ſie ſind aber auch nichts

Geringes, von uralter Niederländiſcher Herkunft, und haben lange Stammbäume ihrer freien Vorfahren aufzuweiſen. Grade ſo einer war Herr Stoltenbarg, der auf ſeinem Gehöfte ſaß wie ein Paſcha, und niemals nach Hamburg kam, weil er hier nicht genugſam ſtandesgemäß behandelt wurde. Mußte er aufs Amt nach Bergedorf, ſo kam er mit Vieren gefahren, wie der Herr Amtsverwalter nur zu fahren pflegte, wenn's galt. Er ſah eigentlich alle Menſchen über die Achſel an, nur mit dem Herrn Paſtor machte er eine Ausnahme, weil dieſer der Stellvertreter Gottes auf Erden war, und den mußte er doch für etwas Beſſeres paſſiren laſſen, als für einen reichen Vierlander Bauer.

Kommt einmal der Herr Paſtor ſeinem Gehöfte vorbei, als er grade im Thore ſteht und aufs Feld ſchaut. Spricht der Herr Paſtor: "Guten Morgen, Herr Stoltenbarg, was treiben Sie?" Herr Stoltenbarg antwortet: "Ick do nix aß mediteren." Worauf der Herr Paſtor fragt: "worüber meditiren Sie denn ſo eifrig, Herr Stoltenbarg?" und dieſer antwortet: "över dat wat mi hüt Nacht drömt hätt." Als nun der Herr Paſtor theilnehmend nach dem Inhalte dieſes gewiß denkwürdigen Traumes ſich erkundigt, läßt Herr Stoltenbarg ſich herbei, ihm Folgendes zu erzählen:

"Mi hätt drömt, dat ick ſtorben wär, und wär graben mit ſöff Peer, und de Amtsverwalter und de wollweiſen Herren Viſitatoren van Lübeck und Hamborg kämen in Staatswagen achter min Lick to folgen. Na dat wär good! Als wie ick nu in'n Himmel käm', ſät da unſ' Herrgott grootmächtig up ſin' golden Thron, und unſ' Herr Chriſtus neſſen em, up'n hogen Stohl. Und als ick da ankäm, liek unſ' Herrgott nixx te, und frög Sanct Peter oder ſünſt ſo'n Apoſtel: "bin ick recht? is dat nich Herr Stoltenbarg?" Und de Apoſtel ſprök feierlich: "Allerdings, es iſt Herr

Stoltenbarg aus Vierlanden ſelbſt, welcher dort her kommt!" Und als wie ick nu noch nöger käm, da ſtött unſ' Herrgott den Herrn Chriſtus in de Siet, und röp em ganz haſtig to: "Kumm, ſla gau upp, groot' Jung', und lat unſen Herrn Stoltenbarg ſitten!"

---

124. Von einer alten Einhüterin.

(Um 1750.)

Wenn man zur Sommerzeit an einem ſchönen Sonntag-Nachmittag durch diejenigen Straßen der Altſtadt geht, in welchen die großen Kaufmannshäuſer ſtehen, Catharinenſtraße, Grimm, Wandrahmen, Gröningerſtraße und da herum, ſo hat man ein Bild der vollſtändigſten Einſamkeit und Verödung. Die reichen Herrſchaften ſind vor den Thoren auf ihren Gartenhäuſern, oder machen Luſtfahrten in der Umgegend; kein Menſch, der geſund von Herzen und Beinen iſt, bleibt zu Haus, als nur die, die es behüten ſollen und müſſen, die guten alten Einhuterinnen, welche während der ſchönen Jahreszeit wie Hauskobolde oder andere Spukgeiſter in dieſen dunkeln Häuſern hocken, zu deren Bewachung ſie beſtellt ſind.

Alles iſt wie ausgeſtorben, kein Menſch begegnet zu ſolcher Stunde in dieſen Straßen dem einſamen Wanderer, der nur ſeinen Tritt wiederhallen hört, ſonſt keinen Laut, wo's an Werktagen ſo geſchäftig lärmend und gedrängt voll Menſchen iſt. Hie und da ſieht er am Dielenfenſter, oder in der offnen Hausthüre, oder auf dem Beiſchlag der Haustreppe, ein altes ehrliches Frauenzimmer, ſonntäglich ausſtaffirt, vielleicht ſtrickend, gewiß aber neugierig auf den vorübergehenden Beobachter blickend, den ſie ſicher einen "ſonderbaren Schwärmer" nennen würde, wenn ſie wüßte, wie das ganze Gemälde in ſeinem Innern ſich wiederſpiegelt.

So war's vor 100 Jahren auch, denn unſere reichen Leute haben es von jeher geliebt, zur Sommerzeit die engen dunkeln Gaſſen mit heiteren Landwohnungen zu vertauſchen, darum hat's auch von jeher Einhüterinnen gegeben. Aber nicht Alle waren und ſind ſo beſonnen und tapfer wie die Röhrbehnſch, eine Quartiermanns-Wittwe, "hoch in die 59," welche in der Catharinenſtraße im Hauſe ihrer vormaligen Herrſchaft einhutete.

Sie hatte den Sonntag-Morgen wie gewöhnlich zugebracht. Nachdem der Milchmann und die Brodtfrau da geweſen, hatte ſie die Hausthüre mit der Kette geſchloſſen; darauf hatte ſie in ihrem "Zibürken" *) einige Stunden geſeſſen und andächtig in einem Predigtbuch geleſen, worüber ſie nur zweimal eingenickt war. Dann hatte ſie ſich ihr bischen Mittageſſen bereitet, und daſſelbe verzehrt; ſpäter hatte ſie wieder in ihrem Zibürken beim Strickſtrumpf etwas geſeeltagt und war dabei einige Male vom befremdlichen Geraſſel eines vorüberfahrenden Stuhlwagens erweckt; dann hatte ſie demſelben nachgeblickt, und völlig neidlos darüber meditirt, wohin die Glücklichen wohl fuhren, "na'n Billwarder, oder na de hoge Lucht und in't Eimsbüttler Holt, denn hen na Veerlanden, na Karkwarder, mank de Eerbeern," dafür war's ſchon zu ſpät. Sie hatte die Anzuge der Damen gemuſtert, über die Heirathe-, Tauf- und Krankheitsgeſchichten dieſer Familie nachgeſonnen, wobei ſie auf die viel intereſſanteren ihrer Herrſchaft gekommen war, — — ſo erſchien die Coffe-Stunde, und nach eingenommener Herzſtärkung trug ſie ein Polſter auf den Beiſchlag vor der Hausthüre, und ſetzte ſich darauf. Es war

*) Der kleine Glaskaſten auf der Diele großer Kaufmannshäuſer darin eine Dienſtmagd oder Nähjungfer ſitzt, um zugleich auf die Hausthüre zu paſſen.

ein abſonderlich ſtiller Sonntag-Nachmittag. Ihre "Naberſch" die Einhuterin gegenüber, mochte wohl ſchlummern oder ſonſt beſchäftigt ſein; ſie ſaß im Bereich ihrer Stimme ganz mutterſeelen allein, konnte alſo nicht durch Snacken die Zeit vertreiben. Darum iſt's ihr doppelt erwünſcht, als ſich das Unerhörte ereignet, daß ein paar Arbeitsleute mit einem Ziehwagen vor ihre Thüre kommen. Dieſe laden einen großen Ballen ab, und ſtellen ihn auf die Diele, bei den andern Fäſſern und Packen, und geben einen Zettel ab für den Herrn, wenn er morgen vom Garten hereinkäme, darin ſtünde Alles, der geſtern in den Hafen gekommene Engelsmann müſſe ſchnell löſchen, darum käme der Ballen ſchon heute. Gern hätte die gute Rehrbehnſch noch einige Minuten mit den Arbeitsleuten geklönt, ſie aber hatten Eile und entfernten ſich raſch. Als das Raſſeln ihres Wagens fernhin gänzlich verhallte, da war's wieder grabesſtill in der St. Catharinenſtraße.

Allgemach ſank der Tag; jetzt kam die beſte Tageszeit für dieſe enge dunkle Straßengruft voll Kellerluft und Droguen-Duft, nämlich wenn die untergehende Sonne vom Cremon her ihre Strahlen ſchrägwärts hereinwirft. Die Rehrbehnſch freute ſich der behaglichen Wärme, fand Welt und Leben "doch ſchön," und verſtieg ſich ſogar bis zu der Sehnſucht, einmal einen Sommer-Nachmittag im Grünen, etwa bei ihrer Schweſtertochter in St. Jürgen an der Koppel, oder ſonſt wo auf dem Lande, zu verleben. Darüber war der flüchtige Sonnengruß vorüber, es dunkelte, nun ward's auf ein halb Stündchen lebendig, die Stuhlwagen vom Vormittag kamen wieder heim, die Kinder ſchlafend, die Erwachſenen auch froh, daß das Vergnügen der Landparthie vorbei war; viele Fußgänger kamen vorüber und gingen in die Reimers- oder in die Mattentwiete, wo ſie zu Hauſe gehörten, die waren fröhlich und guter Dinge; ſie hatte Bekannte dar-

unter, die ihr im Vorbeigehen ſchnell erzählten, wie wunderſchön und "vuller Minſchheit" es vorm Thore geweſen, beim Rothenbaum und am Hammerbaum, oder auf der Philippsburg am Grasbrook, oder wie kürig der Pulſchinell und die andern Spaßmakers auf dem Hamburger Berge ihre Sachen gemacht hätten, u. ſ. w. Dann aber verließ die Röhrbehnſch die Hausſtreppe und kettete über, denn die nun noch kamen, waren Handwerksburſchen und junge Geſellen, die lärmend und ſingend, bis die Nachtwächter kamen, die Straßen durchzogen, und ihre Luſt daran hatten, ehrbare Frauen zu tarren. Als ſie ſo ins dunkle Haus kam (vielleicht hatten die Erzählungen von der Landluſt und der vielen Minſchheit ſie erregt), wurde ihr etwas beengt ums Herz. Während unten in der Küche ihr Abendbrodt kochte, blickte ſie auf den engen Steinhof, wo von Speichern umgeben, kummerlich eine Linde ſtand, darauf die Sperlinge noch unruhig hin und her flatterten und piepten; eine große fremde Katze lauerte unten am Stamm und blickte auf die Beute oben. Schnell verjagte die gute Röhrbehnſch das abſcheuliche Beeſt, und beruhigter im Bewußtſein einer guten That, ſteckte ſie ihr Talglicht an und genoß ihr Nachteſſen im Zibürken, aber die Unruhe kam wieder, darum las ſie mit lauter Stimme ihren Abendſegen, rakte das Feuer auf dem Heerde ſorgſam ein, und verſchloß die Hausthure mit dem großen Schlüſſel. Ihr Bett war nach alter Weiſe in ſolchen Häuſern, an der Diele in einem großen Wandſchrank der Mauer, von da konnte ſie die ganze Hausflur überblicken; das Zibürken, die Fäſſer, Packen, Säcke und den neuen Engliſchen Ballen, Alles ſtand ganz ordentlich da, draußen war Alles geruhig und ſtill, und doch war ſie unruhig, — ſo unruhig, daß ſie ſich ein Nachtlicht anzündete, es auf den Dielentiſch ſtellte, und dann zu Bette ging. Das Vaterunſer war gebetet, es ſchlug 11 Uhr,

12 Uhr, der Schlaf aber kam ihr nicht. Sie war ganz hellig und aufgeregt geworden, ſie wußte ſelbſt nicht wie und warum. Sie blickte auf die Diele, das Nachtlicht warf einen ſpärlichen Schein umher, es war ganz ſtill, nur das Pickern der großen Dielenuhr vernahm ſie. Da, wie ſie zufällig den Engliſchen Ballen anſieht, glaubt ſie dort ein leiſes Geräuſch zu hören, ja eine Bewegung zu bemerken; ſie blickt ſchärfer hin, und gewahrt mit Entſetzen, wie aus dem Ballen etwas hervordringt, ſpitz und ſchmal, und nach fünf Secunden erkennt ſie ein Meſſer und eine Hand, die vorſichtig von innen heraus die Leinendecke aufſchneidet, — und nach drei Minuten erhebt ſich ein Kopf, und ein großer wilder Kerl, das lange Meſſer in der Hand, ſteigt ſacht und behend aus dem Ballen, reckt die Glieder, blickt ſich um, zündet ſich das Licht an und kommt leiſe auf ſie zugeſchritten.

War's allein das Entſetzen, das ihr die Zunge lähmte, daß ſie nicht ſchon zehnmal laut aufgeſchrieen vor Schreck und Angſt? War's nicht auch ein Inſtinkt, der ſie trieb, das zu unterlaſſen, was ihr Verderben gewiß machen würde, das zu thun, was allein ſie retten konnte? Frau Röhrbein befahl Leib und Seele dem allmächtigen Gott, drückte die Augen zu und athmete tief und ſchwer, als wenn ſie feſt ſchliefe. Der Kerl kam an ihr Bette, das Meſſer in der Rechten, das Licht in der Linken; ſchon war's, als hole er aus zum mörderiſchen Todesſtoß auf ihr Herz, dann beſann er ſich, beleuchtete ſie, und um ſich zu überzeugen, ob ſie auch wirklich feſt ſchliefe, berührte er kitzelnd ihr Kinn mit der Meſſerſpitze. Gott gab der armen Frau eine Kraft und Standhaftigkeit, die unter tauſend Menſchen ſich kaum einer zutrauen würde. Sie blieb in dieſem furchtbaren Moment unbeweglich, verzog keine Miene, und fuhr fort den tiefſten Schlummer darzuſtellen. Der wilde Kerl mochte vielleicht an ſeine Mutter denken, vielleicht auch

das Gewiſſen lieber vom Meuchelmorde frei halten, wenn ohne ihn der beabſichtigte Raub gelänge, da er ſchlimmſtenfalls noch immer die Alte zum ewigen Stillſchweigen bringen könne. Genug, nach einigen martervollen Minuten ließ er ab von ihr, und ſchlich leiſe ins Comtoir. Was jetzt thun? Sie konnte ſich auf nichts beſinnen, ſie blieb in ihrer Lage und horchte nur mit geſchärftem Ohre geſpannt auf. Sie vernahm deutlich, wie der Räuber drinnen die Pulte und Schränke aufſchloß und Geld auf Geld in Säcke legte; ſie hörte, wie er die ſchwere eiſerne Geldkiſte, die er nicht öffnen konnte, mühſam bis auf die Diele transportirte, — dann trat er wieder auf ſie zu, noch einmal hatte ſie dieſelben ſchrecklichen Momente zu erleben, denn noch einmal prüfte der fürchterliche Mann mit dem Lichtſtrahl und der Meſſerſpitze ihren Scheinſchlaf, und noch einmal gelang es ihr, denſelben zu behaupten; — ein einzig Augenblinzeln, und der Dolch hätte ſie durchbohrt. Da ließ er ab, ſtellte das Licht hin, ſchlich zur Hausthüre, öffnete ſie leiſe, trat hinaus, um dreimal verhaltenen Tones ſeinen umher lauernden Spießgeſellen zu pfeifen, die große Beute forttragen zu helfen. Und dieſen kurzen Augenblick benutzte die tapfere entſchloſſene Frau zur Ausführung eines rettenden Gedankens. Wie ein Blitz, ſo ſchnell, ſo lautlos, war ſie aufgeſprungen, hinter ihn her geſtürzt, hatte ihn mit einem heftigen Stoß die Treppe hinunter und auf die Straße geſchleudert, und die Hausthüre zugeworfen und zugeriegelt, dann hatte ſie das Fenſter geöffnet, um dem lange verhaltenen Todesſchrecken im lauteſten Hülferufen Luft zu machen. Sich ſelbſt und ihrer Herrſchaft Hab und Gut hatte die alte treue Hüterin durch ihre Entſchloſſenheit mit Gottes Hülfe gerettet.

Von den Räubern wurden durch herbeieilende Nachtwächter die meiſten mit dem Anführer gefangen. Sie empfingen ſpäter ihren Lohn. Die brave alte Frau erholte ſich

von den Schauern dieſer Schreckensnacht bald wieder. Ihre dankbare Herrſchaft belohnte ſie ſo reichlich, daß ſie im nächſten Sommer wirklich bei ihrer Schweſtertochter in St. Jürgen die Sonntags-Abende im Grunen feiern konnte, und hielt ſie zeitlebens als ein treues Familien- und Erbſtück in großen Ehren.

Das iſt die Hiſtorie von der tapfern und reſoluten Röhrbehuſch, der Einhüterin, wie ſie ſein ſoll.

---

125. Wat man ſik van Altona vertellt.

(Um 1750.)

Kinners, kamt mal all to hop, ick will jü wat vertellen, van Alt'na, un wo dat tegahn iß, dat Alt'na in de Welt ſteiht, nämlich dörch unſe Hamborger Börger, ſünſt wär dar min Leven keen Stadt benkamen!

Dat ſund nu all mannige hunnert Jahr her, da ſeten inémals ſe'n twintig edder dörtig Hambergers up'n Boembus, eten un drinken wat Goedes un ſünd vergnögt teſamen; idel rike Koeplüd, van de grötſten; un ſe'n lütten leegen Liſchenſchaten is dar ock mang weſen. Wie ſe nu da ſo ſitt und ſick wat vertellt, da kamt ſe up unſe goede Stadt to ſpreken, wo groot un mächtig dat ſe is, un dat't man een Hamberg in de Welt givt, un dat vör'n riken Hamborger Koepman nix to dühr un nix to veel un to groot is, he kan't doch maken un utföhrn; denn warum nich? Gottloff, he hatt't ja, he kann't ock dohn! Nu lacht de lütte Liſchenſchat, un brühd de Koeplüd, un will dat nich wahr hebben, bitt de Koeplüd dull wart un vermeht' ſik hoog, un makt en Wett mit em um veele duſend Daler, dat ſe utföhrn wölt, wat he jum angeven dee, he ſchull't man ſeggen, wat't ock wör. Da ſegt de meſchante Liſchenſchat, un lach darbi ganz

ſpitſch, "wohlan ſo erbauet eine Stadt, die unſerm Hamburg ähnlich werde!" Wie nu mit eens de Kooplüd heel verbaaßt un bickenbeemſtill da ſitten, un keener deiht ſin Mund up, da ſegt he: "ſeht Jhr nun, was Jhr für Prahlhänſe ſeid?" un lacht noch ſpittiger un ſprickt: de Wett is wunnen! Aberś he hett ſe doch verſpeelt. Denn wat de ölſte wär van de Kooplüd, de verwunnert ſik tovörſt und ſegt: Wi ſprekt well groot, aberś wi makt ook wahr, wat wi verſprekt, wi ſünd de Keerls darto! de Stadt wölt wi bauen, ſo ſicher un wiß, aß wi Hamborger Börger ſünd, un Morgen kan't losgahn, wenn du uns angivſt, wonehmheun wi ſe ſetten ſchölt. — Mi eendohnt, ſegt de Liſchenſchat, laat en Weeſenjung darüm lopen. — Jö well, ſpröken de Kooplüd, ſo ſchall't weſen!

Annern Namiddags kregen ſe 'n lütten blauen Weeſenjung up, un güngen mit em buten Millerndoor. Da bimt ſe em de Degen faſt to mit'n ſiden Dook, aß wenn he 'n Loſſ ut de Lettrie trecken ſchull, un ſpröcken to em: "nu loop gau to, lütt Jung, jümmerś grad ut, ſo dull aß du't kanſt, un wonehm dat du benfallſt, da ſchall't weſen, da ſchall de neie Stadt ſtahn." De Jung denkt, dat is 'n kurigen Spaß, beevt ſin Been in de Högt un neiht für ut, de Kooplüd un de Liſchenſchat to Peerd achter an. Dat gung en lütte Tid ſo voort, de Jung lööp haſtig to un greep ſick an. Darna aberś fangt he an to denken, un denkt bi ſick: wenn ick man de luttje Brügg drapen do, över de ohle Au, dat ick nich bito kam un in de Beek fall un verſup in't Water aſſ'n junge Katt! lopt alſo 'n bitten ſinniger un weet nich, dat he all beröver kamen is; darto trekt em dat ſchaarpe Loopen in de Been, de ſolte Sweet löpt van em dal in den Sand un hiemen un quimen deiht he aſſ'n ohl Bedelminſch. Alſo gefallt em de Spaß ſo övel, dat he man noch ſo ben ſlunker un jümmerś denkt he unner ſin verbunn'n Degen: wenn ick

arme Jung man nich in't Water fall, un lever in'n Sand aß in de Au, edder gar in de groote Elv; un darüm behr he mit eens, aß wenn he 'n Stock edder Steen mang de Föödt kreeg, un flög dal up den Sand, aß'n Oss, und schree so dull, aß he man kunn: da ligg ick un hev Arm un Been braken!

Wi nu de Kooplüd düt sehn doht, da verfährn se sick un röpen ut: "dat is ja all to nah bi unse Stadt, dat geiht nich good, dat is all to nah! Avers de meschaute Lischenschat lach all wedder un segt: eendohnt, all to wiet edder all to nah! Woort is Woort, wonehm de Jung henfallt, da schall't ja sin, hier ist die Stätte, hier müsset Ihr eure neue Stadt bauen, oder eure Wette bezahlen und euch Prahlhänse schelten lassen vor der ganzen Welt! Da muss'n se em Recht geven, avers grausam verdreetlik sünd se wesen, un den lütten Jung, de noch jümmers up de Eer leg un hunl un ween, den kregen se up de Been; un da gar nix an em braken wär, so geven se em en paar dannige Klapps an de Ohrn, un knuffen un stötten em hen un her un spröken: "dumme Jung, holl din Mund, wat kunnst du dösig Dübelskind nich beeter loopen hebben!"

Darna avers hefft de Kooplüd ehr Woort wahr makt, un hefft voorts anfangen, de Stadt to bauen. Achter na da hefft se sick sülvst Spiker 'nog hensett, un mannig Een denk still bi sick: na nu frag ick den Dübel na unsen Tollen! Ulennen an de Elv wär'n datomal all sit ohlen Tiden twe bit dre Stieg lütte Hüs vör de Fischer un Schipper; avers baben wär nix aß idel Vehweid un Sand, worup se de Stadt baut hefft, un wonehm de dumme Jung henfallen is, da steiht nu dat Rathhus. — Un de lütte Lischenschat müß sin Wett wol betahlen, avers he har doch sin Spaß dabi un vertell den Snack an alle Lüd un segt van de neie Stadt: is se all to

nah, ſo ſchall ſe ook Altona heeten, deshalven is ſe alſo döfft, un Altona is ehr Nam' bleven.

Da ſegt nu wol towilen ſo'n wittſnutigen Böökerminſchen dat düſſe Nam nich von All-to-nah herkäm, ſündern van de ohle Au, de datomals an de Grenz bi'n Hamborger Barg loopen dee. Dat is aber nich an dem, un min Geſchicht is wahr und wiß, denn wenn de riken Hamborger Kooplüd nich mit ehr Hannen dar mang weſen wär'n, ſo gev't dar noch nix anners, aß'n ohl Fiſcherdorp. Dat is ſo klahr wie wat! Un wenn de neimod'ſche Snack wahr wär, ſo müß de Stadt ja Ohlenau heeten, un min Levdag nich Altona.

So un nich anners hefft ſick unſe Vöröllern dat vertellt, dat Altona to Weg kamen is, un darbi bliev ick; un de ohle Wandsbecker Schoolmeſter pleg to ſeggen: Gott ſtürt de Hamborger Böom, dat ſe nich in'n Häven waſſt, un darüm hett he Alt'na in de Welt ſett. Un ick ſegg: man to, lat leven! Abers nu, Kinners, en Buddel Wien her, auf Hamburgs Wohlergeh'n laßt kein Glas müſſig ſteh'n, Hamburg ſchall leven, Gott ſegne Hamburg, een, twe, dre, Hoch!

Inhalts-Verzeichniß und Anmerkungen.

Seite

1. Sagen von Hamburgs Entſtehung. (Um 805.) . . . 1
   Die hier mitgetheilten finden ſich unter vielen anderen bei den Geſchichtsſchreibern Hamburgs: Cranz, Lambeccius, Adelungk, Stelzner u. ſ. w.

2. Der heilige Anſcharius. (831—865.) 4
   Verglichen ſind die Lebensbeſchreibungen des Heiligen von Neuterdahl und Klippel. Anſchar's Bild enthalten die älteren Hamb. Geſchichtsſchreiber: Lambecius, Staphorſt u. ſ. w.

3. Erzbiſchof Heger. (909—915.) 9
   Hauptſächlich nach Adam von Bremen, Hamb. Kirchengeſchichte I. 53 u. 54. Die Sage am Schluß nach mündlicher Mittheilung.

4. Poppe der Heidenapoſtel. (Um 962.) 10
   Adam von Bremen II. 33; auch Schol. 41 ad II. daſelbſt. Thietmar von Merſeburg II. 8.

5. Pabſt Benedict V. in Hamburg. (965.) 11
   Dembert Meyer's Blick auf die Domkirche S. 61. Adam von Bremen II. 10; von Heveln, Hamburgs Hoheit ꝛc. S. 141.

6. Glindes-Moor. (Um 995.) 15
   Adam von Bremen II. 39. — von Heß, Topographie III. 117. Zimmermann, Hamb. Chronik S. 226. Vielleicht bedeutet der Namen Aſkemannen richtiger Schiff-Männer, von Aſk, ein Schiff. — Das Treffen von 1814 berichtet Neddermeyer, zur Statiſtik und Topographie Hamburgs S. 150.

7. Der Fährkrug in Horn. (Um 1000.) 17
   Nach mündlicher Ueberlieferung.

Seite

8. Blutige Vorzeichen. (1012.) 19
Aus handſchriftlichen Chroniken, namentlich der ſogenannten Beckendorp'ſchen des Stadt-Archivs.

9. Miſtewoi der Wende und Hamburgs Zerſtörung. (1012.) 20
Zimmermann, Hamb. Chronik S. 35 u. 36 und die handſchriftl. Beckendorp'ſche Chronik

10. Erzbiſchof Unwannus. (1013—1029.) 23
Adam von Bremen II. 45 ꝛc. Zimmermann, l. c. S. 40.

11. Von Naturwundern, Waſſersnoth, Leichenknäuel und Grabhügeln. (1020.) 24
Nach ungedruckten Chroniken. Gewiß iſt, daß vor der Eindeichung der Marſchen ſchon Ureinwohner daſelbſt auf Erderhöhungen, ſogenannten Woerthen, gewohnt haben. — Das Vermächtniß des Radecke vom Jahre 1416 erwähnt Staphorſt. Hamb. Kirchengeſchichte II. 841.

12. Adalbert, Erzbiſchof von Hamburg. (1043 bis 1072.) 27
Hauptſächlich nach der milderen Auffaſſung Adam's von Bremen. (III.)

13. Drei Burgen in Hamburg. (Um 1060.) 33
Steltzner I. 31 ff. Lappenberg, Programm 8. Adam von Bremen III. 68 u. A.

14. Das Caſtell auf dem Süllenberge. (1063.) ... 37
Adam von Bremen III. 25 und Schol. 75. Steltzner I. 39. Geſchichte des Geſchlechts Wedell (1843). Mündliche Erzählungen.

15. Das große Blutbad in Hamburg. (1072.) ... 40
Dieſe Sage theilt Schlüter mit im Tractat von den Erben S. 619 aus einem Plattdeutſchen Manuſcript: "Paſſional. der Heiligen Leben und Leiden." Die dort genannte Jahreszahl 837 iſt unrichtig, es kann nur die doppelte Zerſtörung Hamburgs im Jahre 1072 unter Kruke gemeint ſein. Auch den Namen Baruch habe ich in Baruth geändert. — von Heß (Topographie. I. 400) erklärt ſehr gezwungen bloetlos für blutbeulos.

16. Hamburgs zweiter Gründer und getreueſter Wohlthäter. (1106—1130.) 42
Zimmermann's Chronik 61. Steltzner I. 52. Piderit (Geſchichte der Grafſchaft Schaumburg) gedenkt der alten Inſchrift im Hamb. Dom zu Adolf's I. Ehre. Uebrigens: von Aspern, Beiträge zur ältern Geſchichte Holſteins. S. 1—16.

Seite

17. Die Rüſtung des Fürſten Primislav. (1138.) 44
Curio, Hamb. Chronik 25. — Sam. Buchholtz: Heinrich Badewide. 1734.

18. Der Bardowiker und Zippelweiber Gerechtſame. (1189.) 45
Schlüter, Tractat von den Erben 635. — Schlöpke, Chronik von Bardowik 206. Hübbe, Hamb. Ausruf 33.

19. Des Hamb. Welthandels Begründung. Graf Adolf III. und Kaiſer Friedrich I. (1164—1203.) 49
Neben andern Quellen: Zum Gedächtniß beim Abbrechen der Reſte des Marien-Magdalenen- und Johannis-Kloſters (eine vortreffliche kleine Schrift, deren Verfaſſer ungenannt). S. 6—8. — Hartmann, Adolf der Vierte S. 10. — Cyr. Spangenberg, Schaumb. Holſt. Chronik S. 19.

20. Aus des Grafen Adolf IV. Jugendzeit und von Hamburgs Geſchicken. (1203—1225.) 52
Nach denſelben Quellen und den gedruckten Chroniken. Eben ſo die folgenden Erzählungen. Die Burg beim Eichholz veranlaßte den Namen Feendsburg (Feindsberg), woraus lächerlich genug der Straßenname Venusberg entſtanden iſt.

21 Vom Spökelberg. (1225.) 55

22. Graf Adolf IV. begründet Hamburgs Freiheit. (1225.) 57
Das Bild Adolfs geben die ältern Geſchichtbücher.

23. Der Tag von Bornhövede, Adolf's Gelöbniß und Sieg. (1227.) 61
Im Holſteiniſchen heißt noch jetzt eine Wolkenmaſſe am Sommerhimmel: Marien-Magdalenen-Schürze. Außer den genannten Quellen auch: Lübeck im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1815). Steltzner I. 124 nach Hermann von Lerbeck und Alb. Crantz. — Daß Hamb. Bürger die Schlacht mitmachten, beſtätigt die Urkunde 818 im Hamb. Urkundenbuch S. 671.

24. Vom Bau des St. Johannis-Kloſters. (1220 bis 1235.) 65
Handſchriftl. (Beckenbery'ſche) Chronik. — Steltzner I. 126, nach Herm. von Lerbeck u. A.

25. Die blauen Süſtern. (1233.) 67
von Heß, Topographie I. 329. 333. — Steltzner I. 153. — Archival-Notizen.

Seite

26. Graf Adolf IV. als Mönch. (1239—1261.).... 68
Der Schauplatz der Geſchichte mit dem Milchtopf wird nach Helmreich's Chronik von den meiſten Erzählern nach Kiel verlegt. So auch (nach dem Presbyter Krem. bei Weſtphalen Monum. ined. III. 49) von Müllenhoff, Schleſw. Holſt. Sagen 16.17, welcher jedoch in der Anmerkung nach Hamburg hinweiſt. — Das erwähnte Bild iſt den älteren Hamb. Geſchichtsbüchern gewöhnlich beigegeben. — Unbegreiflich unrichtig iſt Adolf IV. übrigens von von Heß aufgefaßt (Topographie I. 286.87). Beſſer ſchildert ihn Zimmermann, Chronik 129—134, woſelbſt die Inſchrift, welche C. Oberalten dem Bilde des Grafen im Kloſterſaale etwa 1818 beifügen ließen.

27. Das alte Harveſtehude. (1245—1295.)..... 70
Zum Theil nach Urkunden. Irrig wird die Gräfin hie und da eine geborene Markgräfin von Brandenburg genannt. Zimmermann, Chronik 131. — von Heß, Topographie III. 61. Hude kann Landungsplatz bedeuten, wie Weidehutung; nicht aber Hütte. Lappenberg, Lorich's Elbcharte S. 67.

28. Von Abſchaffung der Feuerprobe. (1257.) ... 73
Zimmermann, Chronik 189. Stelzner I. 107. Beckendorp's handſchriftl. Chronik.

29. Herrn Dirk Wrak's Großmuth. (1270.)..... 74
Dieſe Sage erzählt eine handſchriftl. Raths-Succeſſion auf dem Stadt-Archiv. — Beckendorp's handſchriftl. Chronik datirt ſie von 1200 und nennt Wrak Bürgermeiſter. Er iſt aber urkundlich erſt ſeit 1268 als Rathmann und gar nicht als Bürgermeiſter bekannt.

30. Das helle Haus und das heiße Haus. (1281.) 76
Nach Chroniken. — Die Feuersbrunſt hat nach Lappenberg, Hamb. Urkundenbuch No. 818, erſt 1284 ſtattgefunden. So auch Tratziger's Chronik; ſ. a. Stelzner I. 205. Das heele Haus kann auch das ganz, unverſehrt gebliebene Haus heißen.

31. Vom Schuljungen-Kriege. (Um 1290.)..... 78
Nach hiſtor. Quellen. Möncheberg, die St. Nicolai-Kirche in Hamburg. Beckendorp's handſchriftl. Chronik.

32. Vom Schandſtein-Tragen. (Um 1292.)..... 80
Hamb. Stadtrecht von 1292 M. XXVII und 1497 M. II in Lappenberg's Hamb. Rechts-Alterthümern Bd. I. — Dreyer's antiquar. Anmerk. über einige Lebens- ꝛc. Strafen § 21. — Hamb. Chroniken, herausg. von Lappenberg. 1. Heft. S. 128.

Seite

33. Vom ältesten Rathhause und vom Junker Blomendal. (1292.) 83

Zimmermann, Chronik 190—192. Stelzner I. 210. Beckendorp, handschriftl. Chronik. Bis auf den Schluß ganz geschichtlich. S. auch Urkunde 818 im Hamb. Urkundenbuch S. 674. Blomendal kommt auch unter den Stift-Bremischen Ministerialien vor. Pratje, Bremen und Verden VI. 134.

34. Der Brauerknechte Heldenthum. (Etwa um 1300.) 84

Die Zeitangabe ist etwas willkürlich, da diese Sage nur von "alten grauen Zeiten" spricht. Sie wird unter Andern erzählt von Schlüter, Tractat von den Erben S. 356; von Heß, Topographie I. 308.

35. Von der Hamburgischen Schuljugend im Mittelalter. (Um 1300.) 87

Ganz geschichtlich. Nach: Ed. Meyer, das Hamb. Schulwesen im Mittelalter, woselbst viele Urkunden als Belege. Möncheberg, die St. Nicolai-Kirche.

36. Vom Kinder-Bischof in Hamburg. (Nach 1305.) 90

Geschichtlich und urkundlich. Nach denselben Werken. — Die Vereinbarung von 1305 giebt Meyer, a. a. O. S. 197.

37. Vom Kindersegen. (1313.) 93

Nach Beckendorp's handschriftl. Chronik. — Aehnlich ist eine von einer Holländischen Gräfin erzählte Sage.

38. Isern Hinrik. (1317—1382.) 95

Piderit, Geschichte der Grafsch. Schaumburg. S. 74. — Müllenhoff, Holstein. Sagen S. 25—28. Wegen des Thurms s. Neddermeyer, Topographie S. 250. Der zweite der Grundrisse in Lappenberg's Programm giebt sein gutes Bild. In Lübeck trug um 1534 ein Kriegsschiff den Namen "Isern Hinrik," s. von Alten, Graf Christoffer von Oldenburg S. 162.

39. Till Eulenspiegel in Hamburg. (Vor 1350.) 98

Aus dem bekannten Volksbuch; in der Simrock'schen Ausgabe die 72ste, in der Marbach'schen die 80ste Historie. Die gewünschte Canonisirung erzählt Dencke, Lübeck'sche Geschichten und Sagen S. 123.

40. Die verwünschte Linde zu Harvestehude. (Um 1350.) 101

Eine von keiner Chronik erzählte Sage, nach mündlicher Ueberlieferung.

Seite

41. Das Rolandsbild in Hamburg. (1368.) 103
Geſchichtlich; ſ. von Heß, Topographie I. 246. — Zimmermann, Chronik 191.

42. St. Maria to'm Schäre. (1371.) 105
Das Geſchichtliche, wie die Anſchar's-Sage, erzählt Kiehn, das Hamb. Waiſenhaus S. 10, 233 ꝛc. — von Heß I. 404. — Staphorſt I. 61.

43. Die Köpfe an St. Jacobi-Küſterei. (1390.) 107
In allen handſchriftl. Chroniken. Auch bei Steltzner I. 321. Als wirkliche Begebenheit anzunehmen.

44. Von Claus Störtebeker und Godeke Michels. (1394 — 1402.) 109
Vorzüglich nach Laurent's und Lappenberg's Zuſammenſtellungen in der Zeitſchrift für Hamb. Geſchichte Bd. II. 43, 93, 285 (das Volkslied) und 594. Daneben andere geſchichtliche Quellen, und in Betreff der Sagen: Müllenhoff, Holſtein. Sagen S. 36—38.

45. Simon von Utrecht. (1400 — 1437.) 118
Geſchichtlich, meiſt denſelben Quellen nacherzählt. Auch Wilkens, Hamb. Ehrentempel. S. 6. Die das Grab betreffende Notiz: aus Archival-Nachrichten. Die Inſchrift des Denkſteins giebt u. A. Anſelmann: Inscript. Hamb. I. V.

46. Die Cäcilienabend-Fluth. (1412.) 121
Geſchichtlich; ſ. Steltzner I. 366. — Heuſelt herzfließende Betrachtungen über den Elbeſtrom. S. 126.

47. Hamburger Treue. (1417.) 121
Nach Beckendorp's und Janibal's handſchriftl. Chroniken. Jedenfalls iſt das Fundament dieſer Erzählung geſchichtlich.

48. Ein glückliches Kriegsjahr der Hamburger. (1420.) 124
Desgleichen. Beide Ereigniſſe ſind geſchichtlich. Im Perleberger Vergleich wurde den Städten auch die Hälfte des Sachſen-Waldes, mit Ausnahme des Jagdrechts, zu Eigen übertragen.

49. Johann Klepe. (1427.) 125
Der Hauptſache nach ganz geſchichtlich. Nach den bekannten Quellen.

50. St. Ilſabe'n-Haus. (1428.) 128
Desgleichen.

51. Dat lütte Rümeken. (1429.) 130
Als Sage auch von Geſchichtſchreibern erzählt, z. B. Schmid, hiſtor. Beſchreibung Altona's S. 21. Urkundlich iſt der

Seite

Erwerb dieſer Gegend abſeiten Hamburgs ſchon im 13ten Jahrhundert nachzuweiſen.

52. Dithmarſcher Fehden. Martin Swartekopp und Nalev Carſten. (1430—1434.) 133
Geſchichtlich, nach den Hamb. Hiſtorikern, und Joh. Adolfi Neocori Dithmarſ. Chronik I. 403.

53. Von einem geſchickten Hamburger Kröpel. (1430.) 135
Nach handſchriftl. Chroniken und dem gedruckten hiſtor. Bericht der x. Stadt Hamburg (1770), woſelbſt der Kröpel ein Schüler genannt wird.

54. Palmſonntags-Proceſſion. (1445.) 137
Als geſchichtlich von allen Hamb. Chroniſten betrachtet.

55. Vom Lachs-Eſſen. (Um 1450.) 138
Stelzner I. 446. — Abelungk, Hamb. Alterthums-Gedächtniſſe S. 38. — Hübbe, Hamb. Ausruf S. 40.

56. König Chriſtian I. in Hamburg. (1461.) 139
Geſchichtlich, von allen Chroniſten erzählt. Als König Johann 1481 die Erbhuldigung begehrte, erklärten die Hamburger, "ſie wollten lieber ihren Kopf miſſen, als erbhuldigen," worauf der König nachgab. Wilckens, Hamb. Ehrentempel S. 23. Zimmermann 330.

57. Die Hamburger mögen nicht Kreuzfahrer werden. (1464.) 141
Geſchichtlich. — Schön, Hamb. Geſchichte II. 311 und die Chroniſten.

58. Von einem ſeltnen Meiſterſtück. (1464.) ... 142
Die Perſon des Flügge iſt geſchichtlich; ſein hier erzähltes Meiſterſtück mag als Sage dahingeſtellt bleiben. S. Hamb. Chroniken, herausg. von Lappenberg. Heft I. S. 13. Note 4. Die Einflechtung der vielleicht nicht völlig ſagenhaften Verpflichtung des jüngſten Rathsherrn wird man hier wohl am rechten Ort finden.

59. Der Hanſen Krieg und Frieden mit England. (1468—1474.) 144
Geſchichtlich. Zimmermann, Chronik 336. — Handſchriftl. Beckendorp'ſche Chronik. — Lappenberg, Geſchichte des Stahlhofes in London S. 52. 53. — Paul Beneke's Geſchichte, ausführlich erzählt von Reimer Kock bei Grautoff, hiſtor. Schriften II. 701—8. Darnach auch bei Dreke, Lübeckiſche Geſchichten und Sagen.

Seite

60. Des Teufels Stiefeln. (Um 1470.) 146

Meyer (Blick auf die Domkirche S. 60) theilt sehr summarisch den Kern dieser Sage mit, welche ich durch das hinzugefügte Wendische Gewand motivirte. Der Wendenhaß in hier erzählter Weise ist völlig geschichtlich. s. Westphalen, Hamb. Verfassung und Verwaltung I. 161. Note*) Laurent, in der Zeitschrift für Hamb. Geschichte I. 161. S. auch Hes, Topographie I. 279.

61. Hamburger wollen keinen Schimpf leiden. (1478.) 150

Handschriftl. Chronik von Beckendorp. Nach Archival-Notizen scheint diese Erzählung mehr Geschichte als Sage zu sein.

62. Von einem vollkommenen Bürgermeister. (1466—1481.) 152

Geschichtlich. Wickens Ehrentempel S. 8 Das Testament bei Staphorst, IV. 432. — Nach dem Murmeister'schen Stammbaum auf dem Archiv hatte des Bürgermeisters Mutter, Hilleke oder Hildegundis, aus zweiter Ehe einen Sohn, Jasper Frauenengel, der leider nicht die damals lebende Jgf. Mandüwel heirathete, sondern als Vicar im Cölibat starb.

63. Die wunderbare Kohlwurzel. (1482.) 155

Nach einem alten fliegenden Blatt in Fol., "Naturale Abbildung" ꝛc., welchem Steltzner u. A. folgen, indem sie der ältern Schwester eine Mitschuld beilegen, die aus andern Berichten nicht erhellt.

64. Die Hand, die aus dem Grabe gewachsen. (Um 1500.) 158

Meyer, Domkirche S. 69 erzählt der Sage Kern sehr kurz; umständlicher spricht er S. 51 über den Christmarkt im Dom. Der Vers im Anfange dieser Geschichte ist ein volksthümlicher: Schütz, Holstein. Idioticon. III. 165.

65. Vom Cardinal Raimundus. Auch vom Hamburger Biere. (1503.) 161

Geschichtlich. s. Steltzner II. 115 u. A. Hesselii, Elbstrom S. 177. von Hövelen, Hamb. Hoheit ꝛc. (1668). S. 125. Ueber das Bier und dessen Arten giebt Schlüter im Tractat von den Erben umständliche Nachricht.

66. Von Claus Schwarte, dem klugen Hauptmann. (1504.) 163

Nach Joh. Adolfi Neocori Ditmarf. Chronik I. 535, woselbst diese Geschichte Plattdeutsch mit dem Zusatz "ut der Ham-

Seite

berger Stadthof" erzählt ist. Ich habe sie sonst nirgends gefunden. Schwarte erinnert sehr an den Lübeck'schen Hauptmann Jäger, 1291, von dem Lüb. Chronisten eine ganz ähnliche That berichten; s. Deede, Lüb. Gesch. u. Sagen.

67. **Wahrhaftige Historia, wie Claus Kniphoff, der große Seeräuber, von den Hamburgern überwältigt und gerichtet worden ist. (1525.) I—XII** 166

Durchgehends geschichtlich. Der Eingang nach verschiedenen hister. Quellen; darunter: Altmeyer, Isabelle d'Autriche et Christiern II. Brux. 1842. Der Hauptinhalt nach dem trefflichen Plattdeutschen Bericht eines Gleichzeitigen im 1. Hefte der von Lappenberg herausgegebenen Hamb. Chronisten S. 22 u. f. w. — Die Lieder über Kniphoff: Zeitschrift für Hamb. Geschichte II. 118 u. 577.

68. **Ditmar Kohl. (1525—1563.)** 194

Geschichtlich, nach denselben Quellen, und: Wilkens Ehrentempel S. 14. Buck, genealog. Notizen S. 29. Die Kohl-Tonne kommt auf Melchior Lorich's großer Elbkarte 1568 vor. (Verkleinert mit Commentar herausg. von Lappenberg. S. 29.) Die Erkundigungen in Cuxhaven verdanke ich der Güte des Herrn Inspector Kernet daselbst.

69. **Ein Turnier auf dem Pferdemarkt. (1525.)** 196

Geschichtlich; von Hes. Topographie I. 392 u. A. Auch Plattdeutsch erzählt in den Hamb. Chroniken von Lappenberg, Heft I. S. 49 — Das Tractement kostete der Stadtcasse 510 Thal., der Perol 162 Thal. und die Kleinodien eben so viel.

70. **Marx Meyer, oder was aus einem Hamb. Grobschmidt werden kann. (1533.)** 198

Geschichtlich. Die Einzelheiten in handschriftl. Chroniken. Benutzt ist auch: von Alten, Graf Christoff von Oldenburg; hiernach ist Marx Meyer von vier Pferden zerrissen und mit ihm sein Bruder Gerd Meyer hingerichtet worden.

71. **Die Synode zu Hamburg. (1533.)** 200

Geschichtlich. Wilkens, Ehrentempel S. 256. — Grevii mem. Aepini p. 25. Die Gastmahls-Rechnung in Acten des Stadt-Archivs.

72. **Der Kronprinz mißhandelt einen Uebelthäter. (1536.)** 203

Diese in mehrfacher Hinsicht lehrreiche Geschichte erzählt ein Gleichzeitiger im 1. Hefte der Hamb. Chroniken, herausg. von Lappenberg S. 107.

Seite

73. Wahrhaftige Historia von der Anwesenheit Königs Christian III. von Dänemark in Hamburg. (1538.) I.—VIII. 205

Durchaus geschichtlich, vorzüglich dem Plattdeutschen Bericht eines Augenzeugen, Heft 1, S. 151 ff. der von Lappenberg herausg. Hamb. Chroniken, nacherzählt. Viele Einzelheiten sind aus andern handschriftl. und gedruckten Chroniken eingefügt.

74. Der Schar-Kapelle Säcularisirung. (1538.) 219

Geschichtlich. Kiehn, das Hamb. Waisenhaus. S. 11 u. 255, woselbst auch die Sage von den gespenstischen Poltergeistern. — Allgemein hat man unter Büchsenhaus ein Armenhaus verstanden, vor welchem mit einer Büchse gesammelt sei. Eine Acte des Stadt-Archivs stellt es aber außer Zweifel, daß darunter ein Arsenal zur Bewahrung von Geschützen aller Art (Büchsen) zu verstehen ist. — Ein sachkundiger Aufsatz in den Wöchentl. Nachrichten von 1808, No. 31, verlegt die Clemens-Kapelle (die man für identisch mit der Schar-Kapelle hält) vors Thor in die Gegend des Eichholzes.

75. Wibeke, die Putzenmakersche. (1541.) 221

Unzweifelhaft historisch, Plattdeutsch erzählt im Heft 1, S. 137 der von Lappenberg herausg. Chroniken. Die Bezeichnung "Putzenmakersche" erklärt Richey, Idioticon Hamb. S. 197.

76. Der ewige Jude in Hamburg. (1547.) 223

Nach einer alten Druckschrift: "Wunderbarlicher Bericht von einem Juden Ahasvero ꝛc. von Chrysostomo Dadalaeo Westphalo, o. J. nebst Abbildung und Anhang. Danzig 1602. Ein neuerer Abdruck davon ist das häufig vorkommende Volksbuch. Benutzt ist Gräße's Schrift: die Sage vom ewigen Juden, 1844.

77. Die Schlacht bei Drakenburg. (1547.) 227

Geschichtlich, bis auf die Beinamen der beiden Penningks. S. 232. Hamburgs und der Hansestädtische Antheil an dieser denkwürdigen Schlacht ist bisher viel zu wenig hervorgehoben. — Die meisten Chroniken enthalten viel Unrichtiges, z. B. Würtzburg statt Wrisberg; aus dem Obersten von Thumbshirn haben sie einige Domherren gemacht u. s. w. Benutzt sind: Misegaes, Chronik von Bremen III. 259. Roller, Geschichte von Bremen III. 62 — Cyr. Spangenberg (Chronik der Bischöfe von Verden) erzählt: die Protest. Truppen hätten mit dem Gesange: "Ein feste Burg ist unser Gott," ihren Angriff begonnen. —

Seite

Ueber den Obersten Penningk: Wilckens, Ehrentempel S. 538. Anckelmann, Inscript. S. 67. — Im Bremer Sonntagsblatt von 1853, No. 43, erzählt Herr D. Klopp die Schlacht nach einer Brem. Chronik vom Bremischen Standpunkte, Hamburgs Antheil fast gänzlich übergehend. Wrisberg wird hier Writzeberg genannt

78. Von einigen Ungeheuern in der Elbe. (1549 bis 1659.) 233

Diese Geschichten erzählen nach den Chroniken: Steitzner, Hesselius (Elbestrom) u. A. Vom "Düvels Boomgarden" und Ritter Motemeduvele spricht Lappenberg, Lorich's Elbcharte S. 46.

79. Was Alles im Jahre 1557 passirt ist. 236

Unzweifelhaft geschichtliche Erzählung in Beckendorp's handschriftlicher Chronik. — Die amtliche Deputirung von Raths- und bürgerschaftlichen Mitgliedern, zur Beaufsichtigung der Verpflegung fürstlicher Gäste, ist bemerkenswerth.

80. Pestgeschrei und Schloßbrand. (1564.) 238

Nach Beckendorp's handschriftl. Chronik. Des Gottorp'schen Schloßbrandes gedenken alle Schlesw.-Holst. Geschichtschreiber.

81. Bestrafter Kornwucher. (1571.) 241

Aus den handschriftl. Beckendorp'schen und Janibal'schen Chroniken.

82. Hermann Rotenborg. (Um 1586.) 243

Aus älteren biographischen Notizen des Stadt-Archivs über hiesige Rathsherren. Joh. Ludw. Barthold Heise heirathete die Behrmann-Rothenburg'sche Erbtochter. Einer seiner Söhne nahm den Namen von Heise-Rothenburg an.

83. Vom Pastor Werner und allerlei Irrlehren. (1580 und später.) 244

Nach Pasmann, Hamb. Denkmal bei aufgebautem neuen Schulhause. 1690. S. 72 ff.

84. Der Hansen Spiele zu Bergen. (Vor 1599.). 246

Diese nur mittelbar hieher gehörige Darstellung dürfte doch Manchem unbekannt und merkenswerth erscheinen. — Handschriftliche Chroniken lassen irrig erst 1623 diese Spiele entstehen. Ich bin der Erzählung des aus Bergen gebürtigen von Holberg gefolgt in seiner Beschreibung der Stadt Bergen (1753.) II. 50 ff. — Ueber Husanus, welcher fast alle Sprachen verstand, poetische und juristische Werke schrieb und als Syndicus zu Lüneburg sein bewegtes Leben 1587 beschloß, s. Rotermundt, das gelehrte Hannover II. 435

Seite

85. Von Würden und Bürden der Brauerknechte. (Um 1600.) 252
Nach Schlüter's Tractat von den Erben S. 343 ff.

86. König Christian IV. in Hamburg. (1603.) ... 255
Steltzner II. 463. Adelungk 99, und andere Geschichtschreiber. Die meisten der interessanten Details aus einer handschriftlichen Fortsetzung von Tratziger's Chronik. von Heß, Topographie I. 392, giebt die Inschrift an Matth. Meyer's Hause.

87. Der neue St. Catharinen-Thurm und eine Prophezeiung. (1603.) 266
Handschriftliche Chronik. Auch Herrn Pastor Wendt's kleine Schrift über den St. Catharinen-Thurm S. 14.

88. Die Meer-Jungfer. (1610.) 267
Hesselii Elbestrom S. 62.

89. Lewerenz sin Kind. (1611.) 269
Den Stoff gab eine handschriftliche Chronik, die von dem zehn Fuß langen Jacob Damm erzählt. Ueber das Sprichwort: "Lewerenz sin Kind," berichtet Richey, Idiot. Homb. p. 151; auch Schütz, im Holst. Idiot., und das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch. — Um 1750 ließ sich hier der lange Cajetanus sehen, dessen colossales Portrait noch 1711 im Baumhause gehangen hat; von Heß, Topographie II. 389.

90. Das Englische Ruberboot. (1611.) 271
Steltzner II. 530. Hesselii Elbestrom S. 82, woselbst eine Abbildung des Bootes und der drei Engländer. — Uffenbach, merkwürdige Reisen II. 114.

91. Die Hansischen Gesandten bei König Gustav Adolf von Schweden. (1620.) 272
Sartorius, Geschichte der Hanse III. 57. Note 30.

92. Der Winterkönig in Hamburg. (1621.) 273
Aus handschriftl. und gedruckten Chroniken. — Buck, genealogische Notizen S. 63.

93. Schiffs-Auffliegung bei Neumühlen. (1622.) 275
Steltzner III. 26. 27. — Hesselii Elbestrom S. 141, wobei die Abbildung der Explosion, während die gerettete Frau landet. — Ausführliche Namen-Angabe der Verunglückten enthält eine handschriftl. Chronik. — Hardkopf's Predigt: "Denk' d'ran, Hamburg," habe ich nicht gesehen.

94. Die Fastelabend-Fluth. (1625.) 278
In allen gedruckten und handschriftl. Chroniken, hier vorzüglich nach Janibal und Beckendorp erzählt.

Seite

95. Marcus Meyer und der St. Marcus-Platz. (1625.) 280
Vorzüglich nach Wortmann's chronolog. Zusammentrag. die Kirche und das Kirchspiel St. Michaelis betreffend. 1800, S. 110 ff., wo auch die Urkunde der Juraten abgedruckt ist. — Daß der Krapenkamp seinen Namen von dem Pächter eines dortigen Platzes Krape habe, meint Neddermeyer, Topogr. S. 200.

96. Nach Spandau fahren! (1631.) 283
In fast allen Chroniken und Geschichtsbüchern als Thatsache erzählt, z. B. Stelzner III. 258 ff. Zimmermann S. 515.

97. Von einem Wärwolfe. (1632.) 287
Die handschriftl. Beckend. Chronik erzählt den Kern dieser Geschichte. — Wärwolf, nach Adelung vom Altdeutschen War, Mann (sic); also ein Mann-Wolf. S. Tkany, Mythologie II. 183.

98. Vom Gesundbrunnen. (1633.) 289
Stelzner III. 260 u. s. w. In Hesselli Elbestrom. S. 14 ist auch eine Abbildung gegeben.

99. Von einer Entführung. (Um 1635.) 290
Den sagenhaften Stoff zu dieser Geschichte giebt Meyer, Domkirche S. 69.

100. Die Hamburgischen Frauen. (Um 1637.) 295
Aus: Aubery du Maurier, memoires de Hambourg etc. p. 26. Herausg. von Dervaulx du Maurier, 1737, Haag. 100 Jahre nach der Abfassung.

101. Ein guter und ein schlechter Trinker. (1637.) 297
Die erste Geschichte aus dem eben gedachten Buch, S. 18, und Stelzner III. 342. — Die zweite aus Beckend. handschriftl. Chronik.

102. Elephant, — Neger, — Mißgeburt. (1638.) 299
Aus handschriftl. Chroniken.

103. Johann Körner's Schuld und Sühne. (1639) 301
Aus verschiedenen handschriftl. Chroniken und Stelzner III. 355.

104. Die Unterirdischen bei Blankenese und Herr Riß. (1650—1660.) 307
Nach von Hövelen, Hamb. Hoheit, S. 111. 112 und Adelungk. Alterthums-Gedächtniß, 41. 42, woselbst die Inschrift des Rolandsbildes, dessen Hersteller der Amtmann Hans Bremer war.

Seite

105. Wie ein Phyſicus an einer Ohrfeige ſtarb. (1653.) 311
In den meiſten Chroniken und bei Steinzner. — Der bei der Geſchichte gegenwärtige Dr. Placcius bemühte ſich hernach, dieſelbe als Fabel darzuſtellen (Moller, Cimbria lit. I. 738). Eine Latein. Archival-Notiz beſtätigt ſie jedoch.

106. Königin Chriſtina von Schweden. (1654.) .. 312
Geſchichtlich. Steinzner III. 607—609. Grauert, Königin Chriſtina und ihr Hof, II. 9.10.

107. Von der Kleiderordnung. (1652—1654.) ... 314
Nach der alten Verordnung. Was der Erzähler hinzugefügt hat, iſt leicht zu erkennen.

108. Vom Schweinekrieg. (1660.) 317
Geſchichtlich. Steinzner III. 776. — Die Hamb. und Lüb. Anſprüche auf den halben Sachſenwald deducirt Kieſeler, Hamburg. Verord. und Verfaſſ. X. 249. — Ein Mag. Magnus Gärtner, Hamb. Candidat, iſt von 1672—1684 an fünf Orten Prediger geweſen; von Höveln, a. a. O. S. 130, lebt Hamburgs Wundärzte.

109. Des Gehängten Beſuch. (1661.) 320
Nach Steinzner III. 804 und verſchiedenen Chroniken.

110. Von einem Selbſtmörder. (1662.) 322
Nach einigen Chroniken. Die Formeln des Gaſſenrechts: aus Archival-Acten. Im Amte Ritzebüttel lautete es ſtatt "Jeter," nach Frieſiſchem Gebrauch "Jodute, Jowehe, Jowach! über den Mörder" ꝛc. Das Gaſſenrecht oder die Beſchreiung ermordet gefundener Leichen wurde durch Senatsbeſchluß vom 17. September 1784 der Regel nach abgeſtellt.

111. Von einem Zanksteufel. (1662.) 324
Den Kern dieſer Geſchichte erzählen; Büſch. Wort an Hamburgs Bürger, S. 88. Janſſen, Hamb. Kirchengeſchichte. 481.492. Steinzner III. 758.

112. Vom Chriſtinenpförtchen. (1667.) 328
Geſchichtlich. Außer den Hamb. Geſchichtswerken iſt benutzt: von Heß, Topogr. I. 484; und Grauert, Chriſtina und ihr Hof, II. 213—215.

113. Wie ein Trunkenbold curirt wird. (1682.) 332
Nach einer handſchriftl. Fortſetzung von Trotziger's Chronik.

114. Eine unglückliche Liebesgeſchichte. (1695.) 334
Der Hauptſache nach wirkliche Begebenheit. Viele der Einzelheiten erzählt eine handſchr. Fortſetzung von Trotzi-

Seite

ger's Chronik. — Siehe auch Dr. Geffcken, die Leichenbegängnisse im siebenzehnten Jahrhundert in der Zeitschr. für Hamb. Geschichte, I. 504.

115. Mag. Lange's Aergerniß. (1699.) 338
Nach Archival-Acten.

116. Von einem Herzoge und einem Hamburger Bürger. (1700.) 341
Sagenhaft, nach mündlicher Ueberlieferung. Die Geschichte soll übrigens früher schon in einem Buche erzählt sein.

117. Hans mit Gott. (Um 1700.) 345
Sagenhaft, nach mündlicher Erzählung; ganz ähnlich in Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sagen S. 535.

118. Des Kindes Gebet. (1701.) 346
Nur mit einer Abweichung ähnlich erzählt in von Heß, Topogr. II. 141. — Ueber das damalige Zuchthauswesen spricht Brock, Hamb. Werk- und Zuchthaus-Sachen 1808.

119. Eine wunderbare Rettung. (1710.) 349
Nach der Erzählung im "Deutschen Kundschafter," Lemgo 1764. S. 474. Dies Buch ist die Uebersetzung eines Werkes des Thomas Lediard, der um 1725—1730 bei der hiesigen Englischen Gesandtschaft als Secretair lebte und auch sonst als Schriftsteller bekannt ist.

120. *Von einem feinen Diplomaten.* (Um 1720.) 352
Ebendaselbst, S. 343. Lediard versteckt den Namen des Residenten Schlaaf (der erst 1738 starb) unter der Bezeichnung "Morpheus," wozu jetzt, nach 125 Jahren, kein Grund vorhanden ist. Die letzte Geschichte wird auch von einem späteren Rathsherrn erzählt.

121. Abermals vom Hamburgischen Frauenzimmer. (Um 1725.) 354
Ebendaselbst, S. 347 ꝛc. Ganz ähnliche Schilderungen, vielleicht aus derselben Feder (Lediard's), enthält die damals erscheinende Zeitschrift, "der Patriot." Den Hauptmann Wolff nennt Lediard "Lupiscus." Er hatte um 1725 die Wittwe des Hannöv. Agenten Schmidt geheirathet, und starb 1757 als Oberst-Lieutenant.

122. Von ochsigen Dingen. (Um 1730.) 359
Eine Zusammenstellung mehrerer Anekdoten, wozu das alte Hamb. Lustspiel: "die Schlachtelried," Schütz, Holst. Idiot. III. 181—183; Richey, Hamb. Idiot. 179, und die von einem längst verstorbenen angesehenen hiesigen Bürger erzählte Liebhaberei Anlaß gegeben haben. Der Name ist natürlich fingirt.

Seite

123. Von Herrn Stoltenbarg. (Um 1740.) 362
Nach mündlicher Ueberlieferung einer älteren Anekdote.

124. Von einer alten Einhüterin. (Um 1750.) ... 364
Desgleichen. — Ueber Zibürken giebt Richey, Idiot. Hamb. S. 349, eine umständliche Erläuterung. Die Geschichte soll, vielleicht etwas später als hier angegeben, wirklich passirt sein.

125. Wat man sick van Altona vertellt. (Um 1750.) 370
Der Sage kurzen Kern erzählt Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sagen S. 535. Die richtigere Ableitung des Namens Altona von der alten Au kann hier nicht näher begründet werden. Ueber Altona's historischen Anfang s. Lappenberg, Lorich's Elbcharte S. 69.

Landeß'sche Buchdruckerei